Zagler

Erzählungen

von

J. J. Zagler.

Erster Band.

München, 1862.
C. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Erzählungen

von

J. J. Zagler.

Ritter Hans Haußner aus dem Hegau.

Als Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495 auf dem Reichstag zu Worms den ewigen Landfrieden aufrichtete und in der Folge mit eiserner Strenge diejenigen bestrafte, welche denselben verletzten, namentlich aber die, welche noch immer das unselige Faustrecht in Ausübung brachten, da waren die Stegreifritter und Wegelagerer sehr erbost und erzürnt wider ihn. „Seht da, was dieser Max im Sinn führt!" riefen sie. „Er hat nichts Geringeres vor, als uns alle Vorrechte, Privilegien und Freiheiten zu rauben und dem edlen Ritterthum mit Einemmale sammt und sonders den Garaus zu machen!"

Zu den ärgsten Schreiern gehörte Ritter Hans Haußner aus dem Hegau. Dieser war ein ächter Heckenreiter und hatte schon seit Längerem sein ritterliches Dasein meistens nur mit Dem gefristet, was er auf Wegen und Straßen den Wanders- und Fuhrleuten abjagen konnte. Nun sah er durch den „verfluchten Landfrieden," namentlich durch die strenge Vollziehung desselben, auf einmal seine ganze Existenz auf das Aeußerste gefährdet, sich all seiner ritterlichen Vorrechte und Freiheiten beraubt. Das war für Hans Haußner eine ungeheure Frevelthat. Er schimpfte, raf'te und tobte wider den Kaiser und wider Alle, die auf

dem Reichstag zu Worms zu einem so „elendiglich, nichtsnutzigen, ehr- und gottvergessenen Zeug ihr einfältig Ja geben und dadurch das ganze edle Ritterthum so ungemein tief und erbärmlich verletzen und beschimpfen konnten.“

Ritter Hans war wegen des „verfluchten Landfriedens“ auch wirklich sehr übel daran. Mit dem „Wegelägern“ war nicht mehr recht zu trauen; denn der Kaiser ließ die, welche er ferners wegen „solch Getreib aufmährig“ machte, ohne Weiteres aufknüpfen und ihre Burgen zerbrechen. Von den Erträgnissen seines Eigenthums vermochte Ritter Hans schon lange nicht mehr zu leben; denn die wenigen Gründ', welche noch zu seinem fast halbverfallenen Burglein gehörten, waren sehr schlecht, für guten Wachsthum entweder zu steinig und sandig, oder viel zu naß und moosig, und überdieß schon seit vielen Jahren nicht mehr gehörig bebaut. Die besseren Aecker und Wiesen hatte er schon längst verkauft, und das Geld, welches er dafür eingenommen, auch schon längst wieder ausgegeben, namentlich für solche Dinge, die zu einer frischen und handsamen Lebensweis' eines muthigen, tapferen und ehrenfesten Ritters gehören und vonnöthen sind.

In Anbetracht aller dieser Dinge gerieth Ritter Hans schier in große Betrübniß, dann und wann sogar in arge Verzweiflung. Er war gewohnt, einen guten Imbiß zu verzehren und dazu etliche Krüglein voll guten Wein zu verschlucken; aber Küche und Keller standen leer, und im Säckel war in der Regel auch nicht sonderlich viel Baarschaft zu finden. Hans Haußner ward also deßhalb sehr zornig und unwirsch und schimpfte und fluchte oft so gewaltig darauf los, daß das Gemäuer hätte entzweispringen mögen. Damit war aber dem Uebel nicht abgeholfen,

weder Hunger, noch der unleidliche Durst gestillt, und das war eben das Aergste von all dem Argen, in welchem Ritter Hans Haußner steckte. Er besann sich hin und her, wie er es anstellen sollte, um sich vor der Hand „aus dem Aergsten zu verhelfen.“ Dazu vermochte er aber kein rechtes Mittel zu ersinnen und heraus zu finden. Endlich, nach vielem Kopfzerbrechen, entschloß er sich, vor der Hand und bis auf bessere Zeiten die Gastfreundschaft seiner Herren Nachbaren ein wenig, oder nach Umständen auch etwas mehr in Anspruch zu nehmen.

Diesem Entschluß ward auch sogleich Folge geleistet. Ritter Hans setzte sich auf das Roß und ritt bald auf diese, bald auf jene Burg seiner Herren Nachbarn und Freunde. Bei Jedem hielt er sich etliche, nach Gestalten der Dinge oft acht Tage und noch länger auf, ließ sich an seinem Tische den Wildbraten und Wein vortrefflich schmecken, war dabei stets guter Dinge und schimpfte zur Abwechslung dann und wann auf Kaiser und Reich tapfer los.

Mit der Zeit wollte ihm aber das Hin- und Herfahren auf fremden Burgen und das „Hinhocken“ auf anderer Leute Tische auch nicht mehr behagen, besonders aber deßhalb, weil er mit den „Weibsen“ seiner Freunde und Nachbarn nicht immer zurecht kommen konnte, und sie ihn oft mit spöttischer Miene und scheelen Augen ansahen, wenn er hie und da ganz unvermerkt um ein Paar Krüglein Wein zu viel getrunken und dabei um ein oder das andere Wörtlein zu viel geredet hatte.

Aeußerst zornig und arg verdrießlich warf sich Hans Haußner in seinen Lehnstuhl und sann nun wieder nach, wie er etwan das Höchstwiderwärtige seines Lebens abstellen

und in's Bessere umwandeln könne. Er entwarf allerlei Pläne und verwarf sie wieder; denn sie waren Alle keinen „schwarzen Pfenning" werth. Nur ein Plan kam ihm immer und wieder in den Sinn, und je länger er sich in denselben hineindachte, desto klarer und wahrscheinlicher kam es ihm vor, daß er sich durch das Gelingen desselben aus seiner harten Noth und Verlegenheit heraus helfen und arbeiten könnte. Dieser Plan ging nämlich dahin, daß er fürderhin bei den Weibsen sein Glück probiren wolle. Eine reiche Heirath, meinte Hans Haußner, könnte am Ende doch das beste Mittel sein, um damit die satanische Noth aus dem „Gesaß" hinaus zu treiben und dann wieder ordentlich und ruhiger schnaufen zu können.

Er theilte diesen Plan seinem Diener und Schildträger, dem alten, murrigen Wolf, mit. Der fand ihn außerordentlich klug und vernünftig. „Auf solch gescheid und fürtrefflich Plänlein hätt' Ihr schon längst gerathen sollen und nicht erst jetzt," sprach Wolf. „Vor etwan zehn Jahren, da wär's recht gewesen, da hättet Ihr bei dem Weibervolk sicher mehr und bess'res Glück gemacht, denn jetzt."

„Hei, du meinst, weil ich jetzt bereits ein guter Fünfziger bin?" erwiederte Ritter Hans laut lachend und im prahlerischen Tone. „Thut nichts! Wir sind trotz unsers etwas spätern Alters immer noch ein Gesell, der sich Eine zu erobern und heimzuführen getraut. Weißt ja, wie unser Einer mit den Weibsen umspringen kann, so wir's anders wollen. Es handelt sich jetzo nur darum, wo die Recht' aufzufinden, und so wir sie aufgefunden, wie es anzustellen sei, um sie auf die best' und kürzeste Weis' für uns're Minne zu gewinnen und sonder Weil

in unser altes und wurmstichiges Nestlein herein zu locken."

„Ja, so ist's und um das handelt es sich," gab Wolf bedächtlich zur Antwort. „Glück auf, Herr Ritter!"

„Wollens verhoffen, daß es sich aufthut, sonst fahr' ich noch so wüthig auf den verwünschten, ewigen Landfrieden los, daß sich darob Alles männiglich erstaunen und verwundern muß," sprach Haußner im gereizten Tone und indem er die Rechte drohend erhob.

Darauf ging er mit seinem Schildträger Wolf das ganze Register all jener Weibsen durch, welche ihm bekannt und noch frei und ledig waren, und von denen er auch wußte, daß sie ein erkleckliches Sümmchen als Mitgift bekommen würden. Sie kamen auf Diese und Jene zu sprechen, unter Andern auch auf die Schwester des Ritters Friediger auf Hohenkrähen. Diese wollte sich aber Hans Haußner nicht zur Gespons erküren, weil sie schief gewachsen war, ein zu großes Gebiß, nämlich drei sehr lange Oberzähne hatte und noch überdieß auch gerne und oft in's Weinkrüglein schauen thut. Dann brachte Wolf eine weitschichtige Verwandte des Ritters Görg Crebnitzer in Vorschlag, weil sie sicher ein annehmbares Stück Geld zur Aussteuer bekommen werde. Aber Haußner hatte ebenfalls keine Lust, bei dieser anzubeißen, weil sie schon über Fünfzig auf dem Buckel hatte, dabei so klein und dick war, daß sie schier aussah, wie eine Planetenkugel und noch überdieß ihr „annehmbares Stück Geld" für ihn zu wenig sei. Auch die Base des Clingenberger's kam auf's Tapet; aber die hatte kaum tausend Goldgülden zum Eigen, sonst aber sehr viel Widerwärtiges an sich; denn sie war ungemein geizig, bissig und zänkisch, dabei

so mager und dürr, wie ein verwitterter Zaunstecken, und ihr spitzmäusiges Antlitz Winter wie Sommer mit vielen und garstigen Sommersprossen übersudelt.

Von diesen Dreien wollte sich also Ritter Hans Keine zur Ehegesponsin erwählen. Etliche Andere hätte er wohl gewußt, bei denen er gerne als Brautwerber aufgetreten wäre. Aber da vermerkte er's schon im Voraus zu deutlich, daß er von der Einen einen schimpflichen Korb und mit einer Andern wenig oder gar keine Goldgulden bekommen würde. Da er also das schon im Voraus vermerkte und wußte, so wollte er lieber bei diesen gar nicht anbeißen und ihrer wegen „fein sauber das Maul halten."

Nachdem sie noch lange über das eine und andere Ritterfräulein Berathung gepflogen hatten, meinte Wolf, daß es bei solch Bewandtnissen am Ende doch das Best' und Gescheideste wäre, wenn sich sein Herr unter den Bürgerlichen ein „hold und fein Bräutlein" heraussuchen würde. „Wüßt' Euch unter den Bürgersleuten," sprach er, „gar Manche, die Euch etwan ganz recht sein könnt'. Will da unter Andern nur des steinreichen Gutberger's Töchterlein in Kaufbeuren drinnen benamsen. Dieß Töchterlein ist eine hübsch und feine Dirn', fast hold und schön, und hat, was bei Euch die Hauptsach' ist, ein bedeutend schweres Sümmchen Mitgift zu gewärtigen. So Ihr also Lust hättet, bei der als Freier anzurucken, so glaub' ich fast fest, daß Ihr da schnell zum guten Ziel gelangen könnt."

„Vermein' das schier auch," brummte Hans Haußner bedächtlich und im aufgeblasenen Tone vor sich hin. „Aber eine Bürgersdirn' und ich, ein Mann von fürnehmer Herkunft und uraltem Geschlecht?! Pfui, das geht nicht!

Kann mein ritterlich Blut nicht mit bürgerlichem Gepack vermengen. Nein, das geht nicht! Es wär' sicher jammerschad', ja ein Schandflecken, so ich . . .! Bedenk', meine ritterliche Ehre — meine Ahnen — mein Wappenschild — mein . . . mein . . . Pfui Teufel, ich, der Ritter Hans Haußner im Hegau, weltberühmt und hochangesehen, und eine Bürgersdirn'?!"

„Da mögt Ihr schon recht haben, im Einen, mein' ich, aber im Andern doch wiederum nicht," entgegnete Wolf. „Rittersehr', Ahnen, Wappenschild — das sind sicherlich lauter schöne Ding'; aber was nutzen und frommen sie, so Einer dabei Nichts zu nagen und zu beißen hat und so einem Regen und Wind in's Gesaß hinein dringen?"

„Beim Satan, da hast du wiederum Recht!" fuhr Haußner ärgerlich auf. „Der verfluchte Landfrieden! Blitz und Donner soll über die herab fahren, so zu Worms solch schändlich Zeug aufgerichtet! Ha, ich wollt . . .!?"

„Was nutzt da all Euer Geschimpf und Gemurr!?" ließ sich Wolf ernst und gelassen vernehmen. „Ich an Eurer Stell' ließ' vor der Hand den Landfrieden — Landfrieden sein und ritt' schnurstracks nach Kaufbeuren hinein und thät da bei der Gutberger Maid scharf — wollt sagen, fein artig und minniglich — anrucken und sie, so ich sie überredet hätt', frischweg heirathen. Die Maid ist schön und hold und . . . ."

„Ei, nichtsnutzig Zeug!" rief Hans Haußner barsch. „Wegen ihrer Schönheit scheer' ich mich den Teufel. Geld, Geld, das ist für unser Einen die Hauptsach'! — — Du meinst also, daß die Dirn' ein hübsches Sümmchen mit in's Haus brächt' und daß man bei ihr ohne viel Feder-

lesens gleich anrucken und sie leichten Kaufs überrumpeln und besiegen könnt'?"

„Das vermein' ich," sagte Wolf. „Probirt's und Ihr werdet sehen, daß der Wolf recht hat!"

Ritter Hans schwieg und überlegte sich ein wenig die Sache. „Nun, ich will's!" sprach er nach einer Pause. „Es ist am Ende ein Ding, so die Dirn' auch bürgerlicher Herkunft ist. Wir brauchen Geld und wegen Weiteres wollen wir uns nimmer länger den Kopf zerbrechen. Also, gleich morgen wollen wir den Ritt gegen Kaufbeuren thun. Wer wagt, gewinnt! Glück auf!"

„Glück auf!" setzte Wolf fröhlich bei.

Darauf befahl Ritter Hans seiner Haushälterin, der alten Urschel, sein festlich Gewand, nämlich das grüngestreifte Mäntelein und das gelbrothe Wamms, zurecht zu richten und da, wo das Eine oder Andere zu sehr fadenscheinig, oder sonst etwas schadhaft sein sollte, gehörig, nett und sauber zu vertuschen und zu verstoppen, so daß man von dem „Schädigen" nicht mehr leicht Etwas vermerken und gewahr werden könne. Wolf ward beauftragt, den grauen Schimmel, Haußner's Leib- und Turnierroß, säuberlich zu putzen und Alles, was von Stahl und Eisen ist, Schwert, Schild, Sporen ꝛc., sowie gesammtes Leder- und Riemenzeug in möglichst besten Zustand zu versetzen.

Nachdem Ritter Hans dieß Alles so angeordnet und anbefohlen hatte, ließ er sich den Abendimbiß auftragen. Wegen besonderen Vergnügtseins über das klug und fürsichtig ausgedachte Unternehmen, respektive lustigen Heirathsplänlein, gelüstete es ihm, heute denselben im großen Ahnensaal zu verzehren. Es ward ihm ein gebratenes Lamm auf den Tisch gesetzt, welches sein Schildknappe Wolf, trotz

des ewigen Landfriedens, auf der Weide gefunden und aus besonderer Vorliebe zu demselben zur Nachtszeit heimlich nach Hause gebracht hatte.

Während Ritter Hans an einem großen eichenen Tisch, der mitten im Ahnensaal stand, das gebratene Lamm in Angriff nahm und es zum Verspeisen zerlegte, setzten sich Wolf und die Urschel in einer Ecke desselben an ein kleines Tischlein und harrten sehnsüchtig auf die Ueberreste, die ihnen ihr Herr und Gebieter von dem Lamm von Zeit zu Zeit hinüber fliegen ließ, und zwar mit so geschickter Hand, daß die Brocken fast jedesmal auf die Mitte des Tischleins niederfuhren.

Das war also eine ganz lustige Abendmahlzeit. Ritter Hans lachte und knurrte sehr heiter, während er die besseren Bissen mit großer Begierlichkeit zwischen den Zähnen verarbeitete und dann hinunter schluckte. Wolf und die Urschel waren ebenfalls überaus heiter gestimmt, und fiselten das Wenige, welches ihnen die Großmuth ihres Herrn noch an den Beinen ließ, sauber und mit großer Emsigkeit von denselben los.

Am nächsten Morgen bestieg Hans Haußner, in säuberlicher und festlicher Gewandung und mit zwei ungemein langen, schwarzen und rothen Federn auf dem braunen Sammtbaret, den schon ziemlich bejahrten und bedeutend abgemagerten Grauschimmel und trabte mit demselben stolz und heiteren Sinnes zum Burgthor hinaus. Wolf, mit Schild, Schwert und Lanze versehen, jagte ihm auf einer alten Mähre lustig nach.

In Kaufbeuren angelangt, stiegen sie beim „güldenen Elephanten" ab. Ritter Hans verschlang da in raschen Zügen ein Paar Humpen Rheinwein, um sich vom heißen

Ritt etwas zu erfrischen und bei bevorstehender Brautwerbung seine Zunge geläufiger und lenksamer zu machen. Nachdem der Trunk geschehen war, trat er vor den Wandspiegel, um seine Figura nochmals in Augenschein zu nehmen. Ritter Hans war im Allgemeinen mit seinem Aussehen zufrieden. Nur seine ganz „absonderliche Mägerigkeit,“ dann die vielen Runzeln in seinem ritterlichen Antlitz, so wie das bedeutend graue und fast struppige Gelock auf dem ahnenstolzen Haupte wollten ihm nicht recht gefallen. Doch diese Kleinigkeiten, meinte er, könne man bei ihm wohl kaum in Betracht ziehen, inmaßen er doch ein ganz feiner und stattlicher Gesell sei, und sonst noch obendrein ein höchst fürnehmes Aussehen und sehr preiswürdiges Benehmen habe.

Nach geschehener Besichtigung seiner Figura trat Ritter Hans vom Spiegel zurück und befahl dem Besitzer des „güldenen Elephanten,“ ihn in die Behausung des ehrsamen Bürgers Gutberger zu führen oder führen zu lassen. Mit großer Bereitwilligkeit erbot sich der Wirth, den Ritter in eigener Person nach dem Hause des Gutbergers zu geleiten.

Langsamen Schrittes verließ nun Hans Haußner den güldenen Elephanten und folgte seinem Führer, der etliche Schritte vor ihm über den Marktplatz und dann durch die Gasse nach der Behausung des Gutbergers hinwackelte. Wolf mußte hintendrein gehen, und zwar mit Schild, Schwert und Lanze, um in der Stadt das gehörige Aufsehen zu erregen und dann im Weiteren dem Gutberger und seinem Töchterlein schon im Voraus vermerken zu lassen, was da los sei und, daß da nichts Geringes in sein Haus komme.

Bald waren sie vor der Behausung desselben angelangt. Gutberger saß mit seinem Töchterlein, der schönen Geberta, so eben in einer Laube, die in einer Ecke seines Hausgärtleins angebracht war. Ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren saß neben ihnen und plauderte ganz freundlich mit der holden Maid. Derselbe hieß Otto Kreßling und war der einzige Sohn einer reichen und angesehenen Patrizierfamilie von Kaufbeuren. Die schöne Geberta war seit Monden seine erklärte Braut.

Als die drei in der Laube den sonderbaren Zug heran schreiten sahen, geriethen sie darüber in große Verwunderung. Gutberger stand sogleich auf und ging, entblößten Hauptes, den Ankommenden entgegen.

Ritter Hans gab mit einem gnädigen Wink dem Besitzer des „güldenen Elephanten" zu verstehen, daß er seines Dienstes entlassen sei, und bedeutete dem Wolf, daß er sich mit seinem Rüstzeug in einiger Entfernung halten solle. Dann schritt er auf den Gutberger zu und sprach: „Gott zum Gruß, ehrenfester und absonderlich sehr liebwerthester Herr Burgersmann!"

„Gott zum Gruß, Herr Ritter!" erwiederte Gutberger freundlich. „Was steht zu Eurem Befehl?"

„Sollt's bald vernehmen," sagte Hans Haußner. Dann blinselte er ganz freundlich und mit einem äußerst gnädigen und herablassenden Blick in die Gartenlaube hinein und sprach: „Wessen ist das holdselig Frauenbild dort im grünen Nestlein?"

„Das ist meine Tochter, mit Ehren zu vermelden, die Geberta," lautete die Antwort.

„So, das ist Eure Tochter?! Vernehme das schier mit großem Wohlgefallen," sprach Haußner, indem er

dann rasch etliche Schritte auf die Laube zuging und mit sehr wohlgefälliger und ausnehmend gnädiger Miene die Geberta noch näher in Augenschein nahm.

„Seid von uns auf das Freundlichst' gegrüßt, viel lieb und holdselige Maid!" redete er nach kurzer Pause zu Geberta in die Laube hinein. „Hab' fast unter allen Weibsen, so ich je auf Burgen und fürstlichen Gehöften gesehen, nie etwas Schöneres und Preiswürdigers gefunden, als Ihr seid, vielliebstes Mägdelein! Vermerkt Euch das! Wir, Ritter Hans Haußner aus dem Hegau, sagen das zu Euch. Habt also auch schon von vornherein unser sämmtliches Wohlgefallen und all unsre ritterliche Geneigtheit, und das will das Wenige nicht heißen! Vermerkt Euch das wiederum! Weiteres sollt Ihr schier sehr baldigst zu Euer größten Lust und Freud' vernehmen!" —

Geberta ward im ganzen Gesichte feuerroth, während Ritter Hans so zu ihr redete. Vor dem kleinen Tischlein in der Laube stehend, getraute sie sich weder den Ritter, noch den Jüngling, der ebenfalls ganz verlegen ihr zur Seite stand, anzublicken, und als sie Etwas erwiedern wollte, vermochte sie kaum ein zusammenhängendes Wort hervor zu bringen.

„Thut nicht so zimperlich, holdselig Mägdelein!" sprach Ritter Hans, als er die große Verlegenheit der holden Jungfrau wahrgenommen hatte. „Habt von uns Nichts zu befürchten," fuhr er im ganz gnädigen und herablassenden Tone fort. „Wir sind wohl ein sehr tapferer, vielberühmter und hochansehnlicher Rittersmann, aber dessen ungeachtet doch auch wiederum ausnehmend frumm, gnädig und leutselig gesinnet, wie an allen Orten und Enden gar männiglich bekannt. Euch aber, holdschöne Jungfrau, bin

ich schon bei unserm ersten Zusammentreffen höchlichst gut gesinnet und fast über alle Massen genädig und vom ganzen Herzen lieb und freundlich zugethan. He, ist's recht so? Vermerkt Euch das wiederum! Weiteres..... Nun, will Euch nicht gleich schon im Voraus All und Jedes haarklein verlauten lassen und auf Euer klein und nett Näslein binden. — Holdselig Kind, seht uns jetzt einstweilen scharf an, und befragt dann unser wegen so oder so Euer pochend Herzlein! Es wird... es wird Euch sicher etwas gar Liebes und Holdangenehms sagen..."

Mit diesen Worten ergriff Ritter Hans die Hand des erschrockenen Mädchens und drückte auf dieselbe einen festen, sehr vernehmbaren Kuß. Dann wendete er sich um und schritt wieder auf Gutberger zu. Dieser hatte etliche Schritte von der Gartenlaube mit großem Erstaunen das sonderbare Gebahren des Ritters mit angesehen und wußte nicht, was er davon denken sollte. Eben so erging es dem Otto Kreßling, dessen Blicke voll Unmuth auf den Ritter gerichtet waren.

„Tretet ein wenig bei Seit'!" sprach nun Haußner zu Gutberger. „Hab' Euch Etwas in's Geheim zu sagen."

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging Gutberger mit dem Ritter etwas mehr von der Laube hinweg. Unter einem großen und schattigen Birnbaum ward Halt gemacht.

„Das Glück Eurer Tochter ist gemacht, fix und fertig!" begann nun Haußner im aufgeblasenen und prahlerischen Tone. „He, Ihr begreift das?"

„Begreif's nicht," erwiederte Gutberger erstaunt und bedenklich den Kopf schüttelnd.

„Nicht? Nun werdet es sogleich begreifen," fuhr Ritter Hans fort. „Höret! — Wir haben so da und

dort von Eurem lieb und schönen Töchterlein so viel Lob- und Preiswürdiges vernommen, daß wir ein ganz absonderliches Gelüst bekamen, uns in eigener Person von dem Gehörten zu überzeugen. Aus diesem Grund kamen wir also hieher und zu Euch — und sieh' da, dem ist wirklich so, ja fast noch viel mehr, denn so! Und weil dem so und nicht anders ist, so haben wir unser freundlich Aug' auf Euer hold und lieb Töchterlein geworfen und nach reiflichem Befragen unsers Herzens den schnellen Entschluß gefaßt, dasselbe aus dem gemeinen Burgersstand heraus zu reißen und zu unserm ehelichen Gespons empor zu heben. Nun begreift Ihr's!"

„Begreif's nun schier wohl," sprach Gutberger verlegen. „Aber . . ."

„Verspart Euch solch Aber auf die Letzt und laßt mich vorerst ganz ausreden, damit Euch das Ein, wie das Andere recht klar und sattsam in den Sinn kommt!" unterbrach Hans Haußner den Gutberger rasch. „Vernehmet also sonder Zwischenred' im Weiteren! — Wir sind der Ritter Hans Haußner aus dem Hegau, der letzte Sproß' eines ruhmwürdigen Heldengeschlechtes — eines Geschlechtes von königlicher Abkunft und vor dem einstens schier die Welt erzitterte. Will Euch da nicht herzählen, wie viel Tausend Jahr' meine hochedeln Ahnen zurückgehen, eben so wenig, welch große Heldenthaten wir schon verrichtet haben. Nur so viel sollt Ihr vernehmen, daß wir als tapfere Recken an allen Enden und Orten, ja schier auf dem ganzen Erdenrund männiglich und hochpreiswürdiglich bekannt und berühmt sind und schon manch Dutzend durch unsere vielmächtige Hand gefallen ist. Wie viel noch durch unsere Tapferkeit ins Gras beißen müssen,

vermögen vor der Hand weder wir, noch Jemand Anderer aufzuzählen. Also wollen wir Euch darüber auch nicht weiteren Bericht thun. Dieß Wenige aber, mein vielliebster und sehr ehrenfester Herr Gutberger, sei Euch zur Stell' auch nur deßhalb gesagt, damit Ihr beiläufig und sattsam wissen und erkennen möget, wer hier vor Euch stehet, und welch hohe Ehr' Euch erzeiget wird, so wir uns herablassen, Eurer Töchterlein an das Sonnenlicht unsers hochedlen Standes und unserer vielgroßen Berühmtheit empor zu heben. Also wißt Ihr's! Nun, hebt an und laßt uns Euern Bescheid vernehmen!"

„Herr Ritter, kann Euch da auf Euern so gethanen Für- und Antrag keinen fast angenehmen Bescheid geben!" sprach Gutberger, welcher mit vieler Ruhe und großem Erstaunen den Großsprecher angehört hatte. „Ihr erzeiget da mir und meinem Kind viel und große Ehr'; aber es thut mir von Herzen leid, daß ich dieselb' mit schönstem Dank ablehnen muß; denn meine Tochter ist bereits seit Monden die Braut eines Andern — eines jungen, wackeren und ehrsamen Mannes hiesiger Stadt. Also kann sie nicht mehr die Eurige werden. Und mit Vergunst, Herr Ritter, wär' dem auch nicht so und meine Tochter noch frei und ledig, so würd' ich Euch sie dennoch nicht zur Frau geben. Hätt', gerade heraus gesagt, nicht gar sonderlich Lust, einen Ritter von heut zu Tag' mir zum Eidam zu wünschen, und auch meine Tochter — weiß das sicher — hat wenig oder gar kein Verlangen darnach, eine Rittersfrau zu werden."

„Ihr seid sehr kühn, sehr kühn!" sprach Hans Haußner im heftigen und aufgebrachten Tone. „Hätt' solch keckes Wort wohl nicht von Euch erwartet. Sollt

auch wohl wissen, daß es Euch geziemet, nur mit Ehrfurcht zu einem Rittersmann zu sprechen, wie ich Einer bin — zu einem Rittersmann, sag' ich, der überall mit offenen Armen empfangen wird, der, so er anders will, sich unter den Schönsten und Fürnehmsten, ja sogar unter den edelsten Prinzessinen, Eine zur Gesponsin erküren kann. Wißt Ihr, was das heißt, mein viel bester und ehrenfester Herr Gutberger und Bürgersmann allhier?"

„Weiß das wohl," antwortete Gutberger ruhig und mit spöttischer Miene. „Aber das weiß ich nicht, wie es kömmt, daß Ihr Euch an eine Bürgerliche wenden möget, so Ihr anders bei den Fürnehmsten und Prinzessinen so viel Glück machen könnt?"

„Sollt das mit der Zeit sattsam erfahren," sprach Hans Haußner rasch und wieder einen mehr freundlichen Ton anschlagend. „Für jetzt aber mag's Euch genügen, so ich Euch sag', daß uns ein einfach sittlich Mägdlein aus dem Bürgerlichen fast lieber ist, denn Eine von den Fürnehmsten oder gar eine Prinzessin. Auch sehen wir nicht auf reiche Mitgift. Das ist eitle Nebensach' für unser Einen. Also wißt Ihr's, wenn auch nur im ganz Wenigen! — Nun, viel liebster und ehrenfester Herr Gutberger, überdenkt Euch nochmals die Sach' und unsern an Euch gethanen Fürtrag! Bedenkt dabei ferners unsern hohen Stand, Ruhm und Glanz, so wie nicht minder auch unsere ritterliche Thaten, so wir als ächter Held und Ritter bereits gethan und ausgeübet!"

„Bin da ganz im Reinen und sohin in der Sach' auch alles weiteren Bedenkens überhoben," entgegnete der Gutberger schnell gefaßt.

„Nun und wie steht's Euch da im Sinn?“ fragte Ritter Hans mit rascher Neugierde. „Redet offen und gerad' heraus, mein viel ehrenfester Herr Gutberger!“

„So Ihr's verlangt, will ich mir auch kein Blatt vor den Mund nehmen, Herr Ritter!“ kam's zur Antwort entgegen. „Daß Ihr der Herr Ritter Hans Haußner aus dem Hegau seid, weiß ich. Auch ist mir und Andern fast zum Genügen bekannt, welch große Heldenthaten Ihr in unserm Gau, bald da und dort, verübet und verrichtet habt. Weiß das leider ganz gut, Herr Ritter! Werdet auch sicher und gar wohl verstehen, wie ich das vermein'! Im Fernern weiß ich auch, wie es heut zu Tag mit dem Ruhm und Glanz, so wie mit all der Würd' und dem hochpreislichen Getreib so mancher Ritter aussieht und beschaffen ist. — Nehmt mir's nicht übel auf, so ich da so ganz gerad' die Wahrheit red'! Weiß das Alles, Herr Ritter, und fast noch um Einiges mehr! Will Euch aber darüber nichts Weiteres mehr sagen, als daß das ganze Land Gott bittet, daß er den gnädigen Kaiser Max segnen wolle; denn er hat durch die Errichtung des Landfriedens dem ganzen heiligen römischen Reich eine große Wohlthat erzeiget. Nicht minder mög' Gott all jene edlen und rechtschaffenen Fürsten und Herren schirmen und segnen, so dem Kaiser zur Aufrechthaltung des Landfriedens getreulich verhelfen und ersprießlichen Beistand leisten! Mög es unserm gnädigen Herrn Kaiser und seinen Getreuen bald und sicher gelingen, die Weg' und Heerstraßen von all dem nichtswürdigen Räubergesindel — den Buschkleppern und Heckenreitern — zu säubern, auf daß der Wanderer wieder frei und ungeschoren einhergehen kann und nicht mehr so oft die Tapferkeit gewisser hochpreiswürdiger

Herrn Ritter zu verspüren hat. Nun wißt Ihr's, wie mir's da im Sinn steht! Nichts für ungut!"

„Ha, Ihr redet ja da heraus, wie ein recht ungeschliffener Gesell?" rief Ritter Hans zornig und mit schlecht verhehltem Ingrimm aus. „Was versteht Ihr vom Landfrieden — diesem elendiglichen Gezeug, dann vom edlen Ritterthum, von seinen Vorrechten, Privilegien und Pflichten und dergleichen?! Halt darüber Euer gottlos Maul, und schwatzet lieber von Eurem gemeinen Bürgerswesen! Das steht Euch zu, And'res nicht! Hei, wie kühn, lügenhaft und frech heut zu Tag der gemeine Mann wird? Hätt' schier gute Lust, Euch dafür ein Weniges zu züchtigen. — Doch, wir wollen's Euch großmüthig nachsehen, dieweilen wir sattsam erkennen, daß Ihr von Sachen des hochpreis- und ruhmwürdigen Ritterthums nichts begreift und versteht, also nur mit der Gesinnung eines gemeinen Mannes denkt und mit einer bürgerlichen Zung' daher schwatzt. Im Uebrigen sind wir auch nicht daher gekommen, um mit Euch über Dinge zu traktiren, zu denen Ihr mit Euerm bürgerlichen Aug' nicht hinaufsehen und die Ihr sammt und sonders nicht begreifen und erfassen könnt, sondern wegen unsers Euch zuvor kundgegebenen Antrags. Ihr versteht uns, mein sehr ehrenfester Herr Gutberger?!"

„Herr Ritter," sprach Gutberger ernst und über das hochmüthige und prahlerische Gebahren und Gered' des Hans Haußner immer mehr in Unwillen versetzt und aufgebracht, „so es Euch genehm ist, wollen wir den Handel ganz kurz und sogleich abmachen und in's Klare bringen!"

„Das ist uns sehr genehm! Also redet, kurzweg!" erwiederte Ritter Hans, indem er beide Arme in einander

schlang und dem Gutberger scharf, aber mit gnädig freundlichem Blick in's Angesicht blinselte.

„Für's Erste, Herr Ritter," fuhr Jener im gereizten Tone fort, „irrt Ihr Euch sehr, so Ihr glaubt und meint, daß ich das Wesen und Unwesen gewisser Rittersleut' — ich mein' da die saubern Weglagerer, Buschreiter und Landfahrer — nicht sattsam kenn'. Hab' leider nur zu viel Kund' von diesem heillosen Gevolk, das ehrliche Leut auf den Heerstraßen überfällt und ausplündert. Eben so irrt Ihr Euch ganz gewaltig, so Ihr etwan vermeint, daß nicht alle ehrlichen Leut' im ganzen deutschen Reich für den Landfrieden sind und nicht gerne Alles aufbieten, um ihn aufrecht zu erhalten und den ritterlichen Schnapphähnen und Wegelagerern den Garaus zu machen. Das sag' ich Euch wiederholt, frei und offen, in's Angesicht. Und so Ihr mir's etwa nicht glauben wollt, so könnt Ihr darüber auch and're Leut' befragen. Die werden Euch das Nämliche sagen. Was nun aber im Weiteren Euern Antrag wegen meiner Tochter betrifft, so sag' ich Euch ebenfalls ganz unverholen und g'rad heraus, daß aus der Sach' nichts wird. Meine Geberta ist, wie Ihr bereits vernommen, schon seit längerem die Braut eines Andern, und wenn dem auch nicht so wär', so würd' sie doch nie und nimmer die Eure werden. Nun wißt Ihr's, und somit Gott befohlen, Herr Ritter!"

„Daß Ihr wie ein grober, ungeschliffener Gesell daher redet, haben wir Euch bereits verlauten lassen," knurrte Hans Haußner höchst aufgebracht und sich alle Mühe gebend, um seinen Zorn und Ingrimm zu verbeißen und nicht zum Ausbruch gelangen zu lassen. „Doch dafür könnt Ihr nichts, dieweilen Ihr sicher keine rechten

Manieren habt, und es auch nicht verstehet, mit unser Einem in höflich glatten Worten über eine Sach' zu traktiren. Also wollen wir aus diesem Grund gute Nachsicht mit Euch haben und Euch allen Ernstes gemahnen, daß Ihr bald zur rechten Einsicht gelangen und Euern gröblichen Fehl sattsam erkennen und bereuen möget! Thut also, wie ich Euch geheißen, ehrenfester, aber in gewissen Dingen höchlich bethörter Herr Gutberger! Bedenkt All und Jedes, und dann — etwan in acht oder zehn Tagen — wollen wir wiederum über diese Angelegenheit Rede führen!"

„Ist nicht von Nöthen," warf Gutberger ein. „Hab All und Jedes schon überdacht. Es bleibt dabei!"

„Wir wollen's sehen — in acht oder zehn Tagen!" entgegnete Jener im hochtrabenden Tone. „Wir, der Ritter Hans Haußner von Hegau, wollen das! Werdet wohl begreifen können, was das heißen soll?! Bis dahin gehabt Euch also wohl Herr . . . Herr ehrenfester Gutberger!" —

Mit diesen Worten wendete sich Ritter Hans stolzen Schrittes vom Gutberger ab und auf die Gartenlaube zu. Da er aber dieselbe leer fand, so kehrte er rasch um, und, ohne den Gutberger noch eines weiteren Blickes zu würdigen, auf das Hofthürlein hin, vor welchem sich Wolf mit seinem Rüstzeug aufgepflanzt hatte. „Aus dem Weg, verfluchter Galgenstrick!" rief er diesem voll Zorn und zähneknirschend zu. Dann trabte er rasch zum Thürlein hinaus und eiligen Schrittes die Gasse entlang, wieder auf den „güldenen Elephanten" zu.

Ohne ein Wort zu erwiedern, aber voll Unwillen in seinen Bart brummend, keuchte Wolf mit seinem Rüstzeug hinter seinem Herrn und Gebieter einher. Als sie im

„güldenen Elephanten" angekommen waren und dort zur Thür hinein traten, gab Ritter Hans in seinem Zorn und Aerger dem Wolf einen so gewaltigen Renner, daß dieser einen bedeutenden Stolperer machte und mit Schild, Schwert und Lanze in den Hausgang und auf den Boden hintaumelte.

Wolf erhob sich rasch vom Boden und knurrte seinem Herrn fast grimmig in's Angesicht; denn er wollte sich diesen unbändigen Renner nicht gutwillig gefallen lassen und sein „Maul auch ein wenig rühren." Ritter Hans ließ ihn aber nicht zu Wort kommen, raste und tobte wie ein Wahnsinniger und schimpfte ganz gräulich auf den Wolf los, weil er ihn wegen der einfältigen Burgersdirn' so in die Stadt hereingefoppt, und er, der Hans, beim Gutberger auf eine so ungemein verdrießliche Weise angerannt sei.

Wolf aber suchte die Schuld gänzlich von sich abzuwälzen und sagte, daß er bei der ganzen Angelegenheit nur das Beste im Aug' gehabt habe, wegen des mißlungenen Ganges nichts dafür könne, und eigentlich sein Herr selbst die Schuld trage, weil er bei der Brautwerbung gleich gar zu jach und scharf mit der Farb' heraus geruckt sei.

„Solch gemeine Leut'," sagte er, „können's nicht gleich recht begreifen, so in solchen Dingen ein fürnehmer Ritter daher kömmt und sich verlauten läßt, daß er ein ganz geringes Bürgersmägdelein heirathen will. Man müsse da zuerst ganz sacht' und leis anpacken, sich bei solch einem Gevolk vor Allem gehörig und sattsam einschmeicheln und erst dann, so man sie ganz herum gebracht und kirre gemacht, mit dem Haupttrumpf zum Vorschein kommen."

Allein Wolf mochte sagen, was er wollte, sein Herr

blieb über alle Massen fuchtig und widerwärtig; er grollte, schimpfte und fluchte in Einem fort, sowohl im güldenen Elephanten, als auch beim Heimritt, und nachdem sie wieder daheim im Nestlein saßen, wollte er auch noch nicht aufhören und satt werden.

Da dachte sich der Wolf: „Muß ihn doch wieder etwas zahm machen und mich bei ihm wieder ein wenig einschmeicheln! Er hört mit seinem unsinnigen Gemurr und Geblärr nicht eher auf, bis ich ihm wieder das Maul verstopf'."

Dann ging der Wolf fort, in's Freie hinaus, und kam erst am späten Abend wieder zurück, aber nicht allein, sondern mit einem recht angenehm frischen und fetten Schweinlein, welches er, und zwar wiederum trotz des „ewigen Landfriedens," in dem Stall eines Bauern durch günstigen Zufall entdeckt, fürsichtiglich herausgenarrt und dann mit einem kräftigen Schlag auf den Kopf zum Schweigen gebracht hatte. Besagtes und angenehm fettes Schweinlein mußte die alte Urschel sauber und ordentlich herrichten und gleich im Ganzen braten. Auch für einen guten Schluck Wein hatte der vorsichtige Wolf Sorge getragen.

Wolf hatte in dem, was er sich zuvor gedacht, auch vollkommen Recht gehabt; denn als sein Herr das gebratene Schweinlein erblickte, machte er auf einmal wieder ein freundliches Gesicht, und ließ auch wieder auf eine manierliche Weise mit sich reden. Ritter Hans lächelte überaus freundlich, lobte Wolfs glücklichen Einfall und zartsinnige Aufmerksamkeit, und machte sich dann mit großer Begierlichkeit und vielem Appetit über das frisch gebratene Schweinlein her.

Während er also dasselbe in Arbeit nahm und mit großer Behendigkeit ein Stück nach dem andern seinem Mund zuführte, ritt plötzlich der Ritter Görg Crebnitzer zum Burgthörlein herein. Als der Hans Den herein reiten sah, nahm er eine Schweinskeule, trat mit derselben rasch ans Fenster und winkte und grüßte mit ihr ganz freundlich zum Crebnitzer hinaus. Dieser verstand auf der Stele den freundlichen Wink, sprang jach vom Roß und eilte zum Hans in die Stube hinein. Und als er sah, wie viel Gebratenes der Hans auf dem Tisch hatte, ward er ebenfalls ungemein froh und heiteren Sinnes. Dann setzte er sich zum Hans an den Tisch und aß mit ihm sehr viel von dem gebratenen Schweinlein; denn er hatte set dem Frühstück nichts Erkleckliches mehr in den Magen gebracht und folglich einen ganz unbändiglichen Hunger.

Nachdem die Beiden übermäßig viel gegessen und das ganze Schweinlein bis auf die Knochen aufgezehrt hatten, fing der Hans an, dem Crebnitzer seine ärgerliche Angelegenhet, nämlich seine mißlungene Brautfahrt nach Kaufbeuren zu erzählen.

Dieser war ungemein erstaunt darüber, daß es seinem lieben Freund und Bruder in seinen alten Tagen noch im Sinne liege, sich ein Weibsen zu küren. Als ihm aber der Hans aus einander setzte, warum er sich ein Weibchen nehmen wollte, da ward der Crebnitzer ganz eines Sinnes mit ihm und sagte: „Recht hast, Bruder Hans!"

Im Laufe des Gespräches ward auch Wolf zu Rath gezogen, und als dieser seine Ansicht wegen des zu schnellen Herausrückens seines Herrn beim alten „ungeschlachten und gröblich gehobelten Gutberger im Städtlein drinnen"

wiederholt vernehmen ließ, gab ihm der Crebnitzer ganz recht.

„Es ist eine alte Sach'," sprach dieser, „daß nicht gleich immer beim ersten Hieb der Baum umfällt, besonders so Einer gleich so jach und unbändiglich dreinhauet, wie du da gehauet hast. Sag' dir also, daß hier in dieser Sach' das Spiel noch nicht verloren ist, so du dabei anders ein wenig still und sacht', dann aber auch wiederum mehr klüger und vorsichtiger zu Werk gehest. Will dir dabei auch gern zur Seit' stehen und sattsane Hilf' leisten. Du weißt, ich versteh's, mit den Weibsen umzuspringen!"

„Versteh's auch!" warf der Hans rasch hin.

„Laß das gut sein!" fuhr Görg Crebnitzer im lebhaften Eifer fort. „Wir führen's durch, so daß die Dirn' dir zum Eigen wird. Und geht's nicht im Guten, so entführen wir sie frischweg dem alten ungeschliffenen Kauz. Dann ist's Punktum und du hast sie!"

Als Hans Haußner den Crebnitzer so reden hörte, war er sehr erfreut darüber. Dann bat er ihn, ihm bei der Sache auf eine ersprießliche Weis' unter die Arme zu greifen und ihn nicht sitzen zu lassen, bis der al' Esel drinnen, nämlich der Gutberger, übertölpelt und das einfältig Gänslein sammt und sonders in seinem wurmstichigen Nestlein sitze.

Darauf ward noch über das Eine und Andere Rath gehalten und am Ende ausgemacht, daß der Crebnitzer in acht Tagen nach Kaufbeuren hinein reiten, dem Gutberger auf eine fein artige Weise in's Haus rücken und der Geberta hinter dem Rücken ihres Vaters ein zärtlich Brieflein zustecken sollte.

Um zu dem fraglichen Unternehmen einiges Geld in den Säckel zu bekommen, ging Ritter Hans her und verkaufte von seinem wenigen Besitz noch etliche Hub Land, und zwar so wohlfeil, als es nur Jemand kaufen wollte.

Nach Verlauf von acht Tagen machte sich der Crebnitzer auf den Weg und ritt mit einem Brieflein, das sich der Hans von einem fahrenden Mönch hatte aufsetzen lassen, nach Kaufbeuren, um daselbst nach der verabredeten Weise den Gutberger zu Gunsten des Haußners zu bearbeiten und der Maid das Papierlein recht fein und fürsichtig in die Hände zu spielen.

Der Crebnitzer bot beim Gutberger alle seine Beredsamkeit auf, um den Ritter Hans gehörig herauszustreichen; er pries ihn als Einen der Edelsten unter den Rittern, übervoll von lauter schönen Tugenden und guten Eigenschaften und gar seltener Tapferkeit. Allein er vermochte trotz all seiner Beredsamkeit nichts „Erkleckliches“ auszurichten. Der Gutberger blieb einmal bei seinem starren Sinn und sagte, daß ihm der Ritter Hans sammt all seinen Tugenden und seltener Tapferkeit schon ganz lieb und recht sei, daß er aber dabei doch so seine eigenen Gedanken habe und in Betreff der fraglichen Angelegenheit überhaupt vom Ritter Hansen aus Hegau Nichts mehr wissen wolle. Dann wiederholte er dem Crebnitzer, was er vor acht Tagen dem Hans Haußner selbst schon in's Gesicht gesagt hatte, und somit wußte der Crebnitzer, wie es da mit der ganzen Angelegenheit beschaffen sei.

Aergerlich darüber, daß er seinem lieben Bruder Hans keinen besseren Bescheid hinterbringen könne, ging nun der Görg Crebnitzer in den „güldenen Elephanten,“ um seinen Verdruß durch den Genuß etlicher Humpen Rheinweins

ein wenig wegzuschwemmen. Und während er „das Weinlein fleißig in den Schlund rinnen“ ließ, dachte er über die Sache im Langen und Breiten nochmals ernstlich nach, bald so und bald wieder anders. Endlich, nach vielem Besinnen und nachdem der Verdruß bereits so ziemlich hinweg geschwemmt war, fiel dem Crebnitzer etwas „Rechtes“ ein, und dann sumste er mit schelmisch lächelnder Miene vor sich hin: „Mußt dem Hans wegen der Dirn' doch nicht gleich alle Hoffnung benehmen, und ihm etliche Flausen vormachen. Schad't ihm nichts, dem alten Fludrian und großmauligen Gecken!“

So dachte sich der Görg Crebnitzer, denn er war in manchen Dingen ein großer Schelm und machte sich also gerade kein Gewissen daraus, seinen „lieben Freund und Waffenbruder“ ein wenig anzulügen und zum Besten zu haben.

Dann übergab er dem Beherrscher des „güldenen Elephanten“ das fragliche Brieflein, mit dem Bedeuten, daß er es der Tochter des Gutbergers zustellen solle, und zwar so, daß es der Alt' nicht vermerken kann. Zum Lohn für diesen Dienst überreichte er dem güldenen Elephanten extra einen schwarzen Pfenning. Ihm selbst war es nicht möglich gewesen, der Maid das Brieflein zuzustellen, weil er sie im Hause des Gutbergers gar nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Nachdem dieß geschehen und die Zeche berichtet war, ritt Görg Crebnitzer wieder heim, nämlich schnurstraks zum Hans Haußner auf die Burg. Dieser war fast höchlich erfreut, als er den Crebnitzer mit einem ganz heitern Gesicht daher traben sah. Darauf fragte er diesen, was er ausgerichtet habe.

„Bring' dir fast keine gar gute, aber auch immerhin schier keine gar schlechte Botschaft," sagte Görg Crebnitzer. „Es ist so und so; doch es geht und wird was, wenn's recht geht und wir nicht auslassen. Die Maid, sag' ich dir, ist fast schon ein Weniges vernarrt und angebrannt. Mußt ihr verflucht gefallen haben!"

Und nun berichtete der Crebnitzer, was er sich während des Heimrittes zusammengedacht hatte. Er erzählte, was und wie er mit dem Gutberger gesprochen, daß dieser ein höchst eigensinniger und überaus einfältiger und grober Starrkopf sei und von der ganzen Angelegenheit nichts wissen wolle, daß es ihm aber im Weiteren vollkommen gelungen, der Dirn' das Brieflein heimlich und verstohlens zu Handen zu bringen, und er es dieser auf der Stell' im Gesicht angesehen habe, daß mit ihr Etwas zu machen und sie, wie er es ihr ferners abgemerkt habe, schier nicht viel abgeneigt wäre, mit dem „stattlichen und viel berühmten Ritter Hans aus dem Hegau" einen heimlichen Liebespact einzugehen und so Etwas und dergleichen mit ihm anzuzetteln.

Weil es nun so und nicht anders stehet, so sei er, der Crebnitzer, der Meinung, daß man der Sach' im Einen wie im Andern den gehörigen Verlauf lassen, und dann und wann, bald so und bald wiederum so, die Maid auf eine geschickte und fürsichtige Weis' und Manier zu gewinnen suchen solle, und zwar immer ganz sacht' und sehr fein, sammt und sonders aber hinter dem Rücken ihres starrsinnigen Vaters. Sei die Maid einmal herumgebracht und nur so halbwegs in's Garn gelockt, dann wäre es das Best', kurzen Prozeß zu machen und sie gleich ganz frischweg zu entführen. Uebrigens lasse ihn

die Dirn' einstweilen ganz verstohlens, aber sehr höflich und schönstens grüßen.

Als Ritter Hans dieß Alles hörte, war er über alle Massen froh, lobte den guten und höchst klugen Einfall seines vielliebsten Bruders und Waffengefährten und bat diesen, sich seiner Sach' im Weiteren fest anzunehmen, um sie zum besten Ziel zu führen. Der Crebnitzer versprach guten Beistand, in Allem und Jedem sein Bestes zu thun und tröstete den Hans mit den schönsten Hoffnungen.

Im Lauf der nächsten Zeit ritt der Crebnitzer, nach Wunsch und Gutbefinden des Hans Haußner's, öfters nach Kaufbeuren hinein, sprach auch dann und wann beim Gutberger zu, unterhielt sich mit diesem über allerlei gleichgiltige Dinge. Vom Ritter Hans, seinem lieben Bruder und Waffengefährten, war nur hie und da so nebenher die Rede. Und kam's dazu, so wurde der Hans auch jedes Mal ganz tüchtig durchgehechelt, und wer dabei sich über den drolligen und großmauligen Schnapphahn am meisten lustig machte und dazu lachte, das war der „gute, vielliebste Freund," der Görg Crebnitzer.

Um in Betreff der fraglichen Angelegenheit Nichts zu verabsäumen und zum guten Gedeihen derselben das Seinige beizutragen, ritt auch Ritter Hans Haußner dann und wann in's Städtlein hinein, meistens an Sonn- und Festtagen. Da tummelte er seinen dürren Grauschimmel nach ächt ritterlich fürnehmer Art und Weise bald über den Marktplatz, wenn die Leut' im Vor- oder Nachmittage aus der Kirche gingen, bald wieder durch die Gassen der Stadt, um gehöriges Aufsehen zu machen, namentlich aber, um der schönen Maid gute und hinlängliche Gelegenheit

zu geben, ihn sehen, bewundern und sich recht sattsam in ihn vernarren und verlieben zu können.

Da also der Ritter Hans sich so sonderbarlich und auffallend geberdete, so kam es bald dazu, daß er in ganz Kaufbeuren zum Stadtgespräch wurde. Alles schüttelte den Kopf und lachte über den „narreten Ritter," und wenn ihm Einer im „güldenen Elephanten" oder sonst irgendwo wegen der Geberta einen Bären aufbinden konnte, der versäumte es gewiß nicht.

Wer ihn aber am Meisten in's Gerede brachte, das war sein schlechter „guter Freund," der Crebnitzer. Dieser hatte eine ungemein geschwätzige Zunge, plauderte also da und dort Alles aus, und that sogar noch groß damit, daß er den lustigen Spaß so gut zu traktiren wisse und er gleichsam der Urheber und Lenker desselben sei.

Crebnitzer ritt also in der Folge jede Woche einmal nach Kaufbeuren hinein, und brachte dem Hans bald Dieses, bald Jenes, bald mehr, bald wieder weniger Hoffnung nach Hause, obgleich er oft mit Gutberger und dessen Töchterlein gar kein Wörtlein gesprochen hatte. Besonders aber suchte er dem Hans weiß zu machen und ihn auf dem Glauben zu lassen, daß es, wenn es etwa im Guten nicht bald seinen rechten Verlauf nehmen sollte, am Ende mit der Entführung der Maid keine besonderen Schwierigkeiten haben werde, und daß er es schon so anrichten könne und wolle, um das „einfältig Gänslein" mit leichter Mühe daran zu kriegen. Je nach Zeit und Umständen schien dieß auch dem Hans das Best' und Sicherste zu sein. „Hab' ich das Mägdlein einmal," sprach er, „so führ' ich's, ob's will oder nicht, schnell zum Altar, und ist's dann einmal mein Weib, so muß mit der Zeit der

„alt Starrkopf" auch herbei und in den sauren Apfel beißen und mit der Mitgift herausrucken und ersprießlich ausblechen, ob er dann auch will oder nicht will. Er muß und wir haben das Ziel erreicht."

Hans Haußner war also seiner Sache fast sicher, und eiferte den Erebnitzer auf alle mögliche Weise an, sie bald und ohne vieles Säumen und Zaudern zum guten Ausgang zu bringen.

Der Erebnitzer versprach wiederholt Alles, und machte, wie immer, dem Hans die besten Hoffnungen. Dann und wann, besonders in letzterer Zeit, war es ihm auch sogar ernst, seinem Freund zu der beabsichtigten Entführungs-Angelegenheit behilflich zu sein. Aber seine geschwätzige Zunge verrieth immer wieder Alles; denn, wenn er zu Kaufbeuren im güldenen Elephanten saß und da nur ein Paar Humpen Wein zu viel getrunken hatte, so ließ er über Haußner's Willen und Absicht, theils im Ernst, theils im Spaß, gar gerne manches Wörtchen fallen, und so kam es denn auch, daß bald Jedermann wußte, was der Ritter aus dem Hegau im Schild führe.

Während nun Beide, der Haußner und der Erebnitzer, in der fraglichen Angelegenheit immer hin- und herritten und mit einander über die Art und Weise, wie die Geberta am Besten zu erwischen sei, traktirten, verstrichen Wochen für Wochen, ohne daß sich die Sach' zum guten Ausgang lenken wollte.

Mittlerweile kam die Zeit, daß Die von Kaufbeuren beschlossen, zum Andenken an die Begründung ihrer hochlöblichen freien Stadt den Jahrestag zu feiern. Um denselben recht festlich zu begehen, ward Allerlei, Ernstes und Kurzweiliges angeordnet. Unter Anderm ward auch nach

damaligen Sitten und Brauch etwas Ritterliches, nämlich ein großes Turnier, so wie auch ein Ringelstechen, auf's Tapet gebracht, und hiezu in Nah und Fern' ein Jeder, der da mitstechen will, männiglich und freundlichst eingeladen.

Als Ritter Hans davon hörte, dachte er sich: „Das ist recht! Da kannst du dich als ächter Rittersmann, in deiner ganzen Herrlichkeit und Tapferkeit zeigen. Mußt also hinein und drein rumpeln und fahren, wie der laidige Satan! Die drinnen in der Stadt werden Augen machen, so du da zeigest, wer und was der Ritter Hans Haußner aus dem Hegau ist. Und ganz absonderlich wird die Burgersdirn', die Geberta, ihre Aeuglein und ihr Schnäblein aufreißen, so sie sieht, wie du da tapfer und männiglich drein rennen und stechen thust. — Ganz recht so! Willst also du bei dieser Kurzweil der Letzt' und Geringst' nicht sein." — —

Der festliche Tag nahte heran, und Viele ritten gegen Kaufbeuren zu. Es waren aber meistens nur Solche, die auf ihren halbverfallenen Burgen ganz kümmerlich ihr ritterliches Dasein fristen mußten, im Lande umherzogen und auf den Burgen der Reicheren fleißig zusprachen, oder als Wegelagerer die Leute auf den Heerstraßen ausplünderten. Andere, nämlich Solche, die noch auf Ehre und Rechtschaffenheit Etwas hielten und bei denen noch ritterliche Tugenden zu finden waren, ließen sich zu jenen Zeiten bei solchen Gelegenheiten selten mehr sehen; denn diese schämten sich, mit solch fahrendem Rittervolk, mit Buschkleppern und Schnapphähnen, zusammen zu treffen und mit ihnen auf öffentlichen Turnierplätzen zu stechen und eine Lanze zu brechen.

Einer von den Ersten, die nach Kaufbeuren zogen, war also Ritter Hans aus dem Hegau. Stolz und kühn und mit allem möglichen Rüst- und Waffenzeug angethan, ritt er mit dem Crebnitzer schon zwei Tage zuvor zum Thor herein und durch die Straßen der Stadt auf den güldenen Elephanten zu. Wolf trabte auf seinem Klepper hinten drein, ebenfalls in Eisen und mit einem großen Schild, zwei ungeheuren Speerstangen und anderem Waffenwerk reichlich beladen.

Als ihn die von Kaufbeuren so „hoffärtig und prahlsüchtig" einher reiten sahen, lachten und spotteten sie viel über ihn, namentlich die Junggesellen und Jungfrauen, so nicht minder Geberta's Bräutigam, der Otto Kreßling. Doch verhielt sich dieser wegen des spaßigen Hans Haußner's in Allem und Jedem ganz ruhig, weil er nur zu gut wußte, daß er von ihm in Betreff seiner Braut Nichts zu befürchten habe.

„Seht," rief der Eine oder Andere, „da kömmt der narrete Ritter Schnapphahn aus Hegau, der die Gutberger gern haben möcht'!"

„Er will's ja am End' gar entführen?!" erwiederte ein lustiger Gesell unter lautem Lachen.

„Soll's nur probiren," hörte man wieder einen Andern, „so er eine tüchtige Tracht Schläg' haben will! Ich glaub', er läßt das fein bleiben." —

So und Aehnliches ward viel geredet, als der Hans zum Thor herein und durch die Gassen auf den güldenen Elephanten zu ritt.

Der festliche Tag kam, und am Nachmittage desselben, als die Vesper aus war, versammelte sich Alles, Alt und

Jung, auf dem Marktplatze, um da das Ritterspiel zu schauen und sich daran zu ergötzen.

Die Kämpfer erschienen, Mann und Roß in den verschiedensten Farben und Rüstzeug. In ihrer Mitte tummelte Ritter Hans, vollständig bewaffnet und gerüstet, mit einem hoch wallenden Federbusch auf dem Helme, seinen dürren Grauschimmel auf den Kampfplatz und dann etliche Mal im Kreise herum. Sein Aug' suchte unter den Zuschauern die schöne Bürgersmaid, die Geberta, und als er nach einigem Herumspähen dieselbe neben ihrem Vater und etlichen Jungfrauen hoch auf einem Gerüste erblickte, ritt er auf sie zu und grüßte „gar fein und ritterlich kühn" zu ihr hinauf.

Die Jungfrau ward feuerroth im Gesichte und getraute sich kaum den Gruß zu erwiedern. Der alte Gutberger murmelte ein Paar ärgerliche Worte in den Bart und sah mit einem finsteren Gesichte auf Geberta's Bräutigam, der nicht weit von ihm stand, hinüber. Dieser lächelte dem Gutberger zu, als wollte er ihm sagen: „Laß den närrischen Gesellen gehen! Hat Nichts zu bedeuten, so er herauf grüßt!" Die Jungfrauen aber, welche neben der Geberta saßen, grüßten froh und heiter auf den „narreten Ritter" herab und lachten und schäckerten über ihn.

Bald darauf begann das Stechen. Die Herolde gaben das Zeichen und die Trompeten erschallten.

Hans Haußner war der Erste, der in die Schranken ritt. Und als das Zeichen zum Angriff gegeben ward, faßte er all seinen Muth zusammen, legte den Speer ein und rannte so gewaltig und tapfer auf seinen Gegner los, daß dieser gleich beim ersten Zusammenstoß aus dem Sattel fiel. Solch großes und seltenes Glück ist dem Hans schon

lange nicht mehr widerfahren. Sein Muth wuchs und er forderte einen andern Recken auf, mit ihm zu stechen. Auch dieser ward von ihm bald überwunden und in den Sand gestreckt. Das Volk schrie und jubelte ihm Beifall zu. Haußner's Stolz und Uebermuth kannte keine Gränzen mehr. Wie ein Rasender rannte und stach er nun mit Jedem, der sich mit ihm einließ. Da kam es, daß er wohl etliche Mal zu Schanden gemacht wurde; aber im Verlauf des ganzen Spiels that er doch noch gar manchen kühnen Ritt und Stich; denn seine Widersacher gehörten gerade nicht zu den Stärksten und Muthigsten, und so erfüllte sich also hier bei ihm das Sprüchwort: „Unter den Blinden ist der Einäugige König," auf das Vollkommenste.

Als das Kampfspiel zu Ende war, erlebte Ritter Hans auf dieser Welt zum Erstenmale die Freude, daß ihm wegen seiner ritterlichen Tapferkeit vom Turniergericht der „erste Dank" zuerkannt wurde.

Auf einem rothsammetnen Kissen knieend und unter lautem Trompetenschall überreichte ihm des Bürgermeisters jüngstes Töchterlein, die ehr= und tugendfeste Jungfrau Anna Margaretha, den Dank, bestehend aus zwei silbernen Sporen und einem Blumenkranze.

Mit triumphirender Miene erhob sich nun der Hans, schritt dann wie ein aufgeblasener Truthahn im Kreise herum und grüßte nach allen Seiten hin, ganz stolz und gnädig herablassend das versammelte Volk. Und als er diesen Triumphzug vollendet hatte, stellte er sich in die Mitte des Kampfplatzes und wand den Blumenkranz um seinen Helm.

So geziert, trat er dann raschen Schrittes auf den Gutberger und sein Töchterlein zu, welche so eben das

Schaugerüst verlassen hatten und sich von hinnen begeben wollten.

„Holdselig und ehrenfeste Jungfrau,“ sprach er zu Geberta, nachdem er dem Gutberger ganz flüchtig einen freundlichen Gruß zugeworfen hatte, „Ihr habt nun allda sattsam geschauet, welch kühn und tapferer Ritter wir sind und daß uns alle Welt mit viel Ruhm und Preis überhäufet! All diesen Ruhm und Preis wollen wir Euch nun zu Füßen legen und vor den Augen aller Welt bezeigen, daß wir Euch als manniglicher, viel tapferer und ungemein ruhmwürdiger Ritter dienen wollen und Euch mit viel Huld und großer Geneigtheit zugethan sind! Gebt uns also Euern Arm, holdselig Mägdlein, auf daß hier zur Stell' Jedermann ersehen mag, daß wir Euch gnädig geneigt sind und unsern Ruhm mit Euch theilen!“

Mit diesen Worten reichte Ritter Hans der Geberta seinen Arm hin. Erschrocken fuhr das Mädchen zurück und eilte auf ihren Bräutigam zu, welcher so eben mit etlichen seiner Freunde herbei kam.

„Herr Ritter,“ sprach Gutberger ernst, „Ihr habt heut' einen seltenen Tag! Will ihn Euch durch kein bitt'res Wort verderben. D'rum seid so gut und höflich und laßt mein Kind ungeschoren!“

„Alter Mann,“ sprach Hans im hochtrabenden Tone, „es scheint fürwahr, Ihr seid arg bethöret und fast in die größt' Verblendung gerathen! Laßt ab von solch widersinnig Wesen!“ Und ohne noch weiter auf Gutberger zu achten und zu hören, schritt er wieder auf Geberta zu, um ihr zum Zweitenmale, und zwar auf eine ziemlich zudringliche Weise, seinen Arm zu bieten.

Nun ward es dem Otto Kreßling denn doch einmal

zu arg. Er konnte des Ritters Zudringlichkeit und Kühnheit nicht mehr gelassen und ruhig mit ansehen. Vom raschen Zorne übermannt, trat er plötzlich zwischen den Ritter und seine Braut und sprach: „Was soll das sein, Herr Ritter!? Laßt die Jungfrau im Frieden! Sie will Euch Nichts.“

„Hei, bei meinem Schwert!“ rief Ritter Hans aufbrausend und voll Uebermuth. „Was willst du, du Grünspecht? Und wer bist du, der du dich so frech erkühnest, mit uns so zu reden?“

„Wer ich bin, wird Euch wenig angehen und Kümmerniß machen!“ erwiederte Kreßling zornig. „Laßt die Maid in Ruh' und Frieden, sag' ich Euch nochmals, sonst ....!“

„Was, wie ... sonst?! Wart', ich will dich eines Andern belehren, du frecher Wicht, du!“ brüllte Hans Haußner heftig auf und rasch sein Schwert bis zur Hälfte aus der Scheide ziehend.

„Nur heraus und heran, Herr Stegreifritter!“ donnerte voll Wuth und Zorn der Kreßling, indem er ebenfalls seinen Stoßdegen rasch von der Seite riß und sich zur Wehr stellte.

„So stirb', Hund, frecher!“ heulte der Hans und stürmte mit gezücktem Schwerte auf seinen Gegner ein. Aber in dem Augenblicke, als er zum Hieb ausholen wollte, ward er plötzlich von einem handfesten Bürger am Arme gepackt, und ehe er es sich versah, von mehr als zehn Andern umringt und von diesen so gewaltig zurück gedrängt, daß ihm der bekränzte Helm vom Kopfe flog.

„Laßt ihn los!“ schrie Kreßling und wollte mit erhobenem Degen auf den Ritter einstürmen. Aber auch er

ward von seinen Freunden zurückgedrängt und ihm der Stoßdegen aus der Hand gewunden. Ritter Hans brüllte, ras'te und tobte und machte alle möglichen Versuche, um sich wieder frei zu machen. Auf das Geschrei lief alles Volk zusammen, und nach und nach entstand ein allgemeines Drängen und Lärmen.

Auch Görg Crebnitzer und viele andere Ritter stürzten herbei und drängten sich durch das Volk, um dem Haußner zu Hilfe zu kommen. Als sie aber sahen, wie die Sache stehe und daß sie Alle sammt und sonders den Kürzeren ziehen würden, wenn sie mit einer so übermäßig großen Zahl von Gegnern anbinden und da nur den mindesten Versuch zur Gewalt machen wollten, so verhielten sie sich ruhig und gaben sich alle Mühe, den Hans vom Platze hinweg zu drängen.

Hans aber ras'te und tobte fort und schrie und brüllte: „Haut sie zusammen! Blut . . . Blut will ich sehen! — Haut drein! Laßt mich los! Blut, Blut!!"

„In Teufels Namen, halt doch ein mit dem Geblärr!" raunte ihm der Crebnitzer ängstlich in's Ohr. „Siehst nicht, welch Gefahr uns droht?!"

„Laßt los! Los will ich sein! Ha, Blut, Blut! Haut sie nieder, die Hund'!" geiferte und wüthete Hans weiter und zerrte nach allen Leibeskräften hin und her, um seine Arme los zu machen.

Es war ihm aber, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die drohende Volksmenge geworfen, mit seiner Kampflust bald nicht mehr so sonderlich Ernst, sondern vielmehr sehr erwünscht, daß ihn der Crebnitzer und noch ein Paar Andere nicht mehr los ließen und ihn mit aller Gewalt

und in möglichst kurzer Frist vom Platze hinweg und bis zum güldenen Elephanten hindrängten und zerrten.

Etliche Zwanzig von Kaufbeuren, darunter Mehrere mit bloßen Waffen in der Faust, strömten ihm nach, mit gewaltigem Lärm und Geschrei und die heftigsten Schimpfworte und Herausforderungen gegen Hans Haußner ausstoßend.

Doch kam es zu keinen weiteren Gewaltthätigkeiten mehr; denn die Gescheideren und Besonnenen auf beiden Seiten boten Alles auf, um die erhitzten Gemüther zu besänftigen und den Frieden wieder herzustellen.

Nachdem das Ritterspiel vorbei war und der durch Hans Haußner's Unbesonnenheit und Uebermuth angefachte Sturm sich wieder gelegt hatte, begaben sich die hochweisen Rathsherrn und ehrsamen Bürger von Kaufbeuren mit ihren Frauen und Töchtern auf das Rathhaus, um da in Ehren und Frieden einen festlichen Abendimbiß einzunehmen und dann bei heiterem Spiel und Tanz den feierlichen Tag zu beschließen.

Sämmtliche Ritter, welche an dem Turnier Theil genommen, waren dazu auf das Höflichste eingeladen. Sie erschienen auch Alle, bis auf Hans Haußner. Er, an diesem Tage der preiswürdigste und mit dem „ersten Dank" gekrönte Ritter, war durchaus nicht zu bewegen, mit den Andern auf das Rathhaus zu gehen. Und das war auch das Gescheideste, was Hans unter solchen Umständen thun konnte; denn es hätte da ganz sicher wenig Lust und Kurzweil auf ihn gewartet.

Er blieb also noch kurze Frist in seinem güldenen Elephanten und schimpfte ganz wacker auf die Draußeren, auf die von Kaufbeuren nämlich, los, so auch nicht minder

auf seine guten Freunde und Kameraden, weil sie ihn so erbärmlich in „Stich und Unrath" gelassen. Dann schwang er sich auf das Roß, um bald aus dem „verwünschten Nest" zu entkommen.

Als er aber beim „Güldenen" zum Thor hinaus und dann über den Marktplatz hinweg trabte, erhob sich unter den Leuten, welche sich noch immer in größeren oder kleineren Schaaren auf dem Platze und in den Gassen umher trieben, ein allgemeines Geschrei und Gelärm, und eine Menge Schimpf- und Spottworte drangen zu seinen Ohren. Hans gerieth außer sich vor Wuth und Zorn; er ras'te und tobte auf seinem Grauschimmel und hätte gerne Lust gehabt, mit dem bloßen Schwert unter das „elendiglich Gepack" hinein zu rennen und es in Stücken zu zerhauen. Da er aber sah, daß da Nichts auszurichten sei und er ohne Weiteres den Kürzern ziehen würde, gab er seinem Schimmel den Sporn und rannte mitten durch die schreiende Menge über die Gassen hinweg und dem Stadtthore zu. Wolf trabte und keuchte ihm nach, und hinter diesem lief ein Haufen Gassenbuben einher, schreiend und höhnend über den „narreten Ritter."

Als er außer dem Thore war und vermerkte, daß ihm das Gezücht noch immer nachrenne, da vermochte er seiner Wuth nicht mehr Einhalt zu thun. Voll Grimm wendete er jach um, riß das Schwert von der Seite und sprengte auf die Rangen zurück, um ein Paar von ihnen in Fetzen zu zerhauen. Mit wildem Geschrei und Steine gegen den Heransprengenden werfend, liefen die Gassenjungen zurück und wieder zum Thor hinein. Der grimmige Hans wollte ihnen nach. Da er aber auch da bald bemerkte, daß sich innerhalb des Thores viele Leute ver-

sammelten und ihm die Thorwächter ganz unvermuthet ihre Spieße entgegen hielten, so fand er es wiederum für gut, mit dem „lumpigen Gepack“ nicht anzubinden und sein ritterlich Schwert nicht mit so gemeinem Blut zu besudeln.

Er hemmte also jach den Lauf seines Rosses und rief in gehöriger Entfernung voll Wuth und Ingrimm zum Thor hinein: „Wart, Teufelsgepack! Galgengesindel! Ihr Hunde, ihr, verdankt es meiner Großmuth, daß ich Euch nicht sammt und sonders in Stücken zerhau'! Wär' mir nur meine Ritterehr' nicht im Weg', so würd' ich euch zeigen, was es heißt, unser Einen auf solch ungebührlich Weis' und mit solch Unglimpf zu begegnen. Sollt mich aber dennoch bald kennen lernen und Eurer Straf' nicht entgehen und All' zittern vor uns und All' in Eurem erbärmlichen Nest mit Maus und Stiel zu Grund' geh'n! Das schwören wir Euch bei unserm Schwert! Vermerkt's Euch einstweilen, Hunde, lumpige! Satansgevolk! Galgenbrut! — Ha, zittern, zittern sollt Ihr vor uns! Kein Stein soll in Eurem Nest' auf dem andern bleiben! Alle, Alle ... ha, nun wißt Ihr's ... Ihr ... Ihr ... Satansknochen!!“

Ein allgemeines Geschrei und Hallo tönte dem grimmigen Hans als Antwort zum Thore hinaus, und Etliche von den Versammelten machten sogar Miene, mit Stöcken, Spießen und anderm Waffenzeug dem Ritter etwas näher zu kommen.

Doch Hans hatte wiederum kein sonderlich Gelüst, diese Annäherung abzuwarten. Unter Fluchen und Schimpfen und wie ein Rasender sein Schwert in der Luft schwingend, wendete er in größter Schnelligkeit seinen

Grauschimmel um und sprengte davon. Wolf jagte ihm nach. Und während sie hinwegrannten, konnten sie aus dem wilden Geschrei, das ihnen nachgesandt wurde, öfters die Beschimpfungen heraushören: „Prahlhans! Großmaul! Stegreifritter!“

Ritter Hans aber fand es abermals für gut, des „gemainen und laidigen Geschimpfs wegen“ nicht mehr umzukehren. Er rannte in seinem argen und unbändigen Ingrimm weiter, aber nicht heimwärts, auf sein Burglein, sondern geraden Weges nach dem festen Schlosse Hohenkrähen zu, auf welchem sein Freund, der gewaltige Ritter Kaspar Friedinger haus'te.

Dieser saß so eben in seinem Erkerstübchen bei einem vollen Handhumpen und war fast sehr froh, als Ritter Hans, schweißtriefend und vom Fuß bis zum Scheitel mit Staub bedeckt, zu ihm hereintrat; denn er hatte heute viel Langweil und sehnte sich nach einer frohen Gesellschaft.

„Hei, der Hans!“ rief er dem Eintretenden heiter entgegen. „Was führt dich noch so spät zu mir herauf? — Aber, beim St. Georg, warum so fuchtig und trutzig? Hat dich etwan der Satan gefoppt oder dir gar dein Seelenheil abgewettet?!“ setzte Friedinger im raschen Zuge bei.

„Laß solch Gespäß!“ keuchte Ritter Hans ärgerlich und fast athemlos. „Hab' dir gar Widerwärtig's, ja Unerhört's zu berichten.“

„Hoho, was soll's sein? Laß hören!“ erwiederte der Friedinger erstaunt und voller Neugierde, während er für den Haußner einen Humpen mit Wein füllte und demselben durch einen Wink zu verstehen gab, am Tische Platz zu nehmen.

Hans Haußner warf sich in den Stuhl und leerte vor Allem den Humpen bis auf den letzten Tropfen.

Dann begann er, dem Friedinger seine Fahrt nach Kaufbeuren zu berichten und im Weiteren, warum und weßhalb er dahin gezogen, wie ritterlich kühn und tapfer er beim Kampfspiel alle Andern überwunden und zu Schanden gestochen habe, und welch Arges, Widerwärtiges und sogar höchst Schimpfliches ihm nachher von Seite des „bürgerlichen Gepacks“ widerfahren sei.

Als Ritter Hans mit seinem Bericht zu Ende war, sagte der Friedinger: „Wenn dem so ist, so bist du da freilich schlimm weggekommen. Uebrigens ist dir aber ganz recht geschehen. Warum bist du hinein, nach Kaufbeuren?“

„Recht geschehen und warum bist hinein?! Was das für ein albern Geschwätz ist?“ fuhr Hans im vollen Aerger auf. „Weißt ja, warum ich hinein bin ...“

„Weiß es jetzt, ja! Aber eben deßwegen sag' ich auch, daß dir drinnen recht geschehen ist. — Wie kann heut' zu Tag ein ehrlicher Gesell noch zu einem solch erbärmlichen Kampfspiel — zu solch einer Fastnachts-Mummerei ziehen? Die Zeiten sind vorbei und aus ist's mit dem Ritterthum. Alles ist aus mit ihm, Alles faul und schlecht! Wär' ich hinein gezogen, so hätt' ich, statt meines edlen Rosses, den Esel meines Müllers zum Ritt genommen.“

„Du übertreibst, Friedinger! Das Ritterthum liegt heut' zu Tag freilich im Argen; aber so arg ist's mit ihm doch noch nicht, wie du es vermeinst. Kommen schon wieder andere Zeiten, und dann ...“

„Dann wird's noch schlechter, denn jetzt. Laß' mich

aus mit solcher Mähr'! Nichts mehr wird's mit dem Ritterthum! Zieh hin nach allen Enden des Landes, geh' vom See abwärts, längs des Rheins hin, bis an das Siebengebirg, und zähl' an allen Orten die gebrochenen Burgen, und wenn du dann noch den Glauben hast, daß das Ritterthum wieder zu seiner alten Herrlichkeit kommt, dann, Haußner, dann gerad' weg gesagt, bist du ein Narr! Es ist eine Schmach, daß wir leben! Und so man sich das Ding recht besieht, so möcht' man schier Lust bekommen, ein Karthäuser zu werden, um dann nichts mehr und nichts weniger zu thun, als zu jedem Stündlein sein memento mori zu plappern. Aus ist's, sag' ich dir!"

„Ei, es stünd' doch noch nicht so schlimm, wenn nur der verwünschte Landfrieden nicht wär'," wendete Hans Haußner verdrießlich ein. „Aber der ...."

„Der, ja der hat dem Ritterthum nun vollends den letzten Stoß versetzt. Da hast du recht!" fuhr Friedinger dem Hans in's Wort. „Was bleibt uns also fürderhin noch übrig? Nichts mehr bleibt, als das erbärmliche Herumhocken in seinem Nest', oder Weiberkrieg mit Besen und Ofengabeln. Pfui Teufel! Ja, ein Anders wär', wenn unter den Rittersleuten noch ein guter Zusammenhalt sein würd'. Dann würd' der Kaiser Max mit seinem ewigen Landfrieden auch bald ein ganz anderes Gesicht schneiden."

„Da sitzt der Haas im Pfeffer!" warf Hans rasch ein und froh darüber, daß sich das Gespräch so gewendet, um wieder auf seine Angelegenheit kommen zu können. „Hast vollkommen recht, Friedinger!" fuhr er im Eifer fort. „Es ist kein Zusammenhalt mehr. Einer läßt den Andern im Stich, Einer den Andern im Unrath sitzen, verspotten und beschimpfen. Bei meinem Schwert, hätt'

das nie geglaubt. Hab's aber heut' sattsam erfahren, drinnen in Kaufbeuren."

„Ei, beim Satan," rief Friedinger barsch und mit der Faust in den Tisch schlagend, daß die Humpen zu taumeln anfingen, „ich wär' nicht hinein an deiner Stell', sag' ich, und wär' ich aber hinein und man wär' mir drinnen so arg an den Leib gerückt, so hätt' ich frischweg dreing'haut!"

„Dreing'haut! Das Geschwätz! Dreing'haut, bei solcher Uebermacht?" kreischte Hans sehr zornig und aufgebracht. „Und dennoch, trotz der Uebermacht, hätt' auch ich dreing'haut, gewaltig, sag' ich dir, wären mir die Andern mit ihrem Gewinsel und Gejammer nicht wie Mühlstein' am Arm und Leib gehangen. Wir waren, wie ein grimmiger Leu! Kennst mich! — Doch, nun ist dem einmal so, wie geschehen; aber bleiben darf's nicht so. Wir sind in unserer Person gewaltig beleidigt und beschimpft. Ja, die ganze edle Ritterschaft des heiligen römischen Reichs ist da in unserer Persona beschimpft worden. Solchen Schimpf und Unglimpf dürfen wir auf keiner Weis' geduldig hinnehmen. Dafür will ich Rache nehmen, grimmige Rache! — Wie's aber etwann dabei zu halten wär', darüber möcht' ich nun deinen Rath hören. Red' also! Ritt deßhalb herauf zu dir. —"

„Ha, da ist's mit meinem Rath gleich aus!" sprach Friedinger kurz und mit ernst-spöttischer Miene. „Sag' dir also da nur so viel: Räch' dich und hau' drein, wenn du kannst!"

„Halt mit!" rief Hans. „So du Lust zu einer mannhaften Fehde hast, so wär' jetzt dazu gute Gelegenheit vorhanden. Ich will frischweg dem Burgersgepack

von Kaufbeuren einen festen Droh- und Fehdebrief hineinschicken."

„Das ist aber wiederum gegen den ewigen Landfrieden! Wie du weißt, verbietet der jede Fehde von solcher Art."

„Ei, was scheer' ich mich jetzt um den ewigen Landfrieden?!"

„Ich mich auch nicht viel. — Nun, mir ist's Eins. Schreib hinein! Recht so und dann drein g'haut! Ich bin dabei!"

„Du sagst also zu?"

„Allemal, wenn's über Die in der Stadt drunten losgeht. Weißt schon, daß sie noch etwas Tüchtig's von mir gut haben."

„Weiß es und deßhalb dacht' ich auch gleich an dich. Also, laß ich den Brief aufsetzen?"

„Ja, aber bei Leib nicht fein, sondern derb und keck, aber dabei doch auf eine anständige Weis'."

„Verlaß dich d'rauf! In solchen Dingen sind wir ein großer Meister. Aber noch Eins, vielliebster Kamerad und Bruder!"

„'Raus damit."

„So ich den Kaufbeurern drunten Trutz und Fehd' ankünd', so mußt du mir den Gefallen thun und mir deine Burg dazu leihen."

„Hei, beim Satan, ich dir meine Burg dazu leihen?! Was fällt dir ein? Das ist ja schier ein wenig spassig?!"

„Nimm's, wie du willst! Es ist einmal so und nicht anders. In meinem alten Uhunest kann ich keine Fehd' beginnen und keinen Sturm abwarten. Es ist so heruntergekommen und wurmstichig, daß es kaum mehr einen

festen Steinwurf aushält. Ich muß deine Burg dazu haben."

„Nun, wegen meiner! Will mein festes Nest dazu herleihen," sprach Friedinger nach kurzem Bedenken. „Aber, wenn's etwan schief gehen sollt' .....?"

„Ei, du wirst doch nicht befürchten, daß uns sonder Müh' ein Häuflein Burgersleut' aus deiner festen Burg verjagen könnt'?"

„Das befürcht' ich nicht, auch nicht, daß uns des Kaisers ganze Kriegsmacht daraus verjagen könnt'; denn mein Gesaß ist fest und uneinnehmbar. Nur wenn's zu einer langwierigen Belagerung käm', so könnt's am End' geschehen, daß uns der Hunger hinaustreiben möcht'. Und dann helf Gott! Dann ließ uns der sehr gnädige Kaiser Max ganz sicher in kürzester Frist und zur allgemeinen Belustigung des Volkes am nächsten besten Galgen baumeln."

„Pfui Teufel!" rief Hans, indem es ihm ganz kalt durch alle Glieder lief. „So weit ist's heut zu Tag gekommen! — Wir, tapfere und ehrbare Rittersleut' müssen daran denken, daß uns so Etwas passiren könnt'! Doch, so Arg's haben wir sicher nicht zu befürchten. Wer weiß, wie's geht. Vielleicht gibt unsre Fehd' Anlaß zu einem festen Bündniß mit andern Ritterleuten, und kömmt's dazu, so wird der Herr Kaiser mit seinem ewigen Landfrieden auch sicher bald den Kürzern ziehen."

„Solch' schön's Plänlein," entgegnete der Friedinger, „wollen wir vor der Hand noch bei Seit' legen, und zuerst daran denken, wie wir in kürzester Frist mit denen in Kaufbeuren drunten anbinden können, und was in dem Brief stehen soll, den wir ihnen hinein schicken wollen." —

Auf diesen Vorschlag hin ward sogleich über das,

was in den Brief hineinkommen solle, weitere Berathung gepflogen. Sie konnten lange über den Inhalt desselben nicht einig werden; denn Jeder wollte der Gescheidere sein und es besser wissen, wie ein solches Schriftwerk lauten müsse, um damit die in Kaufbeuren drunten gleich „recht fuchtig und giftig" zu machen.

Hans meinte, es müsse Alles recht arg und ungemein derb und grob lauten. Der Friedinger aber war anderer Meinung; er schlug vor, daß das Geschrift in einem „fürnehm groben Styl" abgefaßt werden müsse.

Endlich, nach langem Hin und Her und vielem Gezänk, besonders aber aus Rücksicht, weil der Friedinger seine Burg herleihe, gab Hans nach und fügte sich in den Sinn seines „vielliebsten Bruders und Kameraden."

Darauf ließ der Hohenkräher seinen Burgpfaffen rufen. Der war ein kleines, fettes Männlein, mit niederer vorstehender Stirne und aufgebogener Nase, graubärtig und ganz kahlköpfig und hatte überhaupt seine ganze Figur ein sehr drolliges und spassiges Aussehen.

Nachdem das Pfäfflein eingetreten war, mußte es sich sogleich zu den beiden Rittern an den Tisch setzen und niederschreiben, was ihm dieselben in die Feder diktirten.

Nach Verlauf einer guten Stunde war das Schriftwerk fertig. Es fiel ganz nach Wunsch der beiden Herren aus und lautete so:

„An den Rat der gemainen Stadt Kaufbeurn.

Wir Hans Haußner v. Hegaw rc., Ritter des heiligen Römischen Raichs u. s. w., thun hie den Rat der Stadt u. Allen, so das lesen, seh'n oder dafon hörrn, männiglich kund u. zu wissen, in Massen unz von dem gemainen und unbändig Gröblichen gevolk u. lumpigen Gesündel u. schlecht gezohenen

Strassenrangen in unerhörther Art u. weis' fiel u. arger unglimpf u. groß belaidigung widerfahren is, so daz wir darob Höchlichst erzirnet u. erbost worden u. noch ark empöret sin, u. wir alzo allen ernsts wöllen u. verlangen, daz unß dafür gut u. ganz erkleckliche Genugtung u. Abbit geschehen sollt. Und dieweil Dem also so is, geht mein festes u. unabänderliches verlangen dahin, daz unß der Rat der Stat Kaufbeyern die Zwo ärgsten von Denen, so an unz gekommen u. unz durch Wort u. frechen trutz belaidigte Ehr' durch hinlänklich demüthige abbitt u. durch Ausantwordung von 3000 Goldgülden wieder abgekühlet u. Ausgesühnet werden solt. Dies Alles soll u. muß auf unser fests verlangen ohne Wiederred u. abbruch bis zum Tag nach dem Suntag der Hl. Dreiainigkeit Pünktlichst geschehen u. Volfüret sein.

Sollt aber bemeldet Rat u. die Statt sich erdreisten u. in solcher Sach' andern sinns u. gegen unsern willen sein, also daz er solch Alles oder dez Ein oder andre nit thun u. laisten wöllet, so thun wir, Ritter Hans Haußner aus Hegaw, im weitern kund, daz Wir uns dafür auf Eigner faust gute genugthung verschafen wöllen, alzo willens sin, sonder Weil die Statt berennen u. sammbt Volk u. allem, was darinnen is, mit feuer u. Schwert überziehen u. von grund u. Boden verderben u. aufreiben werden.

Also ist des so Unser fester will u. Entschluß, u. der Rat u. das Gevolk von Kaufbeyrn wöllen u. sollen sich das zu ihrem Nutz u. Frommen woll vermerken u. allen ernsts hinter die Ohren schreiben, sit wir in solch düngen keinen spaß verstehen oder mit Unz Treiben lassen.

Was da geschrieben steht, ist Unser fester will! —

Hans Haußner, Ritter mppria.

Ist dabei noch zu vermerken, daß mein freundt u. Vielliebster Kammeradt, der edle Ritter Friedinger auf Hochenkrächen, in der sach mit mir eines Sines is u. mit mir wider euch im festen bindnuß stehet."

Mit dieser Geschrift mußte gleich am nächsten Morgen Einer von den Roßbuben des Friedingers nach Kauf-

beuren hinein reiten, um sie dem Bürgermeister einzuhändigen.

Als dieser den Brief überlesen hatte, war er über die ungeheure Kühnheit und freche Zumuthung des Stegreifritters nicht wenig erstaunt und über alle Massen empört.

Darauf ließ er unverweilt die Rathsherrn und Bürger der Stadt zusammenrufen, um sie von dem Inhalt der Geschrift in Kenntniß zu setzen und mit ihnen darüber Berathung zu pflegen.

Diese war ungemein lebhaft und stürmisch, aber von kurzer Dauer. Der einstimmige Beschluß der Herren von Kaufbeuren ging dahin, dem Hans Haußner in fraglicher Sache durchaus keine Antwort zu geben, ihm weder Abbitte, noch die verlangte Zahlung von 3000 Goldgulden zu leisten, eben so wenig ihm Jemanden von der Stadt in die Hände zu liefern. Einige meinten sogar, dem narreten Ritter könne es mit dieser unerhörten Forderung unmöglich ernst sein, er habe mit diesem Geschreibsel nur einen Spaß machen und die Kaufbeurer damit in Schrecken versetzen wollen. Andere meinten wieder, daß es sehr gut wäre, wenn es dem närrischen Hans nur wirklich Ernst sein sollte, und er auf irgend eine Weise anrücken und angreifen würde, damit sie gute Gelegenheit bekämen, um ihm seine Narrheit zu vertreiben und ihm den Pelz einmal recht tüchtig ausklopfen zu können.

Um aber doch für alle Fälle auf der Hut zu sein, ward weiters beschlossen, gegen drei hundert wehrhafte Leute auf die Beine zu bringen und alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit man nicht unvorbereitet sei, wenn es etwa dem Haußner und Hohenkräher doch

gelüsten sollte, gegen die hochlöbliche Stadt und ehrenfesten Inwohner etwas Schlimmes ausführen zu wollen.

Während also Die von Kaufbeuren sich rüsteten und dann Tag und Nacht auf ihrer Hut waren und auf der Lauer standen, warteten Hans Haußner und Kaspar Friedinger auf Hohenkrähen von Tag zu Tag auf einen Bescheid. Dabei waren sie ganz guter Dinge und rüsteten sich und ihre Leute ebenfalls, um nach fruchtlosem Abfluß der gegebenen Frist sogleich mit Ernst und Nachdruck die Fehde beginnen zu können.

Auch versäumten sie nicht, die ihnen befreundeten Rittersleute aus Nah und Fern von ihrem Vorhaben in Kenntniß zu setzen und sie einzuladen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und an der Fehde wider die Kaufbeurer Theil zu nehmen.

Diese Einladung war manchem Recken, der daheim gerade Nichts zu thun, dagegen aber viel Langweil hatte, sehr willkommen, und fast jeden Tag ritt der Eine oder Andere gegen Hohenkrähen hinauf. Vor Allen aber trabten der Klingenberger und bald auch der Görg Crebnitzer zum Burgthor herein.

Letzterer suchte dem Hans wieder allerlei Flausen vorzumachen und ihm unter Andern haarklein zu beweisen, daß er, der Hans, nach dem „Stechen“ zu Kaufbeuren den ganzen Liebesplan verdorben habe, daß, wie er in letzterer Zeit erfahren, die schöne Gutberger Maid im Stillen ungeheuer in ihn verschossen und vernarrt sei und Tag und Nacht weine, weil sie nach dem Verlangen ihres Vaters Einen, nämlich den Kreßling, heirathen sollte, den

sie, seit sie den vielberühmten Ritter gesehen, nimmer lieben könne, und daß also er, der Hans, das Mägdlein schon längst im Netz haben würde, wenn er, der Hans, nicht so widersinnig, tollköpfig und aufbrauslich drein und inzwischen gefahren wäre.

Als der Hans dieß Alles hörte, schmunzelte er sehr vergnügt und überaus wohlgefällig in den Bart. Darauf sagte er: „Wenn dem in Allem so ist und nicht anders, wie du da sagst, so kann uns die hübsch Gebertel nicht entgehen. Also wird sie doch noch unser Weiblein, ob nun um etwas früher oder später, das ist jetzo ganz Einerlei. Wir können's nun schon erwarten.“

Indem also die Ritter auf Hohenkrähen so beisammen saßen und bei gutem Imbiß und Trank, an dem es der Friedinger nicht fehlen ließ, eine Antwort auf Hans Haußners Brief und die in demselben angegebene Zeitfrist abwarteten, ritten sie auch dann und wann, meistens gegen Abend, von der Burg herab und bis auf einen Büchsenschuß gegen Kaufbeuren heran, ohne eine Miene zu irgend einem Angriff zu machen; denn sie wollten, bis die Frist um sei, nichts Gewaltiges unternehmen, sondern durch ihr Erscheinen vor den Stadtmauern die Kaufbeurer nur ein wenig foppen und sie gemahnen, wessen sie sich zu versehen und mit wem sie es zu dieser Frist überhaupt zu thun haben.

Auch Die von Kaufbeuren unternahmen gegen die Ritter nichts Feindseliges, sondern ließen sie ungeschoren heran und wieder von hinnen reiten. Auch fiel es ihnen nicht im Mindesten ein, dem Ritter Hans irgend einen Bescheid zukommen zu lassen.

So verstrich Tag für Tag und schon war mehr als

eine Woche vorüber, ohne daß Die von Kaufbeuren Etwas von sich hören ließen.

Darüber ward der Hans und auch die Andern sehr unwirsch und grollig; denn sie hielten das lange Schweigen von Seite der Kaufbeurer für nichts Anderes, als für eine ungeheure Respektlosigkeit gegen ihre hochedle Personen und gegen das ganze hochpreiswürdige und ruhmreiche Ritterthum überhaupt.

Während also die Einen auf Hohenkrähen so dachten und die Andern in Kaufbeuren wieder anders, kam der letzte Tag der vom Hans Haußner festgesetzten Frist heran.

Gegen Abend desselben wollten sie wieder einen „lustigen Ritt“ gegen Kaufbeuren herabmachen. Aber kaum waren sie aus dem Burgthor und über die Fallbrücke gezogen, als ihnen Einer von ihren Spähern hinterbrachte, daß vor einer Stunde fünf Bürger von Kaufbeuren aus dem Stadtthor geritten seien und dieselben nach Kostnitz auf den Markt reisen wollten.

„Hei, das ist recht! Die heben wir auf!“ rief der Hohenkräher.

„Bei meinem Schwert, das wollen wir!“ schrie der Hans.

„Ist aber bis nächsten Morgen erst die Frist um?“ wendete der Crebnitzer ein.

„Ei was?!“ geiferte der Hans. „Wegen einer Nacht, die dazwischen liegt?! Bei uns geht's auf eine Nürnberger-Elle nicht zusammen.“

„Recht so! Also, den Krämern nach und drein g'haut!“ schrie der Friedinger mit gewaltiger Stimme.

„Auf und ihnen nach!“ schrien Alle zusammen. Und dann ging's in einem Saus über den Berg hinab, hernach

quer über Feld und Wiesgrund der Heerstraße zu und auf derselben dahin.

Es dauerte nicht lange, so hatten sie die fünf Bürger eingeholt. Mit wildem Geschrei rannten sie auf dieselben los.

Vom panischen Schrecken ergriffen, wußten die Bedrängten nicht gleich, was sie thun sollten, sich zur Wehr stellen oder sich durch die Flucht zu retten suchen. Da sie aber bald einsahen, daß sie mit der Waffe in der Hand gegen die Ritter Nichts ausrichten würden, wählten sie das Letztere, gaben ihren Rossen die Sporen und sprengten in größter Eile davon. Aber ihr Bemühen, den Verfolgern zu entrinnen, war vergebens. Diese, als gewandte Stegreifritter, hatten die Fliehenden bald eingeholt und Einen nach dem Andern festgenommen. Sie mußten sich ohne Weiteres auf Gnade und Ungnade ergeben. All ihr Bitten, alle ihre Vorstellungen, daß man sie doch ungehindert ihres Weges ziehen lassen möchte, wurden nicht beachtet. Unter wildem Gelärm und allerlei Droh- und Schimpfworten wurden sie auf Hohenkrähen geführt und dort in einen finstern Thurm gesperrt. Zur Nahrung ward ihnen ein Krug Wasser und dazu schwarzes Brod vorgesetzt.

Am darauf folgenden Tag ließen die „tapfern und ehrenfesten" Herrn Ritter dem hohen und wohlweisen Rath von Kaufbeuren hinein sagen, daß sie am gestrigen Abend auf der Heerstraße fünf hübsche Vögel von Kaufbeuren, die nach Kostnitz auf den Markt fliegen wollten, eingefangen haben — nämlich einen alten, zaundürren Hamster, einen rupfigen und zerzausten Grünspecht, eine einäugige Nachteule, einen krumbeinigen Storchen und

einen fetten, dickköpfigen Gimpel. Alle Fünf sitzen auf Hohenkrähen im sichern Käfig. Da singen und schnurren sie von Zeit zu Zeit, wollen sich aber ihr Futter nicht recht schmecken lassen. Sollte der hochweise Rath diese fludrigen Gethiere wieder haben wollen, so möchte er, nebst allem Dem, was in dem bekannten Fehd'- und Absagbrief benamset ist, ein Lösegeld von tausend Goldgülden extra dafür schicken, wenn nicht, so wird ihnen die Krähe auf Hohenkrähen nach und nach die Augen aushacken, oder gar die Köpf' abbeißen.

Als Dieß in der Stadt bekannt wurde, war allgemeine Bestürzung. Alles lief zusammen und wußte nicht gleich, was man thun oder lassen sollte. Es wurde Rath über Rath gehalten. Die Hitzigsten griffen zu den Waffen und wollten zum Thor hinaus und auf Hohenkrähen zu, um das Räuberneſt zu berennen und zu erstürmen. Andere verlangten, daß man den Handel auf gütigem Wege schlichten und das verlangte Lösegeld schicken sollte. Wieder Andere waren der Meinung, daß man für den ersten Augenblick weder das Eine, noch Andere thun, sondern bei der ganzen Sache mit mehr Ruhe und Besonnenheit zu Werk gehen sollte.

„Es wär' sicher nicht das Best' und Klügste, so man da vorschnell und unbesonnen zu Werke gehen wollt'," sagten diese. „Die Burg ist ungemein fest und kann also nur mit großer Macht und Gewalt bezwungen, ihr starkes Gemäuer nur mit gewaltigem Geschoß zertrümmert werden. Mit all dem sind wir also nicht ersprießlich versehen. Was vermögen wir gegen so festes Bollwerk mit unsern zwei oder drei kleinen Falkonetten auszurichten? Es ist also uns're Meinung und guter Rath, daß wir

vorerst auf gütlichem Weg die Ritter zur Freigebung unserer ehrenfesten Mitbürger auffordern sollen. Geben sie dieser Aufforderung kein willig Gehör, so rathen wir im Weiteren, die Hallunken und Räuber in ihrem Krähennest zu belägern und fest einzuschließen und zwar in solcher Entfernung, daß sie mit ihrem Geschoß uns're Kriegsleut' nicht zu erreichen vermögen. Sodann sollen zur Stell Etliche aus unserer Mitt' nach Nürnberg zum Kaiser Max reiten, und ihm im Ausführlichen von der Gewaltthat guten Bericht geben und ihn in unsrer Noth um Hilf und Beistand bitten. Bis Die wieder zurück sind und so lang wir nicht wissen, was des Kaisers genädige Majestät dazu sagt und in dieser Angelegenheit thun oder lassen will, soll von unserm Kriegsvolk jedweder Angriff auf die Vest' vermieden und kein Tropfen Blut unnützer Weis' vergossen werden."

Nach vielem Gered' und Hin- und Herstreiten ward endlich dieser Vorschlag angenommen und in allen Punkten mit Stimmenmehrheit gut geheißen.

Noch in der nämlichen Stunde machten sich zwei Magistratspersonen und mehrere Bürger auf den Weg nach Hohenkrähen, ungeachtet ein heftiges Gewitter am Himmel stand und die schwarzen, rasch dahin sausenden Wolken bereits unter gewaltigem Blitzen und Donnern ihren Inhalt in Strömen herab gossen. Zu ihrer Bedeckung und Sicherheit folgten ihnen in einiger Entfernung hundert Bewaffnete auf dem Fuße nach. Vor Hohenkrähen angekommen, stiegen sie eiligen Schrittes auf den Berg hinauf. Eine gute Schußweite von der Burg entfernt, machten sie Halt und ließen dann denen in der Veste durch das Schwingen eines weißen Fähnleins und

etliche Trompetenstöße ankünden, daß sie zu einer friedlichen Unterredung gekommen seien, und Die in der Burg ebenfalls dazu heraus kommen möchten.

„Haha, jetzt rucken die Käs- und Pfefferkrämer heran!" rief Ritter Hans, der mit Friedinger auf dem Wartthurme durch ein Loch hinaus lugte, während die Kaufbeurer über den Berg herauf zogen.

„Hab's gleich gedacht," sagte Friedinger, „daß sie nun bald zum Kreuz kriechen werden, und ihre fünf Spiesgesellen nicht lang im Loch stecken lassen."

„Hab mir's auch so gedacht," entgegnete der Hans. „Sicher bringen sie auch das Geld und all' das And're, was im Brief steht, gleich mit. Ein Tausend und drei Tausend thut vier Tausend. Gib fein Acht, daß uns das Gepack beim Hinzählen nicht übertölpelt!"

„Sei außer Sorgen!" warf der Hohenkräher rasch hin. „Vor Allem wollen wir jetzo sehen, was da los ist und welch fein Liedlein die Vögel aufpfeifen. —"

„Bei meinem Schwert, bin sehr begierig darauf! Komm, laß uns eilen!"

„Hoho, hat g'rad nicht so sonderlich viel Eil!" rief Friedinger unter schallendem Gelächter. „Das Geschmeiß soll nur eine Zeit lang im Regen stehen. Es ist ihm gesund, wenn's ein wenig durchwässert wird und ihm dabei Schmutz und Grind ein wenig aufweicht. —"

Darauf stiegen sie vom Thurme herab, und ließen dann durch einen Reitersknecht die Draußern fragen, weßhalb sie gekommen und was weiteres ihr Begehren sei.

Nach kurzer Frist kam der Reitersknecht wieder zurück, mit dem Vermelden, daß Die von Kaufbeuren draußen nichts Weiters bringen, noch wollen, als daß man auf

der Stell' die fünf Gefangenen frei und ledig stellen möchte und zwar ohne alles Lösegeld. Sollten die Herrn Ritter diesem Verlangen nicht willfährig sein und noch länger den fünf Burgern Zwang und Gewalt anthun wollen, so werden sie, die Kaufbeurer, dieselben schon selbst zu befreien wissen und den Rittern allen Ernstes zeigen, mit wem sie es zu thun hätten, und wie ehrliche und rechtschaffene Leut' solch Unrecht und rohe Gewaltthat zu vergelten und zu bestrafen wissen. Im Weiteren vermeldete der Reitersknecht, daß die Kaufbeurer draußen ganz fuchtige und trutzige Gesichter machen und, wie es ihm bedünkt, schier gleich Lust hätten, auf die Burg heran zu stürmen und Alles in Grund und Boden zu werfen.

„Sollen nur herankommen!" schrie der Hohenkräher voll Zorn. „Wir wollen sie gewiß empfangen, daß ihnen Feu'r und Funken vor den Augen sprühen und die Seel' im Leibe wackelt!"

„Das schamlose Lumpengepack!" tobte Hans, der bereits darüber nachgedacht, was er mit dem Geld anfangen sollte, welches er vor wenigen Augenblicken noch fast schon sicher in seinen Händen wähnte. „Welch ungeheure Frechheit! Die Fünf 'naus lassen ohne Lösegeld und ohne alles Weitere, was im Brief steht! — Bei meinem Schwert, nun sag' ich selbst: Gleich frischweg drein g'haut, drein g'haut, daß ihnen die Schädel entzwei fliegen! Die Hallunken, die!"

„Geh hinaus," herrschte Friedinger dem Reitersknecht zu, „und sag' den lausigen Gesellen: Nichts ist's! Wir geben die fünf Vögel nicht los."

„Bis nicht dafür das Lösegeld entrichtet ist," fuhr Hans dem Andern rasch in's Wort.

„Und auch alles Weitere im Reinen ist ...."

„Was in unserm Brief geschrieben steht, sammt und sonders, sag' den Hallunken!"

„Und wenn längstens bis acht Tagen die Summe und alles Andere nicht in Ordnung und abgetragen und ausgeglichen ist ..."

„Sammt und sonders, was in der Geschrift steht ..."

„So wird drein g'haut, grimmig, daß es wettert und blitzt."

„Und die fünf Pfefferkrämer werden ohne Genad' und Barmherzigkeit zum schwarzen Wartthurm 'naus g'hängt ..."

„Recht so und dann drein g'haut!"

„Dann können sie, die lausigen Pfenningtrödler mit ihren Rangen heraus kommen und sie fein baumeln sehen."

„Und dann wollen wir ihnen das Nest über den Kopf wegbrennen und sie All' mit Maus und Stiel über die Kling' springen lassen. Das sag' ihnen draußen! Ich, der Friedinger hat's g'sagt!"

„Und wir, der Ritter Hans Haußner vom Hegau. Geh also und vermeld's ihnen, Wort für Wort!"

„Sag ihnen auch," rief Friedinger dem bereits abgehenden Reitersknecht noch nach, „daß wir Beide über das unverschämte Gevolk auf's Höchste ergrimmt sind."

„Wir und der Hohenkräher, sag' ihnen!" —

Raschen Schrittes eilte nun der Reitersknecht wieder zum Burgthor hinaus und rief, von einiger Entfernung aus, den Kaufbeurern den Bescheid zu, mit welchem ihn die Ritter beauftragt hatten.

Haußner und Friedinger rannten wieder auf den Thurm hinauf, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen,

wie etwa Die von Kaufbeuren bei Vernehmung des Bescheides sich geberden und welche Gesichter sie dazu machen werden.

Diese waren auf's Höchste entrüstet, als sie die frechen Worte des Reiters vernahmen und sich überzeugten, daß da auf gütlichem Wege nichts auszurichten sei. Bei Allen zuckte es in fieberhafter Aufregung durch die Glieder, und als der Reitersknecht ausgeredet hatte, geriethen Viele von den Wehrleuten so in Zorn und Wuth, daß sie sogleich auf denselben losstürzen und den Kampf auf die Burg beginnen wollten. „Auf, laßt uns das Höllennest stürmen!" schrieen mehr als Dreißig zusammen. „Auf, hinein!" schrieen wieder Andere im wilden Durcheinander. „Wir ziehen nimmer heim, bis nicht uns're Mitbürger befreit sind und die Schurken in ihrem Blut liegen!"

Im ersten Augenblicke ließen sich fast auch die Besonnensten und Ruhigsten hinreißen. Zum Glück fiel aber diesen noch zur rechten Zeit ein, daß ein voreiliger Angriff für sie sehr schlimm ausfallen müßte, dabei Viele von den Ihrigen in den sichern Tod gehen würden, und noch über dieß das Unternehmen auch ganz gegen ihren Auftrag wäre.

Es ward nun von den Ruhigeren alle Beredsamkeit aufgeboten, um die erhitzten Gemüther von dem tollen Beginnen abzuhalten und durch vernünftige Vorstellungen wieder zu beruhigen.

Dann zogen sie wieder den Berg herab und der Stadt zu, voll Zorn und Rachegefühl wider die schurkischen Ritter, und durchnäßt vom heftigen Regen, den das Gewitter über sie in Strömen herab gegossen.

In der Stadt war Alles, Jung und Alt, auf den Beinen. Jeder wollte zuerst wissen, was die Abgesandten

auf Hohenkrähen ausgerichtet hatten. Und als der Zug auf dem Marktplatz angelangt war, und Einer von den zwei Rathsherren mitten unter die Versammelten trat und mit lauter Stimme verkündete, was ihnen die Ritter durch den Reitersknecht heraussagen ließen, steigerte sich bei Allen die Entrüstung auf's Höchste, und ein Schrei des Unwillens und Entsetzens durchlief die versammelte Menge. Da hörte man lautes Weinen und Jammern von den Angehörigen der auf Hohenkrähen eingesperrten Bürger, dort wieder gewaltiges Geschrei, Flüche und Verwünschungen über die Schurken und Straßenräuber.

Lange dauerte das Schreien und Toben, und kaum vermochte sich der Eine oder Andere in seiner Nähe Gehör zu verschaffen. Endlich trat der Bürgermeister in die Mitte, gab mit der Hand ein Zeichen zum Schweigen und sprach: „Also wissen wir's, wie die Dinge auf Hohenkrähen stehen, und wessen wir uns in dieser traurigen Angelegenheit zu versehen haben! Es bleibt uns also da nichts mehr übrig, als auf der Stell' zum Kaiser Max nach Nürnberg zu reiten, und sodann die Bösewichter in ihrem Krähennest einstweilen zu belägern und fest einzuschließen, bis weitere Hilf' und Rettung kommt. Bis dahin vertrauet fest auf Gott und betet zu ihm, auf daß er uns aus der Noth und Gefahr erlöset und Alles zum Besten wendet!" Dieser Vorschlag ward einstimmig gut geheißen.

Nun wurden sogleich alle wehrhaften Leute aufgeboten und auf dem Marktplatz in Reih' und Glied gestellt. Und ehe zwei gute Stunden vergingen, zogen schon gegen drei Hundert, theils zu Roß, theils zu Fuß, Alle wohl gerüstet, mit Schwertern, Hellebarden, Hackenbüchsen, Aexten,

Morgensternen und anderm Waffenzeug zum Thor hinaus, gegen Hohenkrähen zu, und umzingelten sodann auf gute Schußweite von allen Seiten die Burg, so daß da Niemand mehr heraus noch hinein konnte. Zwei tapfere Stadthauptleute befehligten das Fußvolk, der junge Otto Kreßling die Reiterei.

Fast zur nämlichen Zeit setzten sich der Bürgermeister, drei vom Rath und noch sechs Bürger zu Roß und trabten auf der Heerstraße gegen Nürnberg zu. Ein Klostermönch mußte sich ebenfalls auf's Roß setzen und mitreiten, weil der zur Zeit in ganz Kaufbeuren und noch weiter hin der beste Redner war, und also, wenn's Noth thun sollte, beim Kaiser Alles und Jedes in guten Fürtrag bringen könnte.

Zu Nürnberg wurden sie auf der Stell' beim Kaiser Max vorgelassen, und als der aus ihrem Munde vernahm, um was es sich handelt und welche Gewaltthaten sich die Ritter erlaubten und zu Schulden kommen ließen, trotz des ewigen Landfriedens und der harten Strafen, die er an Solchen, welche denselben gebrochen, schon häufig und ohne Nachsicht vollstrecken ließ, da ward er ungemein zornig und aufgebracht, und versprach, daß er unverweilt Hilfe schicken und die frechen Buben und Straßenräuber nach Fug und Recht und mit aller Strenge züchtigen und bestrafen werde.

Dann ließ er den Ritter Georg von Frondsberg vor sich kommen und befahl diesem, sogleich mit einer hinreichenden Anzahl Kriegsleute gegen Hohenkrähen zu ziehen, die fünf Bürger zu befreien, die Burg von Grund aus zu zerstören und die Frevler, so er ihrer habhaft werden sollte, am nächsten besten Baume aufzuhängen.

Während nun Dieß zu Nürnberg verhandelt wurde,

und Frondsberg seine Leute sammelte und mit ihnen auf dem Wege gegen Schwaben heran rückte, gab es zu Hohenkrähen zwischen den Belagerern und Belagerten manchen kleinen Strauß. Die Ritter in der Burg thaten in ihrem Uebermuthe Alles, um die Draußern zu beunruhigen und mit Schimpf und Hohn zu überhäufen. Dann und wann machten sie auch, gewöhnlich zur Nachtszeit, einen Ausfall. Aber da kamen sie immer schlecht weg; denn die Belagerer waren stets, sowohl bei Tag wie bei Nacht, auf ihrer Hut und empfingen die Heranstürmenden jedes Mal mit solcher Gewalt, daß diesen alle Lust zum weitern Kampf verging, sie in größter Eile wieder umkehrten und wie besessen in die Veste zurück und hinein rannten.

„Da ist nun schier nichts zu machen," sprach der Friedinger. „Die draußen gehen nicht näher heran, also können wir sie mit unsern Schußwaffen auch nicht schädigen. Und wo sie jetzo stehen, vermögen wir ihnen nicht beizukommen, dieweil sie uns an Zahl und Macht zu viel überlegen sind. Anders wär' es, so wir ein größeres Geschoß, etliche feste Karthaunen hätten. Mit denen wollten wir die Käs- und Pfefferkrämer sicher bald davon und über den Berg hinunter jagen."

„Da wir also die nicht haben," entgegnete der Klingenberger, „und wir so Nichts auszurichten vermögen, so bleibt uns vor der Hand auch nichts übrig, als da fein beisamm hocken und zuwarten, welchen Verlauf am Ende der Handel noch nimmt."

„Das Dareinsitzen und wie ein eingesperrter Vogel in's Weite hinaus gucken, ist meiner Seel' nicht das Angenehmst'," ließ sich der Crebnitzer im mürrischen Tone

vernehmen. „Hätt' schon längst hinaus und daheim nachschauen mögen, was die Meinigen thun und treiben.“

„Ei, bei meinem Schwert, die laufen dir nicht davon, und wenn, so sei froh, daß du ihrer los wirst!“ rief Ritter Hans lachend und im spöttischen Tone. „Im Weitern,“ fuhr er heiter fort, „gefällt's uns da herin nicht gar so übel. Ihr seht, unser vielliebster Bruder und Kamerad, der Friedinger da, hat Küch und Keller fürtrefflich bestellt, Alles in Hüll' und Füll'. Bis wir das Alles aufgezehrt und Braunes und den Wein im Keller zusammen gesoffen haben, wird denen draußen die Lust schon vergeh'n, noch länger vor uns hinzuhocken und zu uns herauf zu gaffen, so wir zu ihrem Aerger und Angesichts ihrer hoch auf dem Thurm droben sitzen und uns da bei guter Fröhlichkeit Wein und Gebratenes wohl schmecken lassen. Wir, der Hans, sagen also, sie werden bald mürb', tragen am End' das Geld und alles Weitere, was im Brief steht, sammt und sonders ab, nehmen dafür ihre ranzigen fünf Spießgesellen hin, und machen, daß sie so wohlfeilen Kaufs und mit heiler Haut bald wieder in ihr stinkiges Nest hinunter kommen. Das sagen wir, der Hans vom Hegau! Was meinst du, Klingenberger?“

„Ich mein',“ erwiederte dieser, „daß sie am End' gar zum Kaiser nach Nürnberg gerannt sind, dem Allerlei vorgeplauscht haben, und daß der uns den Frondsberg oder einen Andern an den Hals hetzt.“

„Soll nur kommen, der saubere Herr Frondsberg!“ fuhr der Hohenkräher zornig und mit höhnischem Gelächter auf. „Und ist er da, so kann er sich auch zu den Andern, zu den Spießbürgern, hinaushocken und zu uns herauf gaffen. Herein aber kommt er nicht, weder jetzt noch

später; denn mein Gesaß ist so fest, sicher und unüberwindlich, daß es eine Heerde Teufel nicht überwältigen könnt'. Also sind wir da ganz sicher und können getrost das End' dieser Angelegenheit abwarten. Geht's im Guten aus, ist's recht, geht's anders, dann ist's wiederum recht, dann sag' ich: Fest drein g'haut!"

„So ist's recht, Friedinger!" rief Ritter Hans heiter und fröhlich. „Die Suppe ist nun einmal eingebrockt, also wollen wir sie auch auslöffeln. Sicher fischen wir am End' noch lauter gute, vielleicht sogar lauter güldene Brocken heraus. Und da soll Keiner von uns zu kurz kommen."

„Am wenigsten wirst du dabei zu kurz kommen," spottete der Crebnitzer, „dieweil du noch obendrein den besten und süßesten Brocken bekömmst — ich mein', die schöne Gutberger Maid drinnen."

„Wirst mir das albern' Ding wohl vergönnen!" sprach Hans, halb im Ernst und halb im Spaß.

„Ei, ich vergönn' sie dir sammt und sonders," entgegnete der Crebnitzer.

„Wir Alle vergönnen sie dir!" rief der Klingenberger. „Wenn du sie nur schon hättest?!"

„Hat jetzo nicht sonderlich Eil'," sagte der Hans. „Wir können's schon derwarten!"

„Aber, Potz Wetter, unser Hans da, mit seinem struppigen Kopf und das schöne jungg'sichtige Ding dazu!" spottete der Hohenkräher unter lautem Gelächter. „Freu' mich schon, so ich Beid' so miteinander daher stolzieren seh'! Da wird's heißen: Seht, da kommt der edel und tapfere Hans mit seiner holden, schönen Frau Hannsin!"

„Ei, laß' doch solchen Gespaß," warf der Crebnitzer

halb lachend ein, „sonst wird's unserm Hansen am End' noch gar weh' um's Herz!"

„Laß' ihn reden!" rief der Hans, indem er nach dem Humpen griff.

„Die Dirn' in der Stadt drinnen soll leben!" schrie der Crebnitzer, indem er ebenfalls nach dem vollen Humpen langte.

„Und Die draußen um meine Vest' herum soll all' zusamm' der Teufel holen!" setzte unter höhnischem Gelächter der Hohenkräher hinzu.

Unter wildem Geschrei und Lärmen leerte Jeder seinen Humpen bis zur Neige.

Während also die Ritter mit ihren Gesellen ganz froh und heiter in der Burg beisammen saßen, und in bester Sicherheit einen guten Ausgang fraglicher Angelegenheit erwarteten, erschien plötzlich Georg v. Frondsberg mit 3000 Mann Kriegsvolk und drei großen Geschützen vor Hohenkrähen und zog mit ihnen über den Berg hinauf.

Des Kaisers Hofnarr und getreuer Rath, der berühmte Kunz von der Rosen, kam auch mit. Kunz hatte nämlich schon sehr viel Sonderliches und Gespassiges vom Ritter Hansen vernommen, und deßhalb bat er den Kaiser, mit Frondsberg ziehen zu dürfen; denn es gelüstete ihn ungemein, den Hans zu sehen und mit ihm nähere Bekanntschaft zu machen.

Anfangs waren Die in der Burg sehr verdutzt, als sie den Frondsberg mit so viel Kriegsleuten heran ziehen sahen. Doch der Gedanke, daß die Veste unüberwindlich und auch mit einer noch viel größeren Heeresmacht nicht

einzunehmen sei, machte sie bald wieder heiter. Sie lachten und spotteten über Frondsberg und riefen ihm vom Thurme herab allerlei Schmäh- und Schimpfworte hinaus.

Der Frondsberg aber kehrte sich nicht an ihr Gespött, sondern vereinigte schnell seine Leute mit denen von Kaufbeuren und ordnete die Reihen zum Angriff. Das Geschütz ließ er auf einer mit Kornfeldern bedeckten Anhöhe, der Veste gegenüber, aufpflanzen und gegen die Pfisterei derselben richten.

Nachdem dieß geschehen und All und Jedes zu einem festen Angriff fertig und angeordnet war, ließ er im Namen des Kaisers die Ritter in der Burg auffordern, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben und die Gefangenen frei zu lassen.

Die Ritter aber lachten und spotteten über diese „einfältige und überaus possirliche“ Zumuthung und ließen dem Frondsberg hinaus sagen, daß er nur fein selbst herein kommen möchte, um die fünf Käs- und Pfefferfresser zu holen und frei und ledig zu machen. Im Uebrigen ist er ein ganz frecher Gesell und dummer Hund, dieweilen er es wagt und sich ganz kühn erdreistet, solch unsinnig Gezeug im Mund zu führen und von Gnad' und Ungnad' zu träumen.

Als der Frondsberg diesen groben und frechen Bescheid vernommen hatte, säumte er nicht mehr lange, sondern gab sogleich Befehl, das Krähennest zu stürmen und mit den Karthaunen tapfer auf dasselbe loszufeuern.

Der Sturm begann, unter furchtbarem Gelärm und Hurrahgeschrei. Die Karthaunen schleuderten mit fürchterlichem Gekrach ihre Kugeln an das Gemäuer oder in die Burg hinein. Mehr als zwei Stunden währte der heiße

Kampf, ohne daß die Heranstürmenden irgend einen Vortheil zu erreichen, den Wallgraben zu übersteigen, und mit ihren Leitern, Brecheisen und andern Sturminstrumenten an das riesig feste Gemäuer zu gelangen vermochten.

Die Ritter in der Burg und ihre Leute zielten mit ihren Schußwaffen so sicher und gut, daß Jeder, der den Graben überstieg und sich an die Ringmauer machen wollte, von ihnen zu Boden gestreckt wurde.

Als Frondsberg sah, daß da Nichts auszurichten sei, und durch weiteres Stürmen unnützer Weise viel Blut vergossen würde, ließ er den Kampf einstellen, zum Rückzug blasen und dann seine Leute ein festes Lager aufschlagen. In dieses wurden die Verwundeten gebracht und der Pflege und Obhut der Feldscheerer anvertraut. Die Todten wurden in das Grab gesenkt.

Dann sendete er noch am nämlichen Tage einen Eilboten an den schwäbischen Bund, mit dem Auftrag, ihm unverweilt zwei bis drei tausend Mann Verstärkung zu schicken, und den Augsburgern ließ er hinein sagen, sie möchten ihm mit ihren großen Kanonen, sammt Pulver und weiterem Zubehör aus der Noth helfen.

Vor dem Eintreffen fraglicher Verstärkung an Mannschaft und Geschütz ließ er keinen weitern Sturm mehr unternehmen. Nur aus den drei Karthaunen ward Tag und Nacht auf und in die Veste gefeuert.

Nach zwei Tagen rollten und rasselten schon zwei gewaltige Geschütze, deren Lauf' 15 Werkschuhe lang waren, aus Augsburg auf der Heerstraße daher und den Hohenkrähenberg hinan. Auch Büchsenmeister, dann 100 Zentner Pulver und eine große Anzahl Kugeln aus Eisen und Stein schickten die Augsburger mit.

Einige Tage darauf trafen auch Die vom schwäbischen Bunde ein. Es waren gegen 2000 Mann, die in schnellen Märschen über Ulm herkamen und auf Hohenkrähen zueilten.

Dazu kamen auch noch, auf Frondsberg's Verlangen, fünf große Geschütze, nämlich die „Scharfmetz, die Singerin, der Turnträzl, der Herzog Sigmund und das Ketterlin“ von Innsbruck her, nebst Pulver und über hundert große Kugeln dazu.

Frondsberg konnte also nun fast über 5000 Mann wehrhaftes Kriegsvolk gebieten und mit zehn Kanonen die Veste beschießen.

Nachdem die zwei Tausend aus dem Schwäbischen hinlänglich ausgeruht und sich mit Speis und Trank wohl gestärkt hatten, auch sonst alles Nöthige zum neuen Kampf angeordnet war, ließ Frondsberg Die in der Burg zum Zweitenmale auffordern, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Da aber diese Aufforderung wieder nichts fruchtete und die Ritter ihm fast eine noch gröbere Antwort herausschickten, als die Erstere war, so gab er auf der Stelle Befehl, das Feuer auf's Neue zu beginnen, und zwar aus den zehn großen Geschützen zugleich.

Von Mittag an bis gegen Abend des nächsten Tages krachte und donnerte es in Einem fort und mit solcher Gewalt, daß darob fast der Berg erzitterte und man, wie Einer schreibt, „das Schießen auf 14 Stunden weit gehöret hat.“ Die Kugeln prallten entweder vom Fels zurück, oder rollten von den Mauern über den Berg herab. Jeder, der eine Kugel wieder in's Geläger brachte, erhielt dafür „zween patzen.“

Endlich ging die Pfisterei der Burg in Trümmer; sie ward „dermassen zerschossen, daß die Federn aus den

Betten und das Mehl oben zum Dach hinaus stoben.“ Auch die Ringmauer nächst der Pfisterei bekam bald Risse, und dann ein großes Loch.

Nun ließ Frondsberg zum allgemeinen Sturm blasen. Mit Siegesgeschrei rannte das Fußvolk auf die Stelle zu, wo die Karthaunenkugeln bereits einen Eingang durch die Mauer gebohrt hatten. Die Ritter in der Burg und ihre Leute, über 36 an der Zahl, wehrten sich mit ihren Schießgewehren und Doppelhacken ungemein tapfer und richteten unter den Heranstürmenden großen Schaden an. Kaspar Friedinger stand hinter einer Schießscharte und streckte durch dieselbe auf jeden Schuß seinen Mann nieder. Die Ritter Hans Haußner, Crebnitzer, Klingenberger 2c. feuerten ebenfalls ganz tapfer auf die Andern hinaus.

Während also der Kampf am Aergsten wüthete und die Stürmenden, trotz der tapfern Gegenwehr, sich bereits bis an das Loch in der Mauer gedrängt hatten, traf es sich, daß der Friedinger draußen unter Rauch und Pulverdampf den Frondsberg erblickte oder zu erblicken glaubte.

„Ha, da ist er, der Teufel!“ knirschte er in seiner Wuth, griff dann rasch nach der Schießwaffe und zielte auf ihn. Aber in dem Augenblick, als er losfeuerte, zersprang unter fürchterlichem Gekrach der Lauf des Gewehrs und zerschmetterte ihm Arm und Schlüsselbein. „Jesus Maria!“ schrie und heulte er. „Nun .... nun ist's aus!“ setzte er stöhnend bei. „Wer kann, der rette sich!“ Dann sank er ohnmächtig in seinem Blute nieder. Man trug ihn sogleich hinweg und in ein mauerfestes Gewölbe. Dort ward er, so gut es in der Eile ging, verbunden.

Hans Haußner und der Crebnitzer liefen zu ihm in das Gewölb. Die Andern vertheidigten noch die Oeffnung

an der Mauer und schossen und hieben tapfer auf die hinaus, welche herein wollten.

Als sie den Friedinger in seiner Ohnmacht liegen sahen, hielten sie ihn schon für todt. Er sah furchtbar aus. Gesicht, Brust und Arme wurden bald roth und schwarz; denn der Brand vergiftete allmählig sein Blut.

Nach etlichen Minuten erwachte Friedinger aus seiner Ohnmacht und richtete seinen starren Blick auf Hans und Crebnitzer. „Ihr noch hier?“ stöhnte er mit gebrochener Stimme. „Fort, und macht, daß Jeder seine Haut in Sicherheit bringt! — Mein letzt's Stündlein ist vor der Thür — die Burg nimmer zu halten. — Steckt sie in Brand und dann fort — fort — durch den geheimen Gang hinaus! —“

„Bruder, ich geh' nicht von dir!“ rief Hans Haußner voll Verzweiflung. „Ich bleib', will mit dir leben oder sterben!“

„Geh, geh, sag' ich!“ ächzte Friedinger, dessen Stimme immer schwächer und undeutlicher wurde. „Wer bleibt, den erwartet der Henker, — und der Galgen. — Mir ist nimmer zu helfen. — Ich geh' zu Grund, wie ein frischer Stamm, den der Sturm nieder geworfen — nicht wie Einer, dem die Wurzel abgefault. — Hab' einen schlechten Handel gemacht mit dir, Hans, dieweil ich dir die Burg geliehen! — — Nun ist's aus — aus mit dem Dreinhauen. — — Geht . . . steckt die Burg in Brand! Ich sterbe . . . und will . . . unter ihren Trümmern . . . begraben . . . liegen. . . . Die sollen mich bedecken, bis zur fröhlichen Urständ . . . . Gott . . . sei . . . mir . . . barmherzig . . . . . .“

Die letztern Worte vermochte Friedinger kaum mehr

hörbar über die Zunge zu bringen. Er that noch etliche tiefe Athemzüge und dann — war das Leben des trotzigen Ritters zu Ende. — —

Mit gebrochenen Herzen warfen Haußner und Crebnitzer noch einen ernsten Blick auf den Todten. Dann legten sie ihm sein Schwert auf die Brust und eilten hinweg zum Gewölbe hinaus.

„Lauft davon! Uns nach!" brüllten sie ihren Leuten zu, die noch immer mit wahrem Heldenmuth an der zertrümmerten Mauer gegen die Heranstürmenden kämpften und Jedem, der durch das Loch herein wollte, einen tödtlichen Hieb auf den Kopf, oder einen Schuß oder Speerstich in die Brust versetzten.

Dann rannten sie in einen langen, düstern Seitengang und durch denselben in das sogenannte „hintere Burghöfel." Die Vertheidiger stellten sogleich den Kampf ein und flohen durch den Gang den Rittern nach. Rasch ward hinter ihrem Rücken die eiserne Thür des Ganges zugeworfen und fest verriegelt und verrammelt.

Nun stürmten die Draußern wie Furien durch das Mauerloch herein. Im nämlichen Augenblick steckten die Andern im hintern Höfel den einen Theil der Burg in Brand und flüchteten sich, nachdem dieß geschehen, durch den unterirdischen Gang. Der führte eine gute Strecke unter der Erde fort, weit über die Ringmauern hinaus und endete draußen in einer engen, wild verwachsenen Felsschlucht, etwa zwanzig Schuh ober dem Grund. Da ward am Ausgang eine Strickleiter angelegt, und Einer nach dem Andern ließ sich dann in größter Eile in den Grund hinab.

Alle, die noch am Leben waren, entkamen auf diese

Weise aus der Burg. Nur Einer, der Müller des Schlosses, mußte während der Flucht noch das Leben lassen. Er rannte nämlich zu jach auf die Strickleiter, that einen Fehltritt, stürzte hinab und brach sich das Genick. Ein Landsknecht aus dem Lager hatte später seine Leiche aufgefunden und in seinem Geldränzlein fünfzehn Goldgulden entdeckt.

Unter den Hereinstürmenden war Frondsberg Einer der Ersten. In wilder Hast wurden sogleich, obwohl schon die hellen Flammen über die Dächer zweier Gebäude dahin züngelten und mächtig empor loderten, von etlichen Hunderten alle Räume und Winkel der Burg durchsucht, alle Schlösser und Thüren eingebrochen und zertrümmert. Die fünf Gefangenen aus Kaufbeuren hörte man schon von Aussen in ihrem finstern Kerker jammern und um Hilfe schreien. Sie wurden auf der Stelle befreit und dem Frondsberg vorgeführt. Während Dieß geschah, wurde wieder von Andern mit Picken und Hacken der Eingang durch die Ringmauer erweitert, das Balken- und Steinwerk, mit welchem die Ritter von Innen das Burgthor verrammelt hatten, weggeräumt und Letzteres in Trümmer zerschlagen.

Alles, was in den Gemächern und sonstigen Räumen der Burg an Hab und Gut zu finden war und den Flammen noch entrissen werden konnte, wurde dem Kriegsvolk als Beute überlassen.

Lange ward in den Ecken und Schlupfwinkeln nach den Rittern und ihren Leuten herum gesucht, Alles, Betten, Heu, Stroh &c., durchstöbert. Es war von ihnen Nichts mehr zu finden, als in dem Gewölbe die Leiche des Friedinger, dann in den Ställen acht Rosse und etliche

Rind. Auch ein großer Hund und zwei Katzen waren sichtbar. Der Hund heulte anfangs ganz erbärmlich; dann kroch er, winselnd und mit dem Schweife wedelnd, wie wenn er um Erbarmen flehen wollte, zu Frondsbergs Füßen. Die zwei Katzen aber rannten wie Furien von einem Winkel in den andern und zuletzt über Dächer und Mauerwerk in's Weite hinaus.

„Die Bösewichte und ihr Gevolk," sprach Frondsberg nach langem und vergeblichem Suchen, „haben entweder in der Burg einen ganz besonders sichern Versteck, oder sie sind uns durch einen geheimen Ausgang entflohen. Sind sie noch herinnen, so sind sie uns sicher und sollen ihrer Strafe nicht entkommen. Haben sie sich aber aus dem Staub' gemacht, so können sie noch nicht weit von hinnen sein. Also wollen wir ihnen aus guter Fürsorge ungesäumt nachjagen. Vielleicht gelingt's uns, den Einen oder Andern von den Spitzbuben, oder Alle zusammen, noch zu erwischen."

Er befahl seinen Leuten, zu Roß und zu Fuß nach allen Gegenden hinaus zu eilen, und in allen Orten und Winkeln, Dörfern, Wäldern und Bergschluchten genaue und sattsame Nachforschungen zu halten. Jedem, der Einen von den Rittern, todt oder lebendig, zurück bringt, ward eine Belohnung von zwanzig Goldgulden verheißen. Wer einen von den Knappen und Knechten in Haft und Gewahrsamkeit bringt, der soll drei Goldgulden erhalten.

„Da muß ich auch dabei sein!" sprach Kunz von der Rosen, nachdem er den Befehl des Frondsberg mit angehört hatte. „Vielleicht wird mir auf diese Weis' doch noch die große Ehr' zu Theil, dem edelfesten und heiraths=lustigen Ritter Hansen mein Reverenz machen zu können.

Bin ja fast eigens seiner wegen mit hieher gezogen. Also ist's auch klar, daß ich nicht gar gern' wieder von hinnen und gegen Nürnberg reit', ohne ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben."

Darauf schwang er sich auf's Roß und ritt mit den Andern, fast über sechs hundert an der Zahl, zum Thor hinaus. Draußen trennten sie sich, so daß immer ihrer Zwanzig oder Dreißig nach allen Richtungen dahin eilten.

„Thut mir fein dem Ritter Hansen Nichts zu leid!" rief Kunz von der Rosen den Kriegsleuten lustig zu, bevor er sich mit seiner Begleitung von ihnen trennte. „Sollt ihr ihn da oder dort in einem Schlupfwinkel antreffen, so schlagt ihn Keiner todt, sondern seid manierlich mit ihm und liefert mir ihn lebendig zu Handen! Wer ihn bringt, soll von mir noch extra guten Lohn dafür bekommen. Möcht' den edelfesten Ritter Hansen gar gern' gesund und wohlbehalten mit nach Nürnberg führen und damit unserm genädigen Herrn, dem Kaiser Maxen, eine rechte Freud' machen. Der mag dann mit ihm anfangen und treiben, was er will. Sicher läßt er ihn aber am End' doch nicht heirathen, sondern an den Galgen hängen. Also gebt fein Acht, daß ihr ihn lebendig erwischt und mir ihn sicher zu Handen liefert!"

Als Die, welche zur Aufsuchung und Gefangennehmung der Entflohenen ausgesendet wurden, fort waren, gab Frondsberg den weitern Befehl, dem Lauf des Feuers nirgends Einhalt zu thun, sondern dasselbe noch mehr anzuschüren, damit das Krähennest bald zu Grund gehe. Darauf trat er in das Gewölb und vor die Leiche des Friedinger. Lange betrachtete er den fürchterlich zugerichteten Todten. — „Da liegst du nun, gewaltiger Trotzkopf!"

sprach er nach einer Weile vor sich hin. „Du warst ein wilder, starrsinniger Gesell, und wolltest dich nie in das Gebot des Kaisers fügen. Doch hab' ich dich immer geachtet; denn du warst der Einzige unter den Raubrittern, dem es nicht um die Beute, sondern nur um die Lust, raufen und kämpfen zu können, zu thun war. Du wolltest die Ehre der Vergangenheit mitten in der Schmach der Gegenwart festhalten. Du warst im Irrthum! Gott mög' es dir vergeben! — Nun hast du deinen Rächer gefunden. Unser Handel ist in dieser Welt geschlichtet. — Gott sei deiner armen Seel' genädig! — —"

In tiefen Gedanken versunken, ging Frondsberg wieder aus dem Gewölbe, und beauftragte Einen von den Rottenführern, für den Todten einen Sarg zimmern zu lassen. „Der Friedinger war Einer," setzte er seinem Befehle bei, „der in seinem harten Trutz und Irrthum gar manchen Fehl begangen, manche Schuld sich auf die Seel' geladen hat. Doch war er kein gemeiner Bösewicht, und unter dem Raubrittergevolk sicher noch der Best'. Also soll ihm auch ein ehrlich Begräbniß werden und er in der Gruft seiner Ahnen ruhen." —

Als der Sarg fertig war, ward Friedinger's Leiche hinein gelegt, und in aller Stille in die Gruft der Schloßkapelle getragen.

Dann zog sich Frondsberg mit seinen Leuten aus der Burg und ließ diese von Außen rings herum auf das Sorgfältigste bewachen, damit die Raubritter und ihre Spiesgesellen, im Falle sie sich in derselben versteckt haben sollten, nicht mehr entrinnen konnten. „Sind sie noch drinnen," sprach er, „so kriechen sie ganz sicher heraus,

sobald ihnen in ihrem Schlupfwinkel zu heiß wird und ihnen die Flamme über den Pelz kommt."

Darauf ward aber vergebens gewartet, weil die Ritter und ihre Leute, wie bereits gemeldet, nicht mehr in der Burg waren, sondern sich noch zur rechten Zeit durch die Flucht gerettet hatten.

Um die Zerstörung der Veste zu beschleunigen, ließ Frondsberg auch jene Gebäulichkeiten, welche noch nicht von den Flammen ergriffen waren, in Brand stecken. Nur die Schloßkapelle befahl er zu schonen und zu schützen. Zum Glück war diese auch so gelegen, daß sie nicht wohl leicht von dem verheerenden Elemente erfaßt werden konnte.

In kurzer Frist stand die ganze Veste in helllichten Flammen, und je mehr diese krachend und prasselnd gegen das Firmament empor loderten, desto mehr ließ sich von Aussen auch das Jubeln und Geschrei des Kriegsvolks vernehmen. Allmälig stürzten Giebel, Dächer und Gemäuer unter fürchterlichem Gekrach in den Grund zusammen, und bis die Nacht ihren schwarzen Schleier über die Erde ausgebreitet hatte, war das feste und gewaltige Hohenkrähen bereits mehr als bis zur Hälfte zerstört und in Asche gelegt.

Während also das stolze Hohenkrähen durch die Macht und Gewalt der Flammen verzehrt und in den Grund geschleudert wurde, hatten sich die Entflohenen bereits eine gute Strecke von dem Orte der Gefahr entfernt. Etwa eine Stunde von Hohenkrähen warfen die Ritter Hans Haußner, Crebnitzer und Klingenberger Helm und Harnisch weg, und legten Kleider von ihren Dienstleuten an, um

sich so möglichst unkenntlich zu machen. Die andern Ritter folgten ihrem Beispiele. Um auf der Flucht weniger Aufsehen zu machen, ward beschlossen, sich von einander zu trennen, dann den Wehrleuten der Auftrag gegeben, daß sie sich einzeln, oder zu Zwei und Zwei zerstreuen, sich fein nirgends erwischen lassen und auch zu Niemanden sagen sollten, wer sie seien und welch Weges sie kommen. Dem getreuen Wolf aber ward verstattet, seinen Herrn und Gebieter auf der weitern Flucht begleiten zu dürfen. Auch die andern Zwei behielten ihre Schildknappen bei sich. —

So vermummt und verkleidet rannten die drei Ritter mit ihren Dienern noch ein Paar Stunden weiter, auf allerlei Abwegen, über Felder und Wiesen, durch Wald und Gestrüpp, bis sie sich endlich so erschöpft und ermüdet fühlten, daß Einer wie der Andere dafür stimmte, in dem nahen Dörflein, dessen Kirchthurm ihnen über einen Berghügel sichtbar wurde, eine Stunde der Ruhe zu pflegen.

Schweißtriefend und ganz lockeren Schrittes keuchten sie auf das Dörflein zu, und ließen sich in der Schenke desselben nieder. Die drei Ritter setzten sich an einen eichernen Tisch. Die Schildträger nahmen unweit der Stubenthür Platz. Bald standen, auf Geheiß der Ritter, für Jeden ein voller Humpen Braunes, dann Geräuchertes, Butter und Brod vor ihnen.

Die Humpen waren bald geleert; denn Einer wie der Andere hatte einen ganz grimmigen Durst. Auch das Geräucherte, die Butter und das Brod verschwanden bald von dem Tische.

Nachdem Jeder noch ein Paar Humpen geleert hatte, drängten Crebnitzer und Klingenberger zum Aufbruch. Sie befürchteten nämlich, und zwar mit gutem Grund, daß

man ihnen ganz sicher auf allen Seiten nachjagen, und der Frondsberg, sobald er mit Hohenkrähen fertig sein würde, auch gegen ihre Burgen ziehen, sie stürmen und zerbrechen werde. Daher wollten diese Zwei möglichst schnell wieder weiter und nach Hause eilen, um die Ihrigen noch zur rechten Zeit von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen und diese, sammt Allem, was etwa vor der befürchteten Ankunft des Frondsberg an Hab und Gut noch wegzuschaffen sei, in gute Sicherheit zu bringen.

Dem Hans aber pressirte es nicht gar so sehr, und er gab es nicht nach, bis sich die Andern ihre Humpen wieder auf's Neue füllen ließen. Am Allerwenigsten aber dachte er daran, gleich den Andern, seines wurmstichigen Burgleins wegen heimwärts zu laufen.

„Bei unserm Schwert," rief er mit verbissener Wuth, „bleibt und laßt, wenn's sein soll, das Teufelszeug zusammen brennen! Was seid doch Ihr für Gesellen?! Wenn's geschehen will, so geschieht's doch, ob Ihr heim rennt oder nicht. Und Euer Gevolk daheim wird doch auch nicht so blitzdumm sein und sitzen bleiben, bis der Satan anrückt und ihnen das Dach über die Köpf' wegbrennt. Wir laufen unsers lumpigen Nest's wegen nicht heim. Es ist nicht schad' drum, so es zu Grund geht. Und sonst haben wir Nichts zu retten und wegzuschaffen, als die alte Urschel. Die aber wird schon davon laufen, so sie's vermerkt, daß der Teufel daher fleucht und in's Nest hinein fällt. Will's dann der Frondsberg haben, so kann er ihr nachrennen und sie einfangen. So steht's uns im Sinn, nicht anders!"

„Auch recht so, Bruder Hans!" sprach Erebnitzer, der Alles von der leichtern Seite nahm, und den die Er=

lebnisse des Tages nicht im Mindesten aus der Fassung zu bringen vermochten. „Wenn du also dein wurmstichig's Gesaß sammt der alten Urschel ganz freiwillig dem Frondsberg überlassen willst, so ziehst mit uns. Dann sind wir doch beisamm'!"

„Recht, wir sind dabei!" entgegnete Hans, während er den vollen Humpen auf Einen Zug leerte und sich denselben sogleich wieder füllen ließ. Auch dieser ward rasch in den Schlund geschüttet; denn Ritter Hans wollte seinen Zorn und Ingrimm ein wenig hinunter schwemmen und sich von seinem argen Mißmuth wegen des gräulich fehlgeschlagenen Plans nicht gar so sehr überwältigen lassen. Aber trotz des vielen und raschen Trinkens tauchten in seinem Innern der Zorn und Ingrimm doch immer wieder auf, und der Unmuth wollte sich auch nicht recht vertreiben lassen.

„Verflucht sei All und Jedes!" fuhr er nach etlichen Augenblicken plötzlich und ganz mißmuthig und zornig auf. „Alle Teufel, wer von uns hätt' das geglaubt?! Alles aus und verloren! Jetzt sitzen wir erst recht dick im ärgsten Unrath drin!"

„Werden schon wieder heraus kommen," gab der Crebnitzer gleichgiltig und fast heiter zur Antwort. „Jetzt ist's einmal so gekommen. Ein anders Mal geht's wieder anders. Nur den Muth nicht verlieren! Kommt Zeit, kommt auch wiederum Rath!"

Eine lange Pause entstand. Alle Drei saßen in tiefen Gedanken da, und sicher fuhr Einem wie dem Andern das Nämliche durch den Kopf. —

„Der Friedinger geht mir immer im Kopf herum," unterbrach endlich ernst und tiefsinnig Ritter Hans die

Pause, nachdem er wieder einen starken Trunk gethan und den leeren Humpen ganz fest auf den Tisch gestellt hatte. „Mußt' der so schlecht und schlimm wegkommen, dieweil er mir die Burg geliehen?! — Nun ist bei ihm Alles hin, Burg und Leben!"

„Ei was, der macht sich Nichts draus!" erwiederte Crebnitzer schnell. „Hat bei diesen erbärmlichen Zeitläuften ohnehin keine Freud' mehr am Leben gehabt. Das wissen wir Alle. Der Friedinger hat's oft genug gesagt. Gott sei seiner armen Seel' genädig! — Uebrigens," fuhr er nach kurzer Pause weiter, „verstarb er eines ganz handsamen und ehrenhaften Todes — als ein ächt tapf'rer Held, wie er's immer war, und seine Veste, die nun zu Trümmern geht, wird ihm sicher für manch Jahrhundert ein getreues Angedenken aufbewahren. Was will Einer heut' zu Tag mehr, in uns'rer lumpigen Zeit!?"

„Recht hast, Crebnitzer!" stimmte der Klingenberger bei. „Es ist leibhaftig so und nicht anders! Sind wir mit unserm lausigen Leben nicht bald schlimmer daran, als der Friedinger in seinem Tod?"

„Verflucht sei Alles, hie und überall!" fing Hans Haußner voll Zorn und Wuth auf's Neue zu toben an. „Der Teufel steckt dahinter, bei Allem, was wir thun und treiben! Wo aus nun und wohin?! Kein Heil und Segen mehr! Ueberall Unglück und Verderben! —"

„Hoho, nur nicht gleich so mißmuthig und kleingläubig!" entgegnete Crebnitzer aufmunternd und beschwichtigend. „Wird schon wieder anders kommen. Laßt nur den Sturm vorüber gehen. Heut' so, ein anders Mal wiederum so. —"

„Wißt was? Ich zieh' ins heil. Land," sprach Hans.

„Eine Pilgerfahrt zum heiligen Grab und ein andächtig Gebet alldort — vielleicht nützt's und frommt's zu unserm Besten."

„Ah, Possen! Da würd' unser Herrgott eine schöne Freud' haben, so du als Pilger daher kömmst, zu seinem heil. Grab!" gab Crebnitzer spöttisch lachend zur Antwort. „Das ist Nichts! Beten kannst du daheim auch, so dir's im Ernst darum zu thun ist. — Also laß' das Pilgern bei Seit'! — Ziehen wir lieber nach Italien, oder nach Frankreich, da= oder dorthin, wo's eben Krieg und Etwas zum Dreinhauen gibt, wie der Friedinger sagt. Gott hab' ihn selig! Später, so es in deutschen Landen wieder aus einem andern Ton pfeift und für unser Einen wieder ein besserer und handsamerer Wind weht, ziehen wir wieder heimwärts und dann — —"

„Und dann? Was ist's dann?" wendete der Klingenberger ärgerlich und im ernsten Tone des Widerspruches ein. „Dann ist's auch Nichts. Dann können wir höchstens als müßige Tagdiebe herum stolpern, ohne uns rühren und mucksen zu dürfen, und, so es uns etwan einfällt und anmuthet, vor das zerbrochene Gemäuer unserer Burgen hinhocken und dasselbe angaffen und anweinen. Das ist's dann!"

„Bist ganz darneben gefahren, Freund Klingenberger!" erwiederte Crebnitzer. „Kommt's im deutschen Reich wieder anders, — und anders geht's auch, das glaub' ich sicher und fest — dann geht's mit uns nicht so, wie du da meinst, dann wollen wir uns erst recht rühren und mucksen, auf diese oder jene Art und Weis', wie und wo wir können. Dann, sag' ich, rächen wir uns erst recht, dann brennen wir dem lumpigen Gepack in Kaufbeuren drinnen

erst recht das ganze Nest über die Köpf' weg, dann entführen wir extra noch dem Gutberger das Mädel. Dann muß es der Hans extra dennoch kriegen. Dann thun wir All und Jedes, was unsern Widersachern zum Trutz und Aerger gereicht. Und ich sag's nochmals! Dann muß der Hans die Dirn' erst recht haben, geht's, wie's geht!"

„Welch leichtsinnig Gered'!" warf der Klingenberger ärgerlich hin. „Kömmt's so, wie du da heraus plauderst, so würden wir dabei sicher noch tiefer in Unrath gerathen, als wir zur Stund schon drinnen sitzen, dann könnten wir vielleicht extra erst recht schimpflich und erbärmlich um's Leben kommen." —

„Wir wollen gerad das nicht sagen," begann der Hans, sich gegen den Klingenberger wendend und für des Crebnitzers Rede halb und halb stimmend. „Bei unserm Schwert! Wer kann's wissen, ob's am End' doch nicht noch so kommen und gehen könnt', wie der Crebnitzer da sagt?! Bei unserm Schwert, sagen wir nochmals, wer mag's wissen?! Hm, des Crebnitzers Ansicht und Ausspruch bedünken uns gerad' nicht gar so schlecht und falsch zu sein. Es ist Etwas daran, sag' ich fest. Also könnt' am End' doch auch noch Etwas d'raus werden. —"

„So Gott will, daß sich die Zeiten ändern, wird auch noch Etwas d'raus," sagte Crebnitzer mit Nachdruck und fuhr dann fort, seine Ansicht und Meinung noch weiters zu erörtern und gegen Klingenberger's Widerreden zu vertheidigen und fest zu halten.

Hans Haußner stimmte ihm in Allem bei und ward nach und nach sogar sehr ärgerlich über den Klingenberger, weil dieser immer wieder erwiederte, daß des Crebnitzers

Ansicht und Meinung nichts anders, als dummes Gezeug und leere Luftschlösser seien.

Nachdem sie noch eine gute Weile über den fraglichen Gegenstand geredet und gestritten und sich dabei mehr oder minder erhitzt hatten, ward es dem Hans im Wirthshause auf einmal nicht mehr recht geheuer. Er trank daher seinen Humpen aus und mahnte zum Aufbruch.

Nun aber waren die andern Zwei nicht weiter zu bringen. Sie lachten über Haußner's all zu große Aengstlichkeit, ließen sich ihre Humpen auf's Neue füllen und setzten dann ihr Gezänk im Weiteren fort.

Kaum aber hatte der Wirth die frisch gefüllten Humpen auf den Tisch gestellt und der Crebnitzer mitten im eifrigsten Gespräche den Seinigen zum Trinken erhoben, als plötzlich eine Truppe Reiter zum Dorf herein und geraden Weges auf das Wirthshaus zu sprengte.

„Da drinnen sollen sie sein!?“ rief Einer derselben den Andern zu, indem er, vor der Schenke angelangt, rasch sein Roß zum Stehen zwang. „Umringt sonder Weil' die Spelunke,“ setzte er bei, „daß uns Keiner entkommen kann!“

Erschrocken fuhren die Ritter in der Zechstube auf, als sie durch die kleinen, runden Fensterscheiben die Reiter heran sprengen sahen.

„Alle Teufel, das sind Frondsbergische!“ rief Crebnitzer, der zuerst an das Fenster rannte und die Reiter sogleich an ihrer Kleidung und Bewaffnung erkannte.

„Bei unserm Schwert, wir sind verrathen!“ rief Hans mit gedämpfter Stimme, indem er rasch nach seinem Schwert griff und durch die neben der Zechstube anliegende Küche zur hintern Hausthür hinaus rannte.

In einem Nu flohen ihm Crebnitzer, Klingenberger und die drei Knappen nach.

„Lauft, lauft! Sie kommen hinter uns drein!“ schrie Klingenberger den Andern zu, während er ihnen, weil er schnellfüßiger war als sie, bald um etliche Schritte voraus kam.

Rasch ging's nun, über Zäune und durch Gärten, zum Dorfe hinaus und über Felder und Wiesen einer Kapelle zu, die, etliche hundert Schritte vom Dorfe entfernt, unter zwei schattigen Eichen stand.

Mit verhängtem Zügel jagten ihnen bald die Reiter nach, vermochten aber dessen ungeachtet auf freiem Felde die Fliehenden nicht mehr einzuholen; denn diese hatten bereits das Dörflein eine gute Strecke hinter sich, als ihre Verfolger in das Wirthshaus drangen und durch den Besitzer desselben in Erfahrung brachten, daß er gar seltsam aussehende Gäste bewirthet und dieselben plötzlich durch die hintere Hausthür hinaus und über Zaun und Gärten davon rannten, als sie die Reiter zum Dörflein hereinsprengen sahen.

Mit wilder Hast rannten die Fliehenden in die Kapelle hinein. Rasch ward die Thür hinter sich zugeworfen und so gut es in der größten Eile ging, mit Betstühlen verrammelt.

Im nämlichen Augenblick machten auch schon die Reiter vor der Kapelle Halt.

„Ergebt Euch da drinnen!“ rief mit mächtiger Stimme der Führer derselben hinein, während er mit seinem Schwerte ein Paar feste Schläge an die Thür machte. „Ergebt Euch in Güte, sonst sollt Ihr All' über

die Klinge springen! Ich bin's, Kunz von der Rosen, der so zu Euch spricht!"

„Ha, du elender Narr und Halunke! Wir uns dir ergeben?!" kam's von der Kapelle heraus.

„Nimmermehr! Sechs gegen zwanzig! Nur heran, so es Euch juckt und gelüstet!" ließ sich drinnen eine andere Stimme vernehmen.

„Seid nicht gar so unhöflich da drinnen, Ihr viel tapferen und schnellfüßigen Herren Schnapphähne!" erwiederte Kunz von der Rosen höhnisch zur Thür hinein. „Sagt mir viel lieber, ob sich nicht der viel- und hochberühmte und ganz absonderlich arg verliebte Ritter Hans aus dem Hegau unter Euch Schnellfüßlern befindet. Möcht ihm gar gern ein feines Reverenz machen und einen schönen Gruß von seinem minniglichen Liebchen aus der Stadt Kaufbeuren ausrichten."

„Ha, du frecher und nichtsnutziger Wicht, du?!" geiferte nun Ritter Hans von Innen voll Grimm und Zorn zum Schlüsselloch heraus. „Kenn' dich schon da draußen! Komm' nur schnell herein, so du mir dein Reverenz machen willst. Bei unserm Schwert, wir, der Ritter Hansen aus dem Hegau, sind schon da herinnen und warten mit gar vieler Lust, um dir für das Reverenz deinen dummen Narrenschädel zu zerspalten!"

„Hoho, du mein vielberühmter, stark verliebter und überaus grimmiglicher Hans! Bist also wirklich da drinnen? Nun das freut mich über alle Massen!" spottete Kunz von der Rosen unter lautem Lachen weiter, während er mit der Spitze seines Schwertes etliche Stiche in das Schlüsselloch machte. „Bist aber fast auch ein ganz grober Gesell, dieweil du gar so unhöfliches Gezeug zu mir

heraus schleuderst!? Hätt' das nicht erwartet von dir! Bin eigens deiner wegen von Nürnberg hieher gezogen, um dich von Angesicht recht anzuschauen, und so du mir etwa gefallen solltest, zu unserm gnädigen Herrn Kaiser Max heim zu führen."

„Schweig', freche Zunge, mit deinem gnädigen Herrn Kaiser, diesem krummnasigen Ritterthumsverderber und ehrlicher Leuten Burgenzerstörer!" donnerte Hans durch das Schlüsselloch. „Dank gar schönstens für solch eine Ehr'! Wir wollen solch einem Kaiser, der mit seinem dummen Landfrieden für ewige Zeiten das edle Ritterthum geschändet, nimmermehr unter das Gesicht treten. Geh' heim nach Nürnberg und sag's ihm!"

„Gut, werd's ausrichten!" rief Kunz mit gleichgiltigem Spott zur Antwort hinein. „Also, du willst aus freien Stücken nicht heraus?!"

„Zu dir, du frecher und schamloser Narr! — Nein, nie und nimmer!"

„Gut, so wollen wir zu dir, du frecher und großmauliger Narr, hinein! — Also, zum letzten Mal, es gilt?"

„Ja, es gilt!"

„Du willst also Blut sehen?"

„Vor Allem das deinige, du frecher Hund!"

„Greift an!" rief nun Kunz rasch seinen Leuten zu, während er eben so rasch aus dem Sattel sprang und gegen die verschlossene Thür der Kapelle losstürmte.

Augenblicklich warfen zwölf bis fünfzehn der Reiter die Zügel ihrer Rosse den Andern zu, sprangen jach aus dem Sattel und stürmten ebenfalls auf den verschlossenen Eingang der Kapelle los.

Bald war die morsche Thür eingestoßen und in Trüm-

mern zerschlagen, so daß sich die Kämpfenden von Angesicht zu Angesicht gegenüber standen.

Die in der Kapelle wehrten sich aus allen Leibeskräften und hieben und stachen tapfer auf die Eindringlinge heraus. Zwei von den Reitern stürzten, von ihren Hieben getroffen, zu Boden. Das machte die Andern wüthend. Wie Furien drangen und stürmten sie nun in den Eingang. Die Andern in der Kapelle mußten bald der Gewalt weichen und flüchteten sich in die Ecken und Winkel, um sich den Rücken frei zu machen. In dieser Stellung hieben und stachen sie mit voller Wuth auf ihre Widersacher los. Doch all ihr Muth und ihre Tapferkeit vermochten wider diese Nichts mehr auszurichten. Der Crebnitzer ward bald durch einen gewaltigen Hieb über den Kopf zum weiteren Kampfe unfähig gemacht. Bewußtlos stürzte er zu Boden. Fast im nämlichen Augenblicke wurden der Klingenberger und sein Knappe von vier baumfesten Reitern an Armen und Füssen gepackt und zu Boden geworfen.

Als Ritter Hans dieß sah, rannte er wie besessen hinter das Altärlein und kroch dort in ein finsteres Loch. Aus diesem stach er wüthend auf Die heraus, welche ihn verfolgten.

„Macht mir Keinen todt! Wollen sie Alle lebendig fangen!" schrie Kunz von der Rosen mitten im Kampf und Lärm den Reitern zu, während er auf Wolf, Hans Haußner's Knappen, zurannte, der von einer Ecke aus so gewaltig und flink um sich hieb, daß ihm Keiner an den Leib kommen konnte. In der Meinung, dieser flinke und gewandte Schwertschwinger sei der Ritter Hans Haußner, rief ihm Kunz von der Rosen zu:

„Hei, Ritter Hans, nun bin ich herinnen bei dir!

Ergib dich! Laß dein unbändig's Gefuchtel bleiben! Es nutzt und frommt dir doch nichts mehr!"

„Ich mich ergeben?" ras'te Wolf voll Zorn und Wuth, indem er mit gleicher Schnelligkeit sein gewaltiges Herumhauen fortsetzte. „Mich ergeben? Nie und nimmer! Heran, Ihr Teufel! Sollt mich nicht lebendig haben! Heran, haut zu!"

„Ho, Hans, laß dein Gehau bleiben!" erwiederte Kunz, über den Muth des Kämpfenden sehr erstaunt. „Was hilft's dir, so wir dich todt bekommen? Ergib dich im Guten, viel tapferer Hans aus Hegau!"

„Bin nicht der Ritter Hans! der Teufel bin ich heut', und wollt', ich könnt' dich in Stücken zerreißen!" tobte und geiferte Wolf, sein Schwert fast noch schneller schwingend, denn zuvor.

„Hei, zerreiß mich, so du kannst! Pack an!" erwiederte Kunz mit triumphirender Miene, indem er sich rasch bückte, den Wolf bei den Füssen packte und ihn mit einem gewaltigen Riß aus seiner Stellung lupfte. In einem Nu lag Wolf auf dem Boden und ehe er sich's versah, ward er auch schon von den Reitern an Kopf und Armen gepackt und ihm das Schwert aus der Faust gewunden. Wolf heulte, ras'te und tobte, daß ihm der Geifer aus dem Munde sprühte.

„Ha, viel tapferer, hoch berühmter und stark verliebter Hans, jetzt haben wir dich also doch lebendig bekommen!" höhnte Kunz von der Rosen, der noch immer glaubte, der Ritter Hans sei es, der vor ihm auf dem Boden liege. „Hebt ihn auf und bindet ihm die Händ' auf den Rücken!" setzte er, zu seinen Leuten gewendet, bei. „Will ihm erst dann mein ehrbietig's Reverenz machen."

Sogleich ward der Befehl vollzogen, dem Wolf die Hände über den Rücken gebunden und er dann zur Kapelle hinausgeführt.

„Ha, die Dummköpf'! Jetzt haben's den Wolf und meinen, ich selbst bin's. Das ist g'scheid!" raunte Hans Haußner in seinem Loche leise vor sich hin, während er fortwährend mit dem Schwerte auf seine Gegner heraus stach, obschon diese, nachdem sie von Kunz die Worte vernommen, „Keinen todt zu machen," zu ihm nicht mehr hinein stachen, sondern müssig vor dem Loche stehen blieben.

Nach etlichen Minuten kam Kunz von der Rosen wieder in die Kapelle zurück.

„Edler Herr, da haben wir Einen drinnen!" rief ihm einer von den Reitern zu. „Der will nicht heraus. Sollen wir ihn todt stechen?"

„Bei Leib' nicht! Wollen ihn schon lebendig heraus kriegen," sprach Kunz, rasch auf das verhängnißvolle Loch zugehend, und in gebückter Stellung in dasselbe hineinschauend und rufend.

„Heraus da, Bösewicht, oder du sollst da drinnen dein Grab finden!" herrschte er in das Loch hinein.

„Schurke, verfluchter! Dieß Loch soll dein Grab werden!" brüllte Hans voll Zorn und Wuth heraus.

Kunz befahl nun, von der entgegengesetzten Seite in das Loch zu dringen und auf diese Weise dem Versteckten von hinten beizukommen. Sogleich machten sich die Reiter an die Arbeit.

So auf das Aeußerste getrieben, sah Hans Haußner in seinem Loche keine Rettung mehr. Vom heftigsten Zorne übermannt, faßte er einen verzweiflungsvollen Entschluß. Wie eine Furie rannte er plötzlich zum Loch

heraus und zu einem gewaltigen Hieb ausholend, auf Kunz von der Rosen zu. Von diesem plötzlichen Angriff überrascht, wäre Kunz sicher verloren gewesen, hätte nicht einer der Reiter schnell den tödtlichen Hieb aufgefangen. Rasend und schäumend vor Wuth, holte Hans rasch zum Zweitenmale aus. Ehe aber sein Streich traf, stieß ihn Kunz von der Rosen auf die Seite, während ihm in gleichem Momente jener Reiter, welcher zuvor den Hieb aufgefangen, das Schwert in die Brust rannte.

Mit einem fürchterlichen Schrei taumelte Hans etliche Schritte zurück und stürzte mit einem gewaltigen Schlag auf den Boden nieder.

„Schurke . . . Gott verzeih' dir's!" röchelte und stöhnte er mit dumpfer und gebrochener Stimme. „Ich . . . ich bin . . . Hans Haußner, der Letzte . . . unter den Rittern . . . den ächten . . . freien Rittern . . . . Du hast . . . ihn . . . erschlagen! — Gott, verzeih' dir's. Ich . . . ich sterbe . . . Gott, nimm mich . . . barmherzig auf . . . . . .!"

„Jesus Maria! Mein Herr! Sie haben ihn ermordet!" schrie und jammerte Wolf außerhalb der Kapelle, indem er, ohne daß es Die, welche ihn festhielten und bewachten, zu verhindern suchten, hereinstürzte und sich unter lautem Weinen und Wehklagen zu seinem Herrn auf den Boden warf.

Doch Hans Haußner hörte das Jammergeschrei seines getreuen Knechtes nicht mehr; er war bereits verschieden. —

„Also Der ist der Ritter Hans aus dem Hegau?!" sprach Kunz von der Rosen, erstaunt auf den Todten deutend und über den unerwarteten Vorfall tief ergriffen. „Also Der da ist's und nicht Der, welcher da weint und heult!? Und gerad' ihn mußten wir erschlagen, ihn, den ich um jeden Preis lebendig zu Handen bekommen

wollt'!? — — Hab dir also, du seltsamer und wunderlicher Gesell, der du nun todt zu meinen Füssen liegst, kein gar höflich's Reverenz gemacht und zwar ganz wider meinen Willen! — Hast Recht! Gott mög' es mir verzeihen! Es wollt' so sein. — Ich, der ich's am wenigsten im Sinn geführt, mußt' dein Rächer sein! Gott sei deiner armen Seel' genädig! — — — Legt den Todten hier mitten vor das Altärlein hin!" befahl er nach einer langen und nur durch Wolfs Schluchzen und Weinen unterbrochenen Pause seinen Leuten. „Die Bauern oder Andere, so ihn da finden, werden ihm schon ein ehrlich's Begräbniß geben. —"

Dann schritt Kunz langsam und sehr traurig gestimmt zur Kapelle und zu den Gefangenen hinaus.

Lange blieb er vor diesen stehen, Einen nach dem Andern vom Kopfe bis zum Fuße betrachtend, ohne ein Wort an sie zu richten. Daß der Klingenberger und der schwer verwundete Crebnitzer, obgleich sie in ihrer Verkleidung sehr ärmlich aussahen, keine Knappen oder Soldknechte, sondern Rittersleute seien, schien ihm gleich beim ersten Anblick klar zu werden, Den Crebnitzer glaubte er sogar schon öfters gesehen zu haben.

Schon wollte er die Beiden anreden und sie um Namen, Herkunft und Sonstiges befragen, als ihm plötzlich ein guter Gedanke durch den Kopf fuhr und ihm das Wort im Mund erstickte. „Nein, thu', als ob du sie nicht erkennen würdest und laß' sie los!" summste er leise für sich hin. „Meine Leut' halten sie sicher auch nur für Dienstleute, also können sie auch nicht sagen, ich, der Kunz, hab' die Ritter frei gelassen. — Ja, laß' die Schelm' los! Ob um ein Paar mehr oder weniger in der Welt herum-

laufen, deßhalb geht sie noch nicht zu Grund', und eben so wenig das heilige römische Reich. — Warum soll gerad' ich sie einfangen und an den Galgen bringen?! Bin ich denn ein Häscher? — Leben und leben lassen! Will unser Herrgott mit ihnen nicht mehr zufrieden sein, so wird er schon wissen, wie er's mit ihnen machen und halten soll. —"

Darauf wendete er sich zu seinen Leuten und sprach: „Laßt die Schelm' los und laufen, wohin sie wollen! Den Ritter Hans, wegen dem ich eigens ausgezogen, haben wir leider und zu meiner größten Betrübniß erschlagen, vermögen ihn also nicht mehr lebendig heimwärts zu führen. Was sollen uns nun diese armen Wichte da — seine Knechte? Bindet sie los und laßt sie laufen!"

Mit großem Erstaunen vernahmen Crebnitzer und Klingenberger diese unerwarteten Worte. Kaum getrauten sie ihren Ohren. Beide hielten sich schon für verloren und sahen sich schon im Geiste am sicheren Galgen zappeln. Und nun ward ihnen mitten in der größten Verzweiflung auf einmal Befreiung von Schande und Tod angekündet. —

Gerührt und vor Freuden ganz außer sich, wollte Klingenberger einige Worte des Dankes stottern und unkluger Weise sehr wahrscheinlich auch sagen, wer er sei.

Kunz von der Rosen war aber so klug und vorsichtig und ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Laß solch Gewinsel bleiben!" herrschte er ihm zu. „Wirst wohl merken und verstehen, warum ich so zu dir red'! D'rum schweig' und macht, daß Ihr All' mit heiler Haut von hinnen kommt und anderm Kriegsvolk nimmer in die Händ' gerathet!"

Dann schwang er sich schnell auf sein Roß. Seine Reiter thaten desgleichen.

Beim Hinwegreiten rief er nochmals zurück: „Gebt fein dem Ritter Hansen ein ehrlich Begräbniß! Das verlang' ich zum Lohn für Eure Befreiung. Trauet fein auch inskünftig dem Landfrieden nicht mehr! Das räth' Euch Kunz von der Rosen. Lebt wohl!"

Lustig trabte nun die kleine Schaar über Feld und Wiesen hinweg und dem Dörflein zu. Bald war sie aus den Augen der Befreiten verschwunden. — —

Auf dem Weg gegen das Lager zu war Kunz von der Rosen sehr schweigsam. Nur dann und wann murmelte er einige Worte für sich hin. „Welch seltsamer Vorfall!" sprach er unter Anderm. „Ich mußt' den Knecht für den Herrn halten und daran Schuld sein, daß der Hans erschlagen ward. — Die Andern ließ ich laufen und den, welchen ich um jeden Preis lebendig fangen wollt', so seltsamer Weis' um's Leben bringen. Daraus erseh' ich also wiederum, daß mein gnädiger Herr Kaiser einen fast sehr schlechten Rathgeber an mir hat, dieweil ich mich so gewaltig irren kann. — Nun, es hat so sein wollen, sonst wär' es anders gekommen. Hätt' ich's aber zum Voraus gewußt, was geschehen wird, so wär' ich sicher daheim geblieben und von Nürnberg gar nicht hinweg geritten. — Der arme Hans! Nun ist's aus mit ihm. — Gott sei seiner armen Seel' genädig! — —"

Als Kunz mit seiner Schaar wieder im Lager ankam, war Hohenkrähen schon mehr als zur Hälfte niedergebrannt. In den nächsten Tagen ließ Frondsberg auch die Burgen des Crebnitzers und Klingenbergers, so wie das „wurmstichige Nestlein" des Hans Haußners zerstören und dem

Erdboden gleich machen. Crebnitzer und die andern Schnapphähne entflohen aus dem Lande. Wohin sie aber gekommen sind, und wie es ihnen in der Zukunft ergangen, darüber ist keine Kunde vorhanden. —

Acht Tage nach der Zerstörung der Veste Hohenkrähen ward zu Kaufbeuren ein großes Fest gefeiert. Alles, Alt und Jung, war voll Freud' und Jubel; Alles strömte in die Kirche, um Gott zu danken, daß er die Angelegenheit so zum Frommen und Besten gewendet und die Umgegend von diesem heillosen Raubrittervolk befreit hatte. Am nämlichen Tage feierte Otto Kreßling mit seiner Braut, der schönen Geberta, seine Hochzeit, zu welcher die fünf Bürger, die als Gefangene auf Hohenkrähen gesessen, als Ehrengäste geladen wurden.

Zum Angedenken an diese Begebenheit ward von der gesammten Bürgerschaft ein ewiger Jahrtag gestiftet und noch überdieß eine Summe Geldes zusammen gelegt, von dessen Zinsen jährlich am nämlichen Tage die Armen der Stadt mit Speis und Trank versehen werden sollten. —

Die Ruinen der einst so mächtigen Veste Hohenkrähen sind im Verlaufe der Zeiten bis auf einige Trümmer verschwunden. Wer sie von Ferne sieht oder zu ihnen hinaufsteigt, den werden sie an diese Begebenheit erinnern. —

Kunz von Siebeneck und Gisla von Geierhorst.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, in welcher, wie dieß schon früher so ziemlich Sitte und Gebrauch gewesen, manch fahrender Ritter und Sänger auszog, um sich durch Ritterspiel und Gesang die Gunst schöner Frauen und Jungfrauen zu erwerben, Ruhm und Ehren zu holen, faßte auch Kunz von Siebeneck den festen Entschluß, als fahrender Sänger in der weiten Welt draußen sein Heil zu suchen. Kunz, ein junger, schöner und ritterlicher Gesell, war der Letzte seines Stammes, aber ohne festes Gesaß, ohne Hab und Gut; denn sein Vater hatte sich mit seinen Widersachern in viele Streithändel eingelassen und im Kampfe mit denselben Alles, Leben, Hab und Gut verloren. Kunz ist also durch das Unglück seines streitsüchtigen Vaters ein ganz armer Mann geworden, und es blieb ihm in der Zukunft wohl nichts Anders übrig, als bei reichen Dynasten sein Fortkommen zu suchen, bei diesen für guten oder geringen Sold Dienst zu nehmen, mit ihnen in den Krieg oder zu Fehden auszuziehen. Kunz hatte in verschiedenen Kämpfen manch ritterliche That bestanden, manch gewaltigen Recken zu Boden gestreckt und sich also durch seine Kühnheit und

Tapferkeit gar bald als ein ächt preiswürdiger Held berühmt gemacht.

Nach einiger Zeit wollte ihm aber auf einmal das Waffenwerk nicht mehr sonderlich gefallen; denn der tapfere Kunz trieb nebst demselben auch noch etwas Anderes. Er dichtete nämlich gar gerne schöne Verslein und ersann liebliche Weisen dazu. Dabei wußte er die Laute so meisterlich zu schlagen, daß ihm auf diesem Instrumente weit und breit wohl nicht leicht Einer gleich kommen konnte. Weil dem also so war, so fiel es ihm ein, Schwert und Lanze bei Seite zu legen, als fahrender Sänger in die weite Welt hinaus zu ziehen und, gleich Andern, das Lob holder Frauen und Jungfrauen zu besingen.

An einem schönen Maimorgen hing er also seine Laute über die Schulter und machte sich fröhlich und wohlgemuthet auf die Fahrt. Er zog von Burg zu Burg, an die Höfe der Fürsten und Könige. Ueberall ward er mit freundlichem Willkomm aufgenommen, überall fanden seine schönen Verslein und Weisen großen Gefallen, und wenn er da oder dort wieder von dannen wollte, so baten ihn Ritter, Frauen und Töchter, noch länger bei ihnen zu verweilen, und sie mit seinem lieblichen Gesang und Saitenspiel noch weiters zu ergötzen.

Bald drang sein Ruhm als ächter Sänger weit umher, und Kunz war deßhalb nicht wenig froh, daß er das Waffenwerk bei Seite gethan und sich ganz auf Sang und Saitenspiel verlegt hatte.

Nachdem er so ziemlich lange Zeit in verschiedenen Landen herum gezogen war und sich überall sehr viel Lob und Ehren errungen hatte, fügte es sich, daß ihn sein

Weg auf die stolze Burg des reichen und mächtigen Grafen Tycho von Geierhorst führte, und er von diesem und dessen einzigen Tochter, Gisla mit Namen, mit gar freundlichem Willkomm aufgenommen wurde.

Graf Tycho von Geierhorst, früher ein kühner und gewaltiger Kämpe, war zu der Zeit, in welcher Kunz bei ihm zusprach, schon ein sehr betagter Greis und vermochte seines hohen Alters wegen schon lange nicht mehr das Waffenwerk zu üben. Er war ein ungemein stolzer und hochfahrender Herr und betrachtete seine hohe Abkunft und sein ritterliches Wesen über Alles in der Welt, als sein höchstes Kleinod. Dabei war er aber doch auch etwas mildthätig gegen Arme und Nothleidende und gegen fahrendes Rittervolk übte er stets die größte Gastfreundschaft. Seine Tochter, die einzige Erbin all' seiner Besitzungen und sonstigen Reichthümer, war über alle Massen hold und zart und weit und breit als das schönste Frauenbild bekannt und bewundert. Was Stolz und Hochmuth anbelangt, blieb sie aber in Nichts gegen ihren Vater zurück.

Beide, Vater und Tochter, waren sehr erfreut, als der junge und schmucke Sänger bei ihnen zusprach; denn sie fühlten auf ihrer einsamen Burg gar oft große Langweile und gaben sich also gerne der frohen Erwartung hin, daß ihnen der Sänger durch seine Kunst manche gute Kurzweil verschaffen werde. Als ihnen Kunz sein Herkommen und seinen Namen nannte, konnten sie sich auch sogleich erinnern, daß sie von ihm und seiner Kunst schon sehr viel Rühmliches gehört hatten.

Kunz sang also auf Geierhorst an jedem Abende gar fröhliche und heitere Weisen, und Graf Tycho und seine Tochter Gisla waren ungemein entzückt über dessen seltene

Kunst im Sang und Lautenspiel. Zum Dank dafür bewirtheten sie ihn mit Allem, was Küche und Keller zu bieten vermochten, und die schöne und stolze Gisla that nach und nach so freundlich mit ihm, daß er ihr, sogar in Gegenwart des Vaters, öfters die zarte Hand küssen durfte.

Kunz war über das liebliche, holde Wesen der schönen Gisla und über die Gunst, die sie gegen ihn zeigte, ganz glückselig. Bald schwärmte er von Liebe und Wonne, hielt es aber vor der Hand wohl nicht für gerathen, der schönen Maid merken zu lassen, was ihrer wegen in seinem Herzen vorging. Aber Gisla merkte es dessen ungeachtet doch sehr bald, so nicht minder ihr Vater, der stolze Graf Tycho. Dieser aber nahm, nach einigem Besinnen, die Sache gerade nicht so arg und meinte vielmehr, Kunz geberde sich gegen seine Tochter nur deßhalb so seltsam und absonderlich weich und zartsinnig, weil sie so überaus schön von Angesicht sei, dann auch, weil sie an seinem lieblichen Gesang so guten Gefallen findet.

Um sich bei der schönen Gisla noch mehr einzuschmeicheln und in Gunst zu setzen, machte Kunz von Siebeneck ein Gedicht an sie und auch eine gar liebliche Weise dazu. Er besang in demselben ihre Anmuth und Schönheit, ihre Tugenden und sonstigen Vorzüge und Liebenswürdigkeiten. Verse und Melodei gelangen ihm vortrefflich. Als er das neue Gedicht bei einem Festmahl sang und überaus lieblich die Laute dazu ertönen ließ, brach Alles über den wunderschönen Gesang in das größte Lob aus. Mit triumphierender Miene saß Kunz da und freute sich über seine wohlgelungene Arbeit. Gisla ward ganz feuerroth und wußte vor lauter Freude gar nicht mehr, wie ihr

war, so sehr schmeichelte ihren Stolz und Ehrgeiz das schöne Gedicht, und ihr Vater, Graf Tycho, war so gerührt, daß ihm die hellen Thränen über die runzelichten Wangen rollten. Zum Dank dafür reichte die schöne Gisla dem Sänger nicht nur freundlich die Hand zum Kusse, sondern sie steckte ihm auch noch ein güldenes Ringlein an den Finger. Ihr Vater beschenkte ihn ebenfalls mit einem kostbaren Kleinod.

Nach dem Wunsche des Grafen und seiner Tochter verweilte Kunz von Siebeneck noch mehrere Wochen auf der Burg. Das Lied an Gisla mußte er ihnen an jedem Abend versingen, oft zwei- bis dreimal. Wenn Gisla mit ihrer Zofe im Garten, oder ins Feld hinaus einen Spaziergang machte, durfte er sie begleiten, und wenn in der Burgkapelle oder in der Klosterkirche, die Gisla's Mutter, welche schon vor mehreren Jahren gestorben, zu Ehren der heiligen Margaretha errichten ließ, die Messe gesungen wurde, kniete er ebenfalls an ihrer und ihres Vaters Seite. Da ward es aber dem Kunz immer ganz sonderlich zu Muth, oft auch sehr wehe im Herzen; er wollte und konnte vor lauter Zerstreuung oft nicht beten, besonders da er immer bemerken mußte, daß überall, wo sich die stolze Grafentochter sehen ließ, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit alle Augen auf sie gerichtet waren. Verweilte und betete Gisla in der Kirche, so ward sie fast immerwährend von den Andächtigen bewundert und Manche sahen oft mehr auf sie, als auf den Priester, der die Messe sang. Sogar ein hölzener Heiliger auf dem Altar blinzelte, wie Einige meinten, jedes Mal ungemein zärtlich und verliebt auf sie herab und strich sich dabei mit der Rechten ganz behaglich den Bart.

Der Gedanke, daß ihm Gisla gewogen, machte den Kunz unendlich glückselig. Immer mehr fühlte er, daß er in sie im hohen Grade verliebt sei. Oft glaubte er, der günstige Augenblick sei gekommen, ihr seine grenzenlose Liebe kund zu geben; aber immer, wenn er bei guter Gelegenheit so ein zärtliches Wort an sie richten wollte, versagte ihm die Zunge ihren Dienst. Die stolze und eitle Gisla sah das zärtliche Gebahren und Schmachten des hübschen Sängers gerade nicht so ungern und erwiederte es dann und wann sogar mit einem etwas mehr als freundlichen Blick. Mehr Gunst aber gewährte sie ihm nicht, obgleich sie sich selbst oft gestehen mußte, daß sie an dem jungen, ritterlichen Sänger Gefallen fand und seines Gleichen wohl sehr Wenige unter den Rittersleuten zu treffen seien.

Wäre Kunz kein armer Gesell, kein fahrender Sänger gewesen, so würde Gisla dessen Liebe zu ihr sonder Zweifel mit mehr Aufmerksamkeit, mit einem mehr innigen und zärtlichen Wesen erwiedert haben. Aber sie, die schöne und stolze Tochter des reichen und stolzen Grafen Tycho von Geierhorst, sie, die schon manchen Freier aus den ersten und fürnehmsten Geschlechtern abschlägig von sich gewiesen, hielt es weit unter ihrer Würde, die Minne eines armen, wenn auch sonst in jeder Hinsicht untadelhaften Ritters und Sängers mit Liebe und Zärtlichkeit zu erwiedern. Ueberdieß wußte sie auch nur zu gut, daß, wenn sie auch dem armen Kunz Herz und Hand hätte schenken wollen, ihr stolzer Vater doch schnurstracks dagegen gewesen wäre und er sie eher verstoßen oder in ein Kloster sperren würde, als einen armen Ritter zu seinem Eidam und Erben seiner vielen Güter und Reichthümer aufzunehmen.

Auch Kunz sah und fühlte zu seinem größten Schmerz, daß bei solchen Bewandtnissen seine Liebe zu Gisla kaum jemals Erhörung finden werde und daß er als ein reicher und mächtiger Rittersmann nach Geierhorst hätte kommen müssen, um vielleicht mit gutem Erfolg bei der schönen und stolzen Maid um Minne und Hand werben zu können. Das war auch ganz besonders der Grund, warum es Kunz bisher nicht wagte, seine Liebe der schönen Gisla mit einem Wörtchen zu gestehen. Doch gab er deßwegen die Hoffnung nicht auf und meinte, daß es am Ende der Himmel in Sachen seiner Liebe doch noch zu seinem Besten lenken könnte. Er dichtete noch manche schöne Lieder an die Holde und Schöne und sang sie ihr und dem Alten vor. Gisla dankte ihm auch jedes Mal ungemein gnädig und freundlich dafür, lobte und pries seine seltene Kunst im Sang und Lautenspiel. Oft geschah dieß in einem Tone und mit einer Miene, als wenn sie ihm zugleich sagen wollte: „Ich weiß und seh' es gar wohl, was ich dir bin und gelte, daß du mich unendlich lieb hast. Aber ich muß wohl vom ganzen Herzen großes Bedauern mit dir haben, dieweil du mir mit solch großer Lieb' und Zärtlichkeit zugethan bist, mich in deiner Lieb' mit so viel Lob und Preis besingest und ich doch nie die Deine werden kann und werden mag und will. —"

Manchmal that sie auch, wie schon erwähnt, wieder etwas mehr freundlicher gegen Kunz, wie gewöhnlich, vielleicht nur deßhalb, weil sie doch hie und da mehr oder minder Bedauern mit ihm fühlte. Mit der Zeit widmete sie ihm in guten Stunden sogar einen zärtlichen Blick. Das machte natürlich den Kunz auch allmählig etwas mehr dreister und kühner, so daß er sich sogar erlaubte,

der Gisla dann und wann so bedeutungsvoll und zärtlich in ihr schönes Aug zu schauen, als wenn er ihr durch seinen Blick gleichsam sagen wollte: „Holde Maid, du siehst und erkennst es, wie hold und herzinniglich ich dich lieb hab! Du bist mein Alles, meine Wonne und Seligkeit. O, hab' Erbarmen mit mir und gib mir bald durch ein freundlich Zeichen zu erkennen, daß auch du in wahrer, treuer Minne mir gewogen und gesinnet bist!" — —

Mit der Zeit konnte es dem alten Grafen Tycho doch nicht mehr entgehen, daß Kunz von Siebeneck in seine Tochter im hohen Grade verliebt sei. Was ihm früher von Seite des jungen Sängers als bloße Ergebnisse der Freude und Dankbarkeit für die freundliche Anerkennung und allgemeine Bewunderung seiner schönen Verslein und Weisen, oder als reine Verehrung, Hochachtung und Werthschätzung gegen Gisla vorkam, das Alles erschien ihm jetzt allmählig in einem ganz andern Licht. Das ganze Benehmen des ritterlichen Sängers ließ ihn jetzt nur zu klar ersehen, daß in dem Herzen desselben das Feuer der Liebe zu Gisla in hellen Flammen brannte. Das stimmte den alten Tycho mit Einemmale ganz anders, kälter und unfreundlich gegen Kunz. Er, der stolze und hochfahrende Mann, hielt es für einen ungeheuren Frevel, daß es ein armer, fahrender Sängersmann wagte, seine Augen zu seiner reichen und schönen Tochter zu erheben. Sein Entschluß ging also dahin, sich den Kunz von Siebeneck sobald wie möglich auf die beste Weise vom Halse und aus der Burg zu schaffen. Auch Gisla's Benehmen gegen Kunz ward plötzlich anders, sonder Zweifel auf ernstes Geheiß ihres Vaters. Man sprach nicht mehr so freundlich mit ihm, wie früher, forderte ihn nicht mehr zum Singen und

zum Spiele der Laute auf, lud ihn nicht mehr zum Spaziergang ein, sondern ließ ihn bei jeder Gelegenheit so ziemlich deutlich merken, daß man seiner bald wieder los sein möchte.

Kunz ward über die rasche und unerwartete Sinnesänderung des Grafen Tycho und dessen Tochter ganz untröstlich und wie aus den Wolken gefallen. Er konnte sich die schnelle Wendung der Dinge nicht recht erklären, nicht enträthseln. Er wollte bald den Alten, bald Gisla über ihre so plötzliche Sinnesänderung und ihr auffallend sonderbares und kaltes Benehmen gegen ihn befragen, weil er gar gerne wissen hätte mögen, was daran Schuld sei. So oft er aber das thun wollte, so hielt ihn immer ein ganz eigenthümliches Gefühl von dieser Frage zurück. Sein edler Stolz ließ ihn nicht dazu kommen. So dachte er lange darüber nach, ohne zu wissen, was er eigentlich in dieser Angelegenheit thun oder lassen sollte. Während einer langen, schlaflosen und für ihn höchst qualvollen Nacht faßte er endlich den Entschluß, wieder zum Wanderstabe zu greifen und das Weitere seines Geschickes getrost der Zukunft zu überlassen.

Am nächsten Morgen kündete er dem Grafen und dessen Tochter seinen Entschluß an, und zwar mit solchen Worten und auf eine solche Weise, daß er sich dabei wohl der Erwartung hingeben durfte, man werde ihm darauf sagen oder merken lassen, wodurch er etwa so plötzlich ihre Mißgunst erregt haben könnte. Man erwiederte ihm aber hierüber kein Wörtchen und redete ihm auch mit keiner Sylbe zu, noch länger bei ihnen auf der Burg zu verweilen, sondern wünschte ihm ohne Weiteres ganz kurzweg viel Glück zu seiner Fahrt. Mit einem Alles sagen=

den, sehnsuchtsvollen Blick sah Kunz beim Abschiede der schönen Gisla nochmals ins Aug. Sie verstand, was er ihr mit diesem Blick sagen wollte. Doch die stolze und eitle Maid erwiederte mit einem höhnischen, hochmüthigen Lächeln und verließ das Gemach. Das that dem armen Sänger so wehe, daß ihm fast die Thränen aus den Augen perleten. Er dankte dem Alten für die genossene Gastfreundschaft und wanderte dann mit schwerem Herzen und großer Betrübniß zum Burghof hinaus. —

Als er über den Bergrücken, auf dem die stolze Burg stand, langsamen Schrittes hinab stieg, konnte er sich vor lauter Schmerz und Herzenleid des Weinens nimmer enthalten. Die lichten Thränen rollten ihm über die Wangen. Oft blieb er stehen und sah wieder sehnsuchtsvoll zur Burg hinauf, und als er in ein Thal einbog, von welchem aus er die Zinnen der Burg zum Letztenmale erblicken konnte, stand er wieder still und stimmte das schöne Lied an, welches er zuerst an Gisla gedichtet hatte. Doch das Singen wollte ihm nicht recht gelingen; denn es kamen ihm wieder die Thränen in die Augen und vor lauter Schluchzen ward es ihm nicht möglich, das Lied zu End' zu bringen.

Traurig und mit wehem Herzen wanderte also Kunz seines Weges weiter. Er durchzog in nächster Zeit ganz Deutschland, kam nach Frankreich und Welschland, und ließ auf Burgen und Schlössern seine schönen Weisen ertönen. Ueberall erndtete er viel Lob und Preis. Besonders aber gefielen seine herrlichen Lieder an Gisla, an die er Tag und Nacht in treuer, inniger Liebe dachte und deren Schönheit und Holdseligkeit er überall im trauten

Liebe pries, ohne Jemanden zu sagen, wessen Standes sie war und wo sie lebte.

In Welschland kam ihm zu Gehör, daß am nächsten Pfingstfeste zu Florenz ein großer Wettgesang abgehalten wird. Der reiche Prinz Ubaldo, welcher damals dort Hof hielt und ein großer Freund und Liebhaber der Gesangskunst war, lud alle Sänger der Welt zu diesem Wettgesange ein. Da zog denn bald eine große Menge Sänger aus allen Herren Landen gegen Florenz, um da ihre Kunst zu zeigen. Kunz faßte ebenfalls den Entschluß, dahin zu ziehen und sich als Sängersmann hören zu lassen. Auch viele Fürsten, Ritter und Grafen kamen auf Ubaldo's Einladung mit ihren Frauen und Töchtern sammt reichem Gefolge dahin, das seltene Fest zu sehen und zu hören und sich daran zu ergötzen.

Der Wettstreit der Sänger wurde im Schloßgarten auf einem großen Rasenplatze abgehalten, welcher in Schranken gefaßt und mit erhöhten, reich und gar zierlich behangenen Sitzen umgeben war. Meister Marko, der Hofpoet, saß als Kunstrichter nebst noch vier andern Gesangskünstlern unweit des Einganges zum Platze und ganz vorn an den Schranken auf einer Art von Thron. Er war mit einem rothen Mantel angethan und auf seinem stolzen Poetenhaupte saß eine gelbe Spitzkappe. In der Hand hielt er einen zierlichen Stab, das Kunstzepter genannt. Sechs seiner Kunstjünger, in bunten Gewändern und mit langen, weißen Stäben, standen als Kunstschergen ihm zur Seite, um nach Wunsch, Gutdünken und Befehl ihres Meisters gute Aufsicht und Ordnung zu halten.

Zur bestimmten Stunde traten nach Ordnung die Sänger in die Schranken und ließen vor einer zahlreichen

Menge von Rittern und Herren, Frauen und Jungfrauen ihre Kunst vernehmen, Einer nach dem Andern. Auch zwei und drei suchten sich manchmal zugleich in ihrem Gesange zu überbieten. Viel schöne und herrliche Weisen an Gott und die Natur ertönten. Heldengesänge und süße Minnelieder, Spott- und Witzgesänge wechselten. Großer Beifall und viel Lob ward dem Einen oder Andern zu Theil.

Nachdem Kunz von Siebeneck so viel Schönes und Herrliches gehört, ward ihm fast bange, mit solch gewandten Gesangskünstlern in den Kampf zu gehen und mit ihnen um einen Preis zu streiten. Endlich kam, nach der Anordnung des Hofpoeten Marko, die Reihe auch an ihn. Herzhaft und nur an die holdschöne Gisla denkend, trat er in den Kreis und sang mit heller, wohlklingender Stimme zuerst „Die Furcht und Wonne der ersten Liebe," dann „Die Sehnsucht nach der Geliebten" und zuletzt seine schönen Weisen an Gisla. Großer Beifall rauschte ihm zum Lobe durch die Reihen. Die herrlichen Lieder an Gisla gefielen so ungemein, daß er sie nochmals singen mußte. Ein mächtiges Jubelgeschrei und Geklatsch folgte wieder dem Gesange und Alles rief: „Dieser ist der Preiswürdigste unter Allen!"

Nachdem der Wettgesang vollendet war, ward dem Kunz auch vor allen Andern einstimmig der erste Preis zuerkannt und ihm derselbe von der Tochter des Prinzen Ubaldo unter feierlichen Trompetenschall überreicht. Er bestand aus einem güldenen Kränzlein und einem kostbaren Kleide. Nach ihm wurden die andern Sänger nach der Reihe ihrer Anerkennung ebenfalls mit Preisen, bestehend aus schönen Gewändern, güldenen Ringlein, gefüllten Börsen und andern Kostbarkeiten, reichlich beschenkt.

Nun traf es sich aber, daß viele von den anwesenden Sängern sich gegen Kunz von Siebeneck sehr unwirsch und feindselig geberdeten, weil er sie durch seinen Meistergesang übertroffen und, nach ihrem Dafürhalten, mehr oder minder ihren bisherigen Sängerruhm verdunkelt hatte. Ein Paar sollen vor lauter Neid, Zorn und Aerger sogar die Seuche bekommen haben. Andere wieder machten ihrem Grimm gegen Kunz durch boshafte Reden, Spottgedichte und giftige Satyren Luft. Doch Kunz kehrte sich nicht viel daran und lachte über diese kleinlichen, neidischen und boshaften Sänger- und Dichterseelen. Bei dem Festmahle, das der Fürst mit allem Pomp und Aufwand den geladenen Gästen gegeben, sang Kunz auf Begehren derselben noch mehrere schöne Weisen, besonders aber, seinen neidischen und feindseligen Kunstgenossen zum Trotze, auch noch die herrlichen und wunderlieblichen Lieder an Gisla. Da ward ihm wieder viel Lob und Preis, besonders aber von den Frauen und Jungfrauen, weil er in seinem Lied auf so innig zärtliche Weise der reinen, wahren Minne Glück besungen. Ein Theil der Sängerschaar, die ebenfalls zu dem Festmahle geladen, spie Gift und Zorn wider ihn.

Mit Ruhm, Ehren und kostbaren Geschenken überhäuft, nahm Kunz nach acht Tagen bei dem Prinzen Ubaldo und seinem Hofe Abschied, um über die Alpen wieder nach Deutschland zurück zu kehren. Kaum hatte er aber Florenz eine Stunde Weges hinter sich, als eine Rotte ihm feindseliger Dichter und Sänger aus einem Hinterhalt gegen ihn hervor stürzte und wüthend über ihn herfiel. Kunz zog rasch sein Schwert, hieb über die Kreuz und Quer männiglich tapfer auf die Schurken ein

und streckte in wenigen Augenblicken ein halbes Dutzend zu Boden. Dem Einen aus Hispanien hieb er den Schädel fast entzwei, einem Andern aus dem Frankenlande, die Nase aus dem Gesichte, und wieder einem Andern, aus dem Brandenburgischen gebürtig, das freche Maul bis zu den Ohren auseinander. Doch hätte Kunz sonder Zweifel der Uebermacht noch unterliegen müssen, wäre ihm nicht ein fahrender Ritter, der gerade noch im rechten Augenblick des Weges daher ritt, mit seinem kräftigen Schwerte zu Hilfe gekommen. Nun hatten die vor Neid und Aerger wüthenden Sänger- und Dichterseelen nicht mehr Lust, sich noch weiters in einen Kampf einzulassen. Heulend ergriffen sie die Flucht. Kunz und der Ritter eilten ihnen nach und jagten sie in einen stinkenden Sumpf, in welchem sie bis fast an die Ohren stecken blieben.

Von dieser Stunde an reiste Kunz stets zu Roß und immer wohl bewaffnet. Auf seiner Fahrt gegen Deutschland sprach er auf allen Burgen und Schlössern zu. Ueberall vernahm er die für ihn freudige Kunde, daß ihm sein Ruhm als Sänger schon voraus geeilt, und um so freundlicher und liebvoller ward ihm auch überall der Willkomm. Seine herrlichen Dichtungen und Weisen entzückten die ganze Welt. Alles fragte sich auch, wer wohl diese schöne Gisla sein müßte, die der Sänger im Liede so herrlich pries; denn es gab zu jener Zeit wohl mehrere fürnehme Frauen und Jungfrauen, die diesen Namen trugen.

Ward Kunz wegen Gisla um näheren Bescheid befragt, so war von ihm Nichts heraus zu bringen, und so mochte wohl die Eine oder Andere unter den eitlen Frauen und Jungfrauen auf den guten Glauben fallen, daß etwa gar

sie selbst diejenige sein könnte, deren Anmuth und Schönheit der edle Sänger in seinen Liedern und in allen Landen so preiswürdig rühmte.

Auch in die Burg des Grafen Tycho von Geierhorst drang aus der weiten Ferne die Kunde von dem berühmten Meistersänger, daß dieser in der Welt draußen herum fahre, auf Höfen, Burgen und Schlössern alle Herzen und Gemüther mit seinem Gesang entzücke und namentlich an eine Gisla so herrliche Lieder singe, wie man sie sonst nur selten oder gar nie gehört. Als die eitle und stolze Gisla von Geierhorst Dieß vernahm, war sie nicht wenig erfreut. „Diese schöne Gisla," dachte sie, „kann wohl keine Andere sein, als ich, und der Sänger, der sie besingt, wieder kein Anderer, als Kunz von Siebeneck. Wenn man nur in allen Landen, auf allen Höfen, Burgen und Schlössern bestimmt wüßte, daß ich, ich, die Gräfin Gisla auf Geierhorst, die Nämliche sei, die der Meistersänger in seinen Liedern so rühmlich preist?! Gerne wollt' ich ihn dann mit reichen Geschenken überhäufen. —" Auch Graf Tycho dachte fast eben so, wie seine Tochter Gisla. Der Gedanke, daß seine Tochter wohl diejenige sein könnte, die der Sänger draußen in der Welt überall so ruhmvoll besingt, kitzelte seinen ungeheuren Stolz und Hochmuth nicht wenig. Aber er sprach darüber kein Wörtchen mit Gisla, weil er aus Gründen, die wir bereits kennen gelernt, gegen Kunz von Siebeneck nicht besonders günstig gestimmt war und folglich auch deßhalb seiner Tochter gegenüber jedes Gespräch über denselben zu vermeiden suchte.

Je mehr auf Burgen und Schlössern die Lieder an Gisla gefielen, desto mehr ersann und dichtete Kunz an sie; denn Gisla war die Quelle seiner dichterischen

Kraft, die Flamme seiner Begeisterung, die Schöpferin seiner wonnigen Gefühle und herrlichen Gedanken, der Tag seiner Freude und die Nacht seiner Trauer, das Morgenroth seiner Hoffnungen und das Abendgewitter seiner Verzweiflung. Hätte Kunz die schöne Gisla nicht kennen und so unendlich lieben gelernt, so würde er sicher die herrlichen Verslein und Weisen, die er an sie gedichtet, nicht zu Stande gebracht haben. Ohne Gisla wäre er nicht der berühmte Sänger geworden; ohne sie hätte er wahrscheinlich nicht die poetische Höhe erreicht, auf die ihn seine Phantasie empor geschwungen; ohne sie hätte sein Geist nicht Das empfunden und erdacht, was ihm durch sie in Vers und Melodei wirklich so meisterlich gelungen. Sie begeisterte ihn zu einem dichterischen Dasein, zu einem wahrhaft poetischen Leben. —

Wohlgemuthet kam Kunz auf seiner Fahrt durch Tyrol in's Bayerland. Wie in Welschland, so vernahm er auch hier auf Burgen und Schlössern, bei denen er zusprach, daß ihm der Ruhm, den er sich auf seiner Sängerfahrt erworben, auch bereits im Bayerlande voraus geeilt sei. Das erfreute den Kunz wieder ganz gewaltig und oft dankte er Gott, daß er es mit ihm so gelenkt, daß er es bis zu einem rechten und wahrhaftigen Meister im Gesange gebracht.

Gewaltig zog es ihn aber immer gegen Geierhorst. Deßhalb mochte er sich auch nirgends lange mehr aufhalten, obgleich man ihn überall sehr gastfreundlich aufnahm und bewirthete und Ritter, sammt ihren Frauen und Töchtern ihn gar höflich baten, noch längere Zeit bei ihnen zu verweilen. Auf seiner weitern Fahrt erfuhr er einmal durch Zufall, daß Graf Tycho und seine Tochter

Gisla sich noch ganz wohl befinden, und wie früher, auf ihrer festen Burg nach gewohnter Weise leben. Kunz beschleunigte seine Reise, um recht bald wieder den theuren Gegenstand seiner heißen Liebe, die schöne und wunderholde Gisla, zu Gesicht zu bekommen und ihre liebliche Stimme hören zu können. Er hielt es aber nicht für räthlich, als gut Bekannter wieder in die Burg zu kommen, weil er aus guten Gründen befürchtete, es möchte ihm ein schlechter Willkomm werden. Er verkleidete sich deßhalb als Pilgersmann und wanderte als solcher getrost gegen Geierhorst. Als er eines Abends auf der nämlichen Stelle, auf welcher er vor anderthalb Jahren zum Abschied sein Lied an Gisla begonnen, aber vor lauter Weinen und Schluchzen nicht zu Ende hatte singen können, wieder zum Erstenmale die Zinnen der stolzen Burg erblickte, ward es ihm gar sonderbar zu Muth. Er warf sich zu Boden und reimte seine überschwänglich zärtlichen Gefühle zu Gisla zu einem neuen Gedichte. Er war damit noch nicht ganz zu Ende, so tauchte die Sonne hinter einem dunkeln Wald hinab. Nun faßte Kunz all seinen Muth zusammen, ging in die Burg und ließ den Gebieter derselben um ein Nachtlager bitten. Nach wenigen Augenblicken erschien der alte Graf Tycho selbst im Burghofe, begrüßte freundlich den Pilgersmann und führte ihn in den Speisesaal. Kunz erbat sich, ein gemachtes Gelöbniß vorschützend, zum Abendimbiß nur Wasser und Brod, und erzählte dann auf Befragen, daß er in Rom, Padua, Loretto, Avignon und noch in vielen andern Orten gewesen und was ihm auf seiner Pilgerfahrt Alles zugestoßen sei. Er dichtete seltsame Abenteuer zusammen und erzählte sie mit gewandter Zunge dem alten Grafen, der Alles mit der größten Aufmerksamkeit anhörte.

Im Verlaufe des weiteren Gespräches fragte Kunz den Grafen über Dieses und Jenes und unter Andern auch, ob er Gemahl und Kinder habe.

„Ohne Gemahl lebe ich schon seit vielen Jahren," versetzte Graf Tycho, „aber nicht ohne Kinder. Ich habe eine gute Tochter. Sie ist mein Höchstes auf der Welt, die Freud' und Wonne meiner alten Tagen. Wartet, ich will sie Euch vorstellen!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Alte, die Tochter zu holen.

Bald hätte sich Kunz vergessen und dem Grafen nachgerufen, noch zu warten. Er meinte, Gisla müßte ihn, trotz seiner Verkleidung, in eben demselben Augenblicke wieder erkennen, wie er sie beim ersten Anblick wieder erkennen werde. Er vergaß sich ganz in seiner Pilgermaske. Als er sie kommen hörte, überfuhr ihn ein Schauer vor Angst und Entzücken. Im nächsten Augenblick standen Vater und Tochter vor ihm. Sein Gesicht tief in die Kappe gehüllt, begrüßte er mit bebendem Herzen und stotternden Worten die schöne Maid. Diese erwiederte fast schüchtern den Gruß; denn Kunz hatte als Pilgersmann ein gar unheimliches Aussehen.

Voll Verwunderung staunte Kunz sie an und vermochte lange kein Wörtchen mehr hervor zu bringen. Endlich erlangte er wieder Fassung und sprach: „Edles Fräulein, ich seh' es Euch an Eurem holden Gesichte an, daß Ihr eben so gut und fromm, als schön und liebevoll seid! Fürwahr," setzte er dann, zum Alten gewendet, bei, „Ihr seid der glücklichste Vater, den ich je in meinem Leben gesehen. Eure Tochter ist wahrhaftig ein Engel sonder Gleichen."

Gisla schwieg. Der Alte aber sagte: „Ja, ja, Ihr habt recht, frommer Mann! Ich bin durch mein gutes Kind ein überaus glücklicher Vater! — Nun," setzte er nach kurzer Pause bei, „erzählt uns noch etwas Anmuthiges und Erbauliches von Eurer gethanen Pilgerfahrt! Wie ich, so hört auch meine Tochter gern' von solchen Dingen?"

Kunz wollte erzählen, aber im ersten Augenblicke war er nicht im Stande, Etwas zu ersinnen. Sein Blick hing an Gisla. Sie schien ihm schöner, holdseliger, süsser und liebenswürdiger, als jemals. Nun begann er auf Gerade-wohl ein Märchen, das er aus den Legenden der Heiligen nahm und zu Rom gehört haben wollte. Graf Tycho und seine Tochter hörten ihm aufmerksam zu. Ehe aber Kunz mit demselben zu Ende war, hörte man drunten im Burghofe ein arges Geräusch. Graf Tycho trat auf den Söller hinaus, um zu schauen, was es sei. Kaum hatte er sich aber entfernt, so erhob sich Kunz rasch vom Stuhl, schritt, wie von einer höhern, unwiderstehlichen Macht gezogen, auf Gisla zu und sprach im leisen Tone: „Edles Fräulein, ich bin Kunz von Siebeneck! Die edelste Liebe führte mich wieder zu Euch!"

Gisla erschrack und that einen heftigen Schrei. Rasch sprang der Alte in den Saal zurück und rief: „Was gibt es hier?!"

Gisla erblaßte und zitterte.

Graf Tycho schritt bebend auf Kunz zu und rief: „Was war's? Wer seid Ihr?!"

Kunz stand wie entseelt vor ihm und vermochte keine Antwort zu geben.

Der Alte stierte ihm grimmig in's Gesicht und zog

ihm Bart und Kappe vom Haupte. „Ha, du bist es, Schurke?“ rief er, vor Zorn und Wuth außer sich. „Du wagst es, dich unter dieser Maske in mein Haus zu stehlen?!“

„Ja, ich bin's, bin Kunz von Siebeneck,“ erwiederte dieser nun herzhaft. „Ich kam ....“

„Du kamst als Betrüger, als Schurke!“ wüthete der Alte. „He, ist's nicht so?“

„Frevelt nicht!“ sprach Kunz ernst und ruhig. „Ich kam, ja, ich gesteh's offen, ich kam, um Eure holde Tochter Gisla wieder zu schauen, um ihr einmal zu sagen, wie unendlich ich sie verehre, wie heilig ich sie liebe und anbete.“

„Ha, ha, ha, du und meine Tochter?!“ höhnte Tycho in seiner grenzenlosen Wuth. „Wart, elender Schurke, diese Frechheit sollst du mir theuer büßen! Nimmer sollst du mit dem Leben davon kommen!“

Mit diesen Worten riß er rasch die Thür auf und rief seine Leute herbei.

Gisla fiel ihrem Vater zu Füssen und flehte um des Sängers Leben. Rasch stürzte eine Rotte Reisige zur Thür herein. Kunz stellte sich zur Wehr; es war vergebens. —

Ohne auf das Weinen und Flehen seiner Tochter zu hören, befahl der ergrimmte Alte seinen Leuten, dem armen Kunz die Hände über den Rücken zu binden.

„Fort mit ihm, in die Höllenschlucht!“ ras'te er, nachdem Kunz geknebelt war. „Hinaus, in den Höllenschlund mit ihm! Da kann der Schurke singen und winseln, bis zum jüngsten Tag.“

„Fluch und ewige Schande über Euch, so Ihr mich wollt so schändlich morden lassen!“ rief Kunz in seiner Verzweiflung, während er sich mit Gewalt aus den rohen

Händen der Reisige zu winden versuchte. „Pfui, ewige Schande und Gottesfluch über Euch, elender Mörder!"

„Fort mit ihm, in den Höllenschlund!" ras'te und donnerte Graf Tycho in vollster Wuth seinen Knechten zu. „Fort mit ihm!"

Ohnmächtig stürzte Gisla zu Boden. Aber der Wüthende achtete nicht darauf und befahl wiederholt den Reisigen, die noch immer zögerten, seinen grausamen Befehl zu vollführen, augenblicklich zu thun, was er ihnen geheißen.

Ohne Gnade und Barmherzigkeit ward Kunz fortgeschleppt. Die Reisige führten ihn zum Burgthor hinaus, durch Thal und Wald einen Berg hinauf. Rabenschwarz war die Nacht und der Sturm heulte schauerlich durch Wald und Ginster.

Kunz flehte die Reisige um Erbarmen an und versprach ihnen Geld und andere Kostbarkeiten, wenn sie seines Leben schonen wollten. Alles Bitten und Flehen war vergebens. Die rauhen Krieger kannten den harten Willen ihres Herrn und, weil dem so war, in solchen Dingen auch sonst Nichts, als die genaueste Vollführung seiner Befehle. Ohne auf Vernunft und Menschlichkeit zu hören oder hören zu wollen, schleppten sie ihn weiter. Auf der Höhe des Berges angekommen, machten sie Halt und befahlen dem Unglücklichen, sich auf sein letztes Stündlein vorzubereiten. Kunz verrichtete ein kurzes Gebet und nachdem Dieß geschehen, packten ihn die Krieger an Händen und Füssen und schwangen ihn etliche Mal in freier Luft. „Fahr' wohl!" riefen sie dann und schleuderten den Unglücklichen in den Abgrund hinab. —

Aengstlich und schweigend horchten nun die Reisige

einige Augenblicke, um den Fall zu vernehmen; aber der Sturm heulte so gewaltig, daß sie ihn nicht hören konnten. Dann knieten sie auf den Boden hin und beteten laut für die arme Seele des Hinabgestürzten ein Vaterunser. Aber zum guten Glück beteten sie für eine arme Seele, die noch nicht von ihrem Leibe geschieden; denn Kunz stürzte in den nassen Grund hinab, ohne sich Schädel und Gebein zu zerschmettern, oder sich sonst gefährlich zu verletzen.

„Das ist der Dreizehnte, den wir auf Geheiß unsers Herrn in den Grund geworfen," sagte Einer der Reisige beim Weggehen zu den Andern.

„Was geht das uns an," versetzte der Roheste unter ihnen. „Das mag unser Alter daheim verantworten."

„Hm, möcht' doch nicht mit seiner armen Seel' in die Ewigkeit hinüber," sprach ein Anderer.

„Ich auch nicht, ich auch nicht!" riefen Mehrere. „Aber was geht's uns an. Das ist seine Sach'" —.

Lange lag Kunz besinnungslos unten im nassen, tiefen Grund. Als er wieder zu sich kam, wußte er im ersten Augenblicke nicht, wie ihm war und was mit ihm geschehen. Es war ihm, als hörte er Gisla's Stimme, als stände sie vor ihm. Er rief ihren Namen. Nichts ließ sich vernehmen, als das wilde Heulen des Sturmes. In seltsamer, schauerlichen Ungewißheit saß er lange bewegungslos auf schlammiger Erde im finstern Grund. Endlich konnte er sich besinnen, was mit ihm geschehen. Er raffte sich auf und betastete Kopf, Arme und Füsse. Alles war unverletzt. Er griff im Finstern umher und fühlte Nichts, als Gras, Ginster und Gesträuch. Vorsichtig und langsam

machte er einige Schritte durch dasselbe. Dann ging er immer weiter und weiter und bemerkte endlich, daß er allmählig auf eine wild verwachsene Anhöhe gelangte. Er beschleunigte seine Schritte und kam so immer höher hinauf. Nun stand er plötzlich und unvermuthet auf einem mäßig sich erhebenden, dünn bewaldeten Bergrücken. Schauerlich pfiff und heulte da oben der Sturm durch Gesträuch und Bäume. Lange blieb er stehen, ohne zu wissen, was er thun oder lassen sollte. Dann schritt er wieder weiter und gelangte auf der entgegengesetzten Seite des Berges wieder allmählig abwärts. Sinnend blieb er wieder eine Weile stehen und ließ sich hernach ganz ermüdet neben einer dickstämmigen Eiche auf den Rasen nieder.

Nicht lange saß er da, so drückte ihm der Schlaf die Augen zu. So lag er unter dem Baume eine gute Zeit im tiefen Schlafe. Auf einmal weckte ihn eine menschliche Stimme. Er schlug die Augen auf und erblickte in der ersten Morgendämmerung ein freundlich lachendes, rings von Bergen umschlossenes Thal vor sich. Rasch erhob er sich vom Rasen und schaute voll Staunen und Bewunderung umher. Es war ihm, als umschleierte ein Traumbild seine Sinne, als befände er sich mit Einemmale in einer Feenwelt. Die Stimme ließ sich wieder vernehmen. Es waren Hilferufe einer weiblichen Stimme. Ohne sich lange zu besinnen, eilte er nach der Richtung hin, von welcher her ihm die Rufe entgegen schallten. Er lief so schnell, als es ihm durch Ginster und Gesträuch nur möglich ward. Die Hilferufe wiederholten sich, und Kunz meinte, in denselben Gisla's Stimme zu erkennen.

Nach einigen Augenblicken erblickte er in der Ferne wirklich ein Frauenbild, welches sich im weißen Gewande

und mit aufgelösten Haaren mühsam und jammernd durch Dick und Dünn über die Berghöhe herab wand. Es war Gisla. —

„Gisla, Gisla!" rief Kunz mit mächtiger Stimme und flog auf sie zu.

„Hilfe, Hilfe!" schallte es ihm entgegen. Noch etliche hundert Schritte und Gisla stürzte besinnungslos zu seinen Füßen nieder.

Kunz kniete zu ihr auf den Boden und rief oft und oft verzweiflungsvoll ihren Namen. Jammernd schlang er seinen Arm um ihren Nacken, strich ihr die nassen, von Schmutz bedeckten Haare aus dem leichenblassen Gesichte, und küßte sie wie eine Heilige auf die Stirne.

Sein Schmerz, seine Verzweiflung waren grenzenlos. Selbst fast ganz von Sinnen, wußte er in diesem schrecklichen Momente nicht, was er thun oder lassen sollte. Die lichten Thränen rollten ihm über die Wangen und immer rief er sie wieder beim Namen. Nach langem, langen Jammern und Rufen schlug endlich Gisla die Augen auf.

„Edles Fräulein, ich bin's! Ihr seid gerettet!" rief Kunz mit wehmüthiger Stimme und blickte dabei der Gisla verzweiflungsvoll in die Augen. „Erkennt Ihr mich nicht mehr? Sprecht, was ist mit Euch geschehen?!"

Gisla starrte ihm lange ins Gesicht, ohne ein Wort sprechen zu können.

„Gisla, theure Gisla, was ist vorgefallen? Bei allen Heiligen bitt' ich Euch, redet! — Ich, ich bin da, bei Euch! Gisla, theure Gisla! O, redet! Wie seid Ihr hieher gekommen?"

Noch lange schwieg Gisla und starrte mit irrem Blick dem verzweifelten Sänger ins Angesicht. Endlich öffnete

sie den Mund und sprach mit gebrochener, zitternder Stimme: „Ihr da — seid noch am Leben, Kunz! Dank, Dank dem Allmächtigen im Himmel!“

„Gott hat mich am Leben erhalten, edles Fräulein! Auch Ihr seid, ich seh's, in Gefahr gewesen und Gott hat Euch daraus errettet!“ sprach Kunz, indem er Gisla sanft aufrichtete und mit der größten Zärtlichkeit ihren Kopf in seine Arme legte. „Himmlisches Fräulein, edle Gisla, was ist mit Euch geschehen?“ setzte er wehmüthig und mit ernster Sanftmuth hinzu. „Redet, damit ich Euch an denen rächen kann, die Euch Uebles gethan! O, sprecht, theures Fräulein! Was ist geschehen?“

„Jä, ja, Schreckliches, Schreckliches ist geschehen!“ jammerte Gisla nach einer Pause vor sich hin. Dann zu Kunz gewendet, fuhr sie im leisen Tone fort: „Vergönnt mir noch ein wenig Erholung! Alles, Alles sollt Ihr dann vernehmen. —“

Kunz schaute ihr voll Beklommenheit, mit den Gefühlen der zärtlichsten Liebe und innigsten Theilnahme erfüllt, in ihre schönen Augen und küßte sie leise auf die Stirne. Es deuchte ihn fast, als wäre Gisla nicht mehr recht bei Sinnen, als redete sie in geistiger Verwirrung. Alles kam ihm so überaus seltsam und wunderbar vor, wie ein Traumgebilde. Er konnte sich nicht enträthseln, was mit Gisla vorgefallen sein mußte und wie es gekommen sein mochte, daß die stolze Grafenstochter in diesem ihm unerklärbaren Zustande hieher gelangt sei und nun so verlassen und wie ganz willenlos in seinen Armen liege. —

Nach einer sehr langen, langen Pause richtete sich Gisla auf und blickte verwirrt umher.

„Sagt mir, Ritter,“ fragte sie mit ängstlicher Neu-

gierde, „wo bin ich denn? Ist das ein Thal in fremden Landen? Mir kommt hier Alles so wundersam vor.“

„Ihr fragt, wo wir sind, edles Fräulein?“ antwortete Kunz, erstaunt über die sonderbare Frage. „In einem überirdischen Paradiese sind wir hier. In dieß hat uns das Schicksal geführt und aus dem Verderben gerettet.“

„In einem überirdischen Paradiese und ist das so?“ fragte Gisla ernst und nachdenkend und blickte dabei, wie vom Irrsinne befangen, lange schüchtern und staunend umher.

Kunz war über die seltsamen Worte und über das sonderbare Gebahren des Fräuleins im hohen Grade überrascht.

„Ja, ja, es ist so, edles Fräulein! Wir sind hier in einem himmlischen Paradiese!“ gab Kunz nach langer Pause auf die Frage zur Antwort und plötzlich auf den Gedanken fallend, daß es in dem Kopfe des Fräuleins wirklich nicht ganz richtig sein müsse. „Ist es Euch so im Sinn und Herzen, wie mir, so wollen wir hier weilen und nimmermehr zum Irdischen zurückkehren.“

„Hier weilen, meint Ihr?“ fragte Gisla, indem sie dem Kunz ganz sonderbar und mit forschendem Blick in's Gesicht sah. „O, ja, ja, das muß fürwahr ein Paradies sein! Es ist so schön und wundervoll hier! — Aber meint Ihr denn, daß wir hier sicher sind, uns kein Ungemach widerfahren wird?“

„Ihr seid ja bei mir, theure Gisla, und wo ich Euch zur Seite bin, da kann und soll Euch nie ein Ungemach geschehen!“ erwiederte Kunz voll Zärtlichkeit.

Mit wahrhaft poetischer Phantasie schilderte er ihr dann das schöne, reizende Thal als ein überirdisches

Eiland, als ein wonnereiches Paradies, das unendliche Glück, die Freude und Wonne, welche ihnen durch den Aufenthalt in demselben zu Theil werden wird.

Gisla hörte ihm aufmerksam zu und unterbrach ihn dann und wann mit Fragen und sonstigen Reden, welche den Kunz immer wieder auf den Gedanken brachten, daß sie im Irrsinn rede und es folglich mit ihrem Denken schlimm beschaffen sein müsse.

Nach langem, phantastischem Gespräche drang Kunz wiederholt in Gisla, ihm zu erzählen, was mit ihr vorgefallen und aus welchen Ursachen sie zu ihm in das Thal gekommen sei.

Gisla legte das Gesicht in beide Hände und schwieg etliche Augenblicke, als wenn sie sich erst besinnen wollte, was sie zu sagen hätte. Dann fing sie an: „Ihr wisset, wie unbesonnen Ihr in die Burg gekommen, wie unbesonnen Ihr Euch verrathen habt! Ihr wisset, daß ich bewußtlos zu Boden stürzte, als Euch mein Vater wegführen ließ. Seine Unbarmherzigkeit, seine Grausamkeit empörte mich über alle Massen. Kaum hatte ich wieder die Augen geöffnet, so überhäufte er mich mit den bittersten Vorwürfen und beschuldigte mich, daß ich mit Euch im geheimen Einverständnisse, im Liebesbündnisse stehe und Ihr mit meinem Wissen und auf mein Verlangen und Geheiß als Pilgersmann in die Burg gekommen seid. Fürchterlich waren seine Verwünschungen und Drohungen. All mein Widerreden, alles Betheuren meiner Unschuld war vergebens. Er ras'te und tobte im fürchterlichen Zorn, wie ich ihn noch nie gesehen und gehört, schalt mich eine schlechte, nichtswürdige Tochter und drohte, mich zu enterben und als eine Verworfene aus der Burg zu stossen.

Ich bat weinend, mich zu hören, meine Unschuld zu erproben, schalt ihn einen ungerechten, hartherzigen und grausamen Vater. Nun schäumte er vor Wuth und Zorn noch mehr und stieß mich mit roher Gewalt und ohne Schonen und Erbarmen von sich und zum Saal hinaus. Weinend und schluchzend schleppte ich mich mit Hilfe meiner Zofe in mein Schlafgemach und warf mich, von Schmerz und Verzweiflung überwältigt, auf einen Stuhl. In diesem Jammer wußte ich nicht, was ich thun oder lassen sollte. Der Gedanke, daß Ihr meiner wegen den harten Tod erleiden mußtet, steigerte meinen Schmerz auf das Höchste, und unendliches Erbarmen fühlte ich in diesem Augenblick mit Euch. Wie durch einen Zauberschlag empfand mein Herz mit Einemmale anders für Euch. Mir ward es plötzlich hell und klar, daß Ihr aus wahrer Liebe mich besungen, daß Euch die edelste Liebe zu mir geführt. Schrecklich, schrecklich war mir also der Gedanke, daß Ihr für solch große Lieb' so schmählich um Euer Leben kommen mußtet. — Lange saß ich so da, wie ein steinernes Bild, in stummer Verzweiflung, im ärgsten Schmerz. Mit Einemmale ward mir's anders im Sinn. Der Gedanke, daß Euch der gräuliche Sturz in den tiefen Grund vielleicht doch nicht ganz getödtet haben könnte, daß Ihr vielleicht halb zerschmettert und hilflos im tiefen Grund verschmachten und umkommen müßtet, reifte in mir den raschen Entschluß, Euch in solch harter Noth zur Hilfe zu eilen. Ich raffte mich sonder Weile auf und stahl mich in Begleitung meiner Zofe durch ein geheimes Thürlein aus dem Schlosse und in's Freie hinaus. Meine Zofe sagte, daß sie einen sichern Pfad wüßte, auf welchen wir zwischen zwei Bergen in den Grund gelangen

könnten. Wir eilten also bei Sturm und Wind durch Thal und Wald und verirrten uns in finsterer Nacht. Allmählig schleppten wir uns in größter Angst auf einen Berg hinauf, in der Meinung, daß es bald wieder abwärts gehen würde, um zum rechten Pfad zu kommen. Plötzlich standen wir auf des Berges Höhe und sahen im grausen Dunkel in einen tiefen Grund hinab. Ich dachte, daß vielleicht hier die Stelle sein könnte, wo Euch meines Vaters Knecht' hinab gestürzt. Ich neigte mich etwas vorwärts, sah voll Angst und Jammer in die finstere Schlucht hinab und rief Euch mit heller Stimme beim Namen. Aber, o Himmel, was geschah! Ehe ich mich's versah, faßte der heftige Sturm mein Gewand, hob mich vom Boden und schleuderte mich plötzlich in die schauerliche Tiefe. Schrecklich, fürchterlich war der Fall! — Ohne argen Schaden zu erleiden, lag ich auf dem nassen Grund. Mein Gewand, vom heftigen Wind erfaßt, trug mich sacht' hinab. So lag ich eine Weile in qualvoller Angst unten in der Tiefe auf nassem Grund. — Vom ersten Schrecken erholt, raffte ich mich bald wieder auf und rief verzweiflungsvoll um Hilfe. Keine Stimme gab mir Antwort. Auch meine Zofe, die oben sonder Zweifel um Hilf' geschrien, vermocht' ich nicht zu vernehmen. Was mit ihr geschah, weiß ich nicht zu sagen. Ich schrie immer mehr um Hilfe, horchte wieder und das eine gute Weile, konnte aber Nichts hören, als das wilde Heulen und Tosen des Sturmes.

Vor Angst und Schrecken fast bewußtlos und außer mir, rannte ich lange hin und her, durch Buschwerk und wildes Gesträuch. Ich zitterte und bebte an allen Gliedern und kaum vermochte ich mehr zu athmen. Fort-

während um Hilfe rufend, gelangte ich endlich nach langem Suchen aus dem unheimlichen Grund. Keine menschliche Stimme erwiederte meinen Ruf, mein Angstgeschrei. Ohne zu wissen, wohin ich kommen werde, taumelte ich im Finstern weiter und über eine Anhöhe, von welcher ich endlich mit harten Mühen und langsamen Schrittes auf einen Berg gelangte. Oft fiel ich erschöpft auf den Boden hin und immer wieder raffte ich mich auf und rannte in meiner großen Noth und Angst weiter. Beim ersten Dämmerschein ward ich gewahr, daß ich auf der Höhe des Berges stand. Schweißtriefend und vor Mattigkeit erschöpft, stieg ich von demselben schüttern Schrittes herab, immer wieder und wieder um Hilfe rufend. So gelangte ich also in meinem großen Jammer, nach vielen und harten Ringen und Kämpfen hieher auf diesen Pfad und endlich in Eure Näh'. —"

„Gerechter Himmel, was ist mit Euch geschehen, welch fürchterlicher Gefahr seid Ihr entgangen, edles Fräulein!" sprach Kunz, der mit spannender Aufmerksamkeit der Erzählung zugehört. „Wunderbar hat Euch Gott vom augenscheinlichen Tod errettet und zu mir geführt. Ja, ja, es war und ist Gottes Wille, daß es so gekommen!"

„Ja, wunderbar hat mich Gott von naher Todesgefahr beschützet und zu Euch geführt! Wunderbar hat Gott auch Euch am Leben erhalten!" sprach Gisla im ernsten, feierlichen Tone und mit aufgehobenen Händen. „Gelobt und gepriesen sei der Himmel, daß er uns Beid' aus solch großer Gefahr errettet!"

Mit klaren, deutlichen Worten erzählte Gisla Dieses. Dann lenkte sie ihre Rede wieder auf solche Dinge, aus

denen Kunz zu seinem großen Bedauern ganz deutlich erkennen mußte, daß sie wieder in Irrsinn verfallen sei.

„Nun führ' mich auf dein Schloß!" sprach sie plötzlich unter Andern. „Nimmermehr will ich zu meinem Vater zurück, nimmermehr ihn sehen! Er ist ein Unmensch, ein grausamer Tyrann. Er ließ Euch ohne Gnad' und Schonung in die Teufelsschlucht werfen. Er stieß ohne Recht und Barmherzigkeit seine einzige Tochter von sich. Nimmermehr will ich also ihn sehen! Drum führ' mich sonder Weil auf dein Schloß! Ich bin ganz dein, will deine Braut sein und will, daß wir bald lustige Hochzeit halten!"

Innigstes Bedauern fühlte Kunz, als er Gisla so reden hörte. Ohne ihren Zustand mit einem Wörtchen zu berühren, faßte er den raschen Entschluß, sie auf den Glauben zu bringen und in demselben zu bestärken, daß sie sich Beide von aller Welt abgeschieden in einem überirdischen Zustande und in einem überirdischen Thale befänden, in diesem eine Zeit lang verweilen müßten und daß sie erst später, auf das Geheiß einer überirdischen Macht, auf sein Schloß, das in gar weiter Ferne liegt, ziehen könnten und dürften. Mit keiner Sylbe suchte er weiters das Gespräch auf ihren Vater zu lenken, eben so wenig darauf, ob sie etwa wieder zu demselben zurück kehren wollte, oder ob er, Kunz, sie wieder zu ihm bringen sollte.

Kunz hatte nun seine angebetete Gisla, und zwar auf diese Weise und in diesem Zustande, bei sich. Deßhalb wagte er in diesem Augenblicke Alles, auch das Aeusserste und Unglaublichste. „Kommt Zeit, kommt Rath," dachte er sich. Das Weitere überließ er getrost und leichten Sinnes der Zukunft. —

Wohl konnte und mußte er sich aber denken, daß die Zofe, nach dem Fall der Gisla, wieder in die Burg zurück gelaufen sein wird, um zu verkünden, was draussen mit ihr geschehen. Auch ward es ihm sehr klar und begreiflich, daß Graf Tycho Alles aufbieten werde, seine Tochter zu suchen, sie todt oder lebendig wieder in seine Hände zu bekommen. Um von solchen Nachforschungen möglichst sicher zu sein, hielt er es vor der Hand und vor Allem für räthlich, auf einem der Bergabhänge, welche das schöne Thal umschlossen, irgend einen guten sichern Schlupfwinkel aufzusuchen und sich mit Gisla in demselben zu verbergen. Er redete hierüber mit Gisla und diese fügte sich ohne Weiteres in seinen Willen.

Nach langem Suchen fand er wirklich in einem steilen Bergwinkel eine Art Felsengrotte, welche er zu einem sichern Aufenthalt für geeignet hielt. Er säuberte die Höhle von Koth und zerfallenem Gestein, sammelte Reiser und dürres Gras und bereitete in derselben, so gut es ging, ein bequemes Lager. Den Eingang versteckte und verrammelte er mit allerlei Gestein, Gesträuch und Pflanzenwerk. Nachdem in möglichster Eile Alles vollendet war, führte er Gisla in die Höhle. Erschöpft und ermüdet setzte sie sich auf das dürre Gras.

„Nun laßt uns in diesem stillen, paradiesischen Thale glücklich, recht glücklich leben, so lange, bis es dem Himmel gefallen wird, über uns und unser Schicksal anders zu bestimmen!“ sagte Kunz voll Zärtlichkeit zu Gisla. „Ihr seht es offenbar, daß der Wille des Allmächtigen über uns waltet, dieweil er es so mit uns gewollt und gefüget. Wär's anders und nicht so, so hätt' er uns sicher auch

nicht so wundersam zusammen und hieher in dieses himmlische Thal geführt."

„Ja, fürwahr, unendlich wunderbar hat uns Gott vom Tod errettet, wunderbar hieher geleitet!" erwiederte Gisla. „Um Euch zu Hilfe zu kommen, eilte ich zur Schlucht hinaus und gerieth selbst in große Lebensgefahr. Glücklich entrann ich wieder aus derselben und sitz' nun mit Euch in dieser Höhle auf dürrem Gras. Das ist wahrhaft Gottes Will' und Fügung. D'rum laßt uns Gott dafür danken und zu ihm beten! Und weil es Gott mit uns so gewollt und gefüget, so wollen wir uns auch . . . . ."

„Ewig angehören und uns in treuer, frommer Liebe ewig lieben," unterbrach sie Kunz, schloß sie dann voll Wonne in seine Arme und küßte sie mit aller Zärtlichkeit.

Lange noch plauderten die Beiden von ihrem seltsamen Schicksale, von Liebe und Seligkeit. Kunz bot dabei seine ganze phantasiereiche Beredsamkeit auf, um Gisla heiter und fröhlich zu stimmen, um ihr immer mehr zu beweisen und begreiflich zu machen, daß es mit ihnen Beiden eigentlich so hatte kommen müssen, daß sie Beide solche Wesen seien, die für das irdische Leben eigentlich nicht recht passen und sonder Zweifel auch deßhalb vom Schicksale so wunderbar in dieses paradiesische Thal geführt worden seien.

Nach langem zärtlichen Zwiegespräche drückte endlich der Schlaf der ermüdeten Jungfrau die Augen zu. Kunz bereitete ihr ein bequemes Lager, küßte sie zärtlich auf die Stirne und überließ sie der Ruhe. Dann verbarg er mit Stauden und Gesträuchen, die er mit seinem Dolche von den Stämmen hieb, noch sorgfältiger den Eingang zur

Höhle und entfernte sich, um eßbare Früchte und eine Quelle zum Trinken aufzusuchen. Bereits fühlte er selbst ein wenig Hunger und Durst und konnte sich wohl denken, daß Gisla, obwohl er ihr mit aller Beredsamkeit weiß gemacht und vorgespiegelt, sie befänden sich nun in einem überirdischen, paradiesischen Thale, doch auch bald Etwas von Hunger und Durst verspüren werde.

Er ging am Fusse des Berges fort und gelangte unvermuthet zu einer Schlucht, durch die er allmählig auf einen schmalen Hohlweg kam. Getrost und raschen Schrittes ging er in demselben weiter, um sich zu überzeugen, wohin er führte. Als er nach kurzer Strecke Weges über eine Ecke bog, sah er zu seinem großen Erstaunen plötzlich eine menschliche Figur auf sich zukommen. Es war ein Waldbruder mit langem weißen Bart und Haaren. Kunz grüßte ihn freundlich und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Darauf führte ihn der Waldbruder in seine Klause, die einige hundert Schritte von der Stelle, wo sie sich begegneten, entfernt war, und setzte ihm Brod, Butter, Käs und Wasser zur Labung vor.

Kunz dankte Gott, daß ihn der Zufall an den Waldbruder geführt und ließ sich den Imbiß wohl schmecken. Auch fand er bald großes Gefallen an dem alten, geschwätzigen Gesellen und kam deßhalb auf den Gedanken, sich demselben anzuvertrauen. Er erzählte ihm in möglichster Kürze von seiner Abkunft, von seiner Sängerfahrt, von seiner Liebesangelegenheit mit der Grafentochter, dann weiters, wie er wieder in die Burg des stolzen Grafen Tycho gekommen, was später mit ihm und der Gisla vorgefallen und wo er sich nun mit ihr befinde.

Mit großem Erstaunen hörte der Waldbruder die seltsame und schauerliche Kunde.

„Nun wißt Ihr Alles, ehrwürdiger Vater!“ fuhr Kunz fort. „Da es also mit mir und der Jungfrau so steht, so könnt Ihr Euch auch wohl denken, welch große Gefahr uns drohen würd', wolltet Ihr an uns einen Verräther machen. Auch wird es Euch sonder Zweifel begreiflich sein, daß wir uns Beid' für einige Zeit in diesem Thal verstecken müssen und, während wir hier verweilen, auch wohl nicht Hungers sterben können. Darum stell' ich an Euch die Bitt', mir gegen guten Lohn täglich die uns nöthige Nahrung zu verschaffen. Ihr dürft mir in dieser Noth Eure Hilf' nicht versagen!“

Der Waldbruder versprach, für Speis und Trank zu sorgen und sich auch im Weiteren nach Kunz's Wunsch und Willen dienstbar zu zeigen.

Darüber war Kunz ungemein froh. Er gab dem Waldbruder ein güldenes Ringlein, mit vielen kostbaren Edelsteinen verziert, und beauftragte ihn, das Kleinod zu verkaufen und den Erlös zur Herbeischaffung von Speis und Trank aufzuwenden. Dann bezeichnete er dem Einsiedler ein sicheres Plätzchen, an welches derselbe jeden Tag zu einer bestimmten Stunde die Speisen bringen sollte. Vor Gisla sollte er sich aus gewissen Gründen nicht sehen lassen. So ward es ausgemacht. Zur Labung für den heutigen Tag nahm Kunz sogleich das Nöthige an Speisen und Trank selbst mit. Dann nahm er Abschied. Ehe er aber ging, mußte ihm der Waldbruder seine Verschwiegenheit noch mit einem festen Eide bekräftigen. Dann fügte er die Drohung bei, ihn ohne Weiteres

mit dem Tod zu bestrafen, wenn er sich unterstehen sollte, einen Verräther zu machen.

Mit Speis und Trank beladen, eilte Kunz ganz wohlgemuthet zur Höhle zurück. Bei seinem Eintritt erwachte Gisla. Kunz begrüßte sie zärtlich, stellte Speis und Trank auf einen Stein und sagte, daß ihm diese Nahrung ein hundertjähriger Greis gebracht habe, mit dem festen Versprechen, an jedem Tage für einen ähnlichen Imbiß zu sorgen.

Da Dieß Gisla nicht recht glauben wollte, bedeutete ihr Kunz, sich vor der Hand nicht um Weiteres zu bekümmern, und bat sie, von dem Gebrachten getrost zu genießen. Der Gisla kam es aber doch immer ein wenig sonderbar vor, in einem überirdischen, paradiesischen Thale ganz gut gebackenes Brod, Butter und Käs und nebst frischem Wasser auch noch süssen Meth zu finden. Da sie aber vom Durst sehr gequält wurde, so konnte sie es nicht unterlassen, vom frischen Wasser zu trinken. Bald griff sie auch zu den Speisen und ließ sich dieselben, trotz alles Ueberirdischen, wohl schmecken.

Kunz und Gisla verlebten nun recht glückliche Tage in dem schönen Thale. In Wonne und Zärtlichkeit verflossen ihre Stunden und Alles, was sie mit einander dachten, redeten und vollführten, geschah in süsser Harmonie, in Lust und Freude, im seligen Gefühle der reinsten, edelsten Liebe. Der Waldbruder brachte täglich zur bestimmten Stunde an die bezeichnete Stelle Speis und Trank und Kunz trug sie in die Höhle. Da ward der Imbiß in Lust und Freud verzehrt und mehr brauchten sie nicht, um glücklich zu sein.

Eins ging aber dabei dem Kunz doch immer im

Kopf herum. Er befürchtete nämlich immer wieder, daß er und Gisla früher oder später in dem Versteck entdeckt werden könnten. Es hatte sich zwar, seit er sich mit der Gisla in der Höhle aufhielt, ausser dem Einsiedler noch keine menschliche Seele im Thale erblicken lassen. Aber es war ihm doch sehr wahrscheinlich, daß mit der Zeit etwa ein Hirt, ein Jägersmann oder sonst Jemand in das Thal gerathen und seinen Schlupfwinkel ausfindig machen könnte. Noch viel wahrscheinlicher war es ihm aber, daß der alte Graf von Geierhorst Alles aufbieten werde, um irgend eine Spur von seiner Tochter zu entdecken, obgleich so ziemlich sicher anzunehmen war, daß er sie kaum mehr am Leben wähnen werde.

Um sich vor dergleichen Nachforschungen zu sichern, kam Kunz auf den sonderbaren Einfall, dann und wann zur Nachtszeit über den Berg zu steigen, der auf der entgegengesetzten Seite zur Teufelsschlucht hinab führte, und dort in der Nähe derselben verschiedene schauerliche Klagelieder zu singen. Auch im Thale und während des Hinaufsteigens auf den Berg ließ er zu gewissen Zeiten und Stunden solch schauerlichen Gesang ertönen. Er that dieß, um die Leute, die sich etwa zur Nachtszeit der Schlucht nähern sollten, auf den Glauben zu bringen, daß in derselben sein und Gisla's Geist, sowie nicht minder andere Gespenster ihren Spuck treiben. Gisla, der er aber nie recht sagte, aus welchem Grunde er diese nächtlichen Wanderungen vornahm, begleitete ihn jedes Mal dahin.

Kunz's Befürchtungen waren nicht ohne Grund, und sein nächtlicher Gesang in der Nähe der Teufelsschlucht brachte auch wirklich die erwünschte Wirkung hervor.

Als in der nämlichen Nacht, in welcher das Fräulein in den tiefen Grund gestürzt, die Zofe in die Burg zurück gekehrt war und das fürchterliche Unglück gemeldet hatte, erhob Graf Tycho ein furchtbares Jammergeschrei und eilte sogleich mit allen seinen Leuten zur Teufelsschlucht hinaus, um sich von dem grauenhaften Tod seiner Tochter zu überzeugen.

Die ganze Schlucht ward beim hellen Schein der Fackeln auf das Sorgfältigste durchgesucht, aber nirgends war eine Spur von der schönen Gisla zu sehen. Eben so wenig war die Leiche des Sängers Kunz von Siebeneck aufzufinden. Das Weheklagen des Alten war unendlich. Schmerz und Verzweiflung überwältigten ihn so sehr, daß er wie ein Rasender wüthete und tobte.

Da trat der Burgpfaff, der ebenfalls mit hinaus gegangen, zu dem unglücklichen Vater und sprach zu ihm: „Gnädiger Herr, laßt in Gottes Namen ab von Euerm großen Jammer! Was geschehen ist, ist geschehen und wir vermögen es nimmer zu ändern. Laßt uns vielmehr von hinnen eilen; denn es ist nicht geheuer in dieser schauerlichen Schlucht. Schon oft habt Ihr, wie Ihr selber wißt, den Einen oder Andern in diesen Abgrund werfen lassen; aber noch niemals hat man nach der Hand die Leiche eines solchen Unglücklichen hier auffinden können. Ich weiß es gewiß, daß da die Geister kommen und die zerschmetterten Leichen hinweg tragen. Wohin sie aber dieselben bringen, das weiß Niemand, auch ich nicht, obwohl ich, wie Ihr selber wißt, in solchen Dingen Alles weiß. Sonder Zweifel haben also die Geister die Leichen Eurer Tochter und des Sängers ebenfalls schon hinweg getragen; denn sie haben das Recht, hier zu schalten und

zu walten, wie sie wollen. Das ist die lauterste Wahrheit und schon die uralten Sagen geben uns davon sichere Kunde. D'rum laßt uns sonder Weil' aus diesem gefährlichen Grund hinweg gehen, damit die Geister nicht über uns herfallen und, dieweil wir in ihr Revier gestiegen, in ihrem Zorn uns Uebels zufügen. Am Schlimmsten könntet vielleicht Ihr da wegkommen, gnädiger Herr! Gott und alle Heiligen steht uns bei! Kommt und laßt uns eilen!"

Was der Burgpfaff hier sagte, ward von dem Schloßhirten und den Andern bestätiget. Alle bekreuzten sich und gaben durch Miene und Geberden zu verstehen, daß sie nicht mehr Lust haben, sich noch länger in dem schauerlichen Grund aufzuhalten. Auch der alte Tycho schlug ein Kreuz und zitterte vor Furcht und Schrecken, Schmerz und Verzweiflung an allen Gliedern so sehr, daß er kaum mehr aufrecht zu stehen vermochte. Man führte den jammernden und weheklagenden Alten in seine Burg zurück. Seine Leute aber durchsuchten, auf ernstes Geheiß, noch lange alle nahen Winkel und Wege. Dann kehrten sie ebenfalls heim.

Auch während des nächsten Morgens und in den folgenden Tagen ward überall fleißig nach Gisla gesucht. Keine Spur war von ihr zu entdecken. Der Burgpfaff, der Hirt und noch etliche andere Gesellen gingen auch manchmal, wohl versehen mit Weihwasser, geweihten Amuleten und andern dergleichen gegen Geister wirksamen Dingen, zur Nachtszeit in die Teufelsschlucht hinaus, näherten sich derselben bis zu einer gewissen Entfernung und horchten und lauerten von da aus auf irgend ein Zeichen von Gisla. Manchmal hörten sie Nichts, als das Krächzen der Raben

und das unheimliche Zischen und Pfeifen des Windes und Sturmes, manchmal aber vernahmen sie ganz deutlich einen geisterartigen Gesang, dann auch wieder eine fast ungemein liebliche Weise. Auch meinten sie, während des Gesanges noch andere Stimmen und allerlei Gewinsel und Jammergeschrei, sogar darunter ein heftiges Weinen und Klagen des unglücklichen Burgfräuleins zu vernehmen. Von Schrecken und unheimlichen Grauen erfüllt, eilten sie jedes Mal raschen Schrittes in die Burg zurück und berichteten da, was sie aus der Teufelsschlucht von den Geistern gehört, oder auch nicht gehört hatten.

Bald verbreitete sich also in der Burg und der ganzen Umgegend die schauerliche Kunde, daß draussen in der Teufelsschlucht zur Nachtszeit die Geister und Gespenster singen, heulen, winseln, jammern und poltern, und daß man unter all' diesem Gelärm die Stimme des Sängers Kunz von Siebeneck und die der schönen Grafenstochter ganz deutlich heraus hören und vernehmen könne. Von dieser Zeit an wagte es Niemand mehr, zur Nachtszeit bis auf eine gute Viertelstunde der Teufelsschlucht in die Nähe zu kommen.

In der Burg ward indessen für die armen Seelen der Gisla und des Sängers fleißig gebetet und täglich eine Messe gesungen. Der alte Graf Tycho betete, jammerte und winselte Tag und Nacht; denn das Gewissen peinigte ihn in Einem fort und Schmerz, Kummer und Verzweiflung vergönnten ihm keine ruhige Stunde mehr und zehrten an seinem alten Leibe so sehr, daß er bald selbst mehr einem Todtengerippe, als einem lebenden Menschen glich. —

Während also dieß auf der Burg Geierhorst vorging, bald Dieß, bald Jenes geredet, gehört und geglaubt, so und so gebetet, gejammert und geweint wurde, fühlte sich Kunz von Siebeneck in seiner Einsamkeit mit Gisla von Tag zu Tag glücklicher. Er war voller Begeisterung und schwärmte in Wonne und Seligkeit. Um alle Schätze der Welt hätte er sein Glück im Thale nicht vertauscht. Er verlangte sich Nichts mehr von der Welt, als seine himmlische Gisla lieben und anbeten zu dürfen, als von ihr wieder geliebt zu werden, mit ihr in der Einsamkeit glücklich leben und selig sterben zu können.

Auch Gisla fühlte in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in dem paradiesischen Thale gleiches Glück, gleiche Wonne und stimmte freudig den begeisterten und schwärmerischen Schilderungen ihres Geliebten bei. Das währte aber nur eine Weile, einige Tage. In der folgenden Zeit änderte sich allmählig ihr ganzes Wesen und das, was sie zuerst gefühlt und geträumt, kam ihr mit Einemmale wieder ganz anders vor. Sie fand Alles nicht mehr so schön, so reizend, so poetisch, wie sie es Anfangs gefunden hatte. Das Paradies, das ihr Kunz so poetisch geschildert, war ihr nicht mehr das, was es ihr in den ersten Tagen gewesen; sie fand es immer mehr und mehr prosaischer, fühlte darin immer eine größere Leere und bald eine unerträgliche, unüberwindliche Langeweile. Der stolzen, reichen Grafenstochter, die gewohnt war, in prächtigen Gewändern einher zu gehen, in Hülle und Fülle, in schönen, reich verzierten Gemächern zu leben, von stolzen Grafen und Rittern angebetet und von einem zahlreichen Gesinde bedient zu werden, wollte durchaus die düstere, feuchte Höhle, das harte Lager, der magere Imbiß und am Ende auch

das immerwährende Alleinsein mit Kunz nicht mehr recht behagen. Auch seine poetische Schwärmerei, seine begeisterten Schilderungen von Liebe, Glück und Seligkeit, sowie seine schönen, lieblichen Lieder kamen ihr immer mehr langweiliger vor. Bewunderte sie früher den herrlichen Sonnenaufgang, den lieblichen Gesang der Vögel, die duftenden Auen und Blumen, so ward ihr jetzt dieß Alles ganz gleichgiltig, ja oft fast ganz zuwider. Oft gähnte sie, wenn ihr Kunz in voller Begeisterung vorsang, und am Ende hieß sie ihn mit seinem Gesange sogar schweigen. Gisla hatte keinen rechten Sinn für ein Leben, welches sich Kunz wünschte. Das, was sie in den ersten Tagen ihrer Zusammenkunft mit Kunz fühlte und zeigte, war nur ein rascher Uebergang, ein Scheingebilde. Ihre Seele war ganz mit Stolz und Hochmuth erfüllt. Sie wurde so erzogen. Edle Eigenschaften waren bei ihr wenig oder gar nicht ausgebildet und von einem poetischen Leben hatte sie keinen wahren Begriff, noch weniger aber von der großen Kunst, mit Wenigem glücklich und zufrieden zu leben. Solch edle Eigenschaften und Vorzüge des Geistes und Herzens gedeihen da niemals, wo Stolz und Hochmuth mit ihrem Gefolge die Oberhand gewinnen. —

Mit Schmerzen bemerkte Kunz, was in Gisla's Seele vorging. Immer mehr sah er es ein, immer mehr mußte er es wahrnehmen und fühlen, daß nun Gisla durchaus nicht das sei, für das er sie früher gehalten. Bitter sah er sich also in seinen Erwartungen, in seiner Liebe getäuscht. Seine ganze poetische Schwärmerei, seine geträumte Glückseligkeit mit Gisla verflogen nach und nach, wie eine Seifenblase in der Luft. Schmerz und Wehmuth, Kummer und Trauer erfüllten seine Seele. Umsonst bemühte er

sich nun, sich in seiner Phantasie die schöne Gisla als das vollendeste, liebreicheste und geistigreich begabteste Wesen hinzustellen, Alles, was sie that und redete, sich als ungemein schön, zartsinnig und reizend zu denken und einzubilden, sie als einen unvergleichlichen, holden Engel gleichsam poetisch in seine Phantasie mit Gewalt hinein zu malen, sich selbst in eine poetische Täuschung zu versetzen und hinein zu träumen. Es ging nicht mehr, es war vergebens.

Er suchte in der Folge durch schöne Reden und Verse Gisla's Sinn auf das Glück wahrer und reiner Liebe, auf das Glück wahrer Zufriedenheit aufzufrischen, sie für ein einsames Stillleben zu begeistern. Es war vergebene Mühe. Er bat sie nun, ihm vor dem Altar die Hand zum ewigen Bunde zu reichen. Sie wollte Nichts mehr davon wissen. Er sagte zu Gisla, daß er sie nach Welschland, Hispanien oder nach Frankreich führen wollte, daß er entschlossen sei, für sie Alles zu thun und zu wagen, ihr zu Lieb am fränkischen Hofe als Ritter Dienst zu suchen und zu nehmen. Auch das wollte ihr nicht gefallen. Alles, was Kunz zu ihr redete, was er ihr vorschlug, was er ihr betheuerte und als eine Wonne und Glückseligkeit ausmalte, war umsonst. Gisla wollte weder das Eine, noch das Andere. Sie ward immer öder und trauriger, fühlte und zeigte immer größere Langweile und diese steigerte sich am Ende für Kunz bis zu einem fast unerträglichen Grade. Er suchte ihr absichtlich von seinem Schlosse, von dem sie in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes im Thale selbst öfters gesprochen, Dieses und Jenes vorzuspiegeln, sie durch allerlei sonderbare und phantastische Reden zu erproben, ob sie etwa noch dann und wann am

Irrsinne leide. Er mußte sich aber sehr bald überzeugen, daß sie nun vollkommen bei Sinnen sei, daß ihre Liebe zu ihm eben so rasch verschwunden, als sie gekommen, daß ihr das still poetische Leben, wie es Kunz nannte, unerträglich geworden, und sie sich wieder nach ihrer frühern Lebensweise, nach irdischem Reichthum, nach Herrlichkeit und Pracht zurück sehne.

Nachdem also Kunz alle seine Liebe und Beredsamkeit vergebens aufgeboten, alle seine Phantasie und Poesie an ihr vergebens vergeudet und verschwärmt hatte und dabei immer mehr und mehr zu der festen Ueberzeugung kommen mußte, wie es nun wirklich mit ihm und der Gisla stand, ward er unendlich traurig und tiefsinnig. Am Ende kam ihm das Ding auch immer mehr gleichgiltiger, sogar öde und langweilig vor; denn er sah ein, daß er sich an Gisla bitter getäuscht hatte.

„O, wehe mir," sagte er zu sich selbst, „Gisla ist nicht so, wie ich sie in meiner treuen, heißen Lieb' besungen, wie ich sie mir in meinem Liebesrausch' gedacht und hingezaubert! Sie besitzt nicht jene holde Tugenden, die ich mit so viel und großer Sehnsucht bei ihr gesucht, und welche Diejenige haben soll, die ich in wahrer Zärtlichkeit zu lieben vermag. Sie ist ein Wunder von Schönheit, aber das ist fast Alles, was sie ist. Es fehlen ihr Herz, Geist und Gemüth, und ohne diese hohen Vorzüge ist sie kein Weib für einen Gesellen, wie ich Einer bin, kein Weib für einen ritterlichen Sänger und Poeten. Was nutzt und frommt ein wunderschönes Frauenbild, wenn ihm Anmuth, Tugend und Liebenswürdigkeit fehlen, wenn es von nichts Anderm, als vom Stolz und Hochmuth erfüllt ist. Ich liebte Gisla als das edelste Kleinod,

als die kostbarste Perle unter allen Frauen dieser Welt und nun seh' ich's klar, daß ich mich an ihr arg betrogen. Ich träumte mir, durch Gisla die höchste Wonne und Seligkeit der Liebe, die Freuden des Himmels auf Erden zu erlangen, durch ihre Liebe der Glücklichste in diesem Leben zu werden, und nun ist das Alles ein lauteres Nichts, Alles nur Schein und pure Täuschung. O wehe, wehe mir, daß es mit ihr und mir ist so gekommen!" —

Die Langeweile ist die häßlichste Prosa des Lebens, besonders aber für eine poetische Natur. Sie ist ansteckend, wie eine giftige Seuche, und deßhalb steckte die Langeweile der Gisla auch immer mehr den Kunz an. Er hatte keine rechte Freude mehr, mochte nicht mehr singen, wurde immer niedergeschlagener, mißgelaunter und trauriger. Gisla sehnte sich immer mehr nach ihren glänzenden Gemächern auf der Burg Geierhorst und, gegen ihre frühern Aussagen, auch wieder zu ihrem Vater zurück, und gab dieß dem Kunz ganz unverholen und mit dürren Worten zu verstehen. Kunz überwand endlich seinen tiefen Schmerz und sehnte sich mit der Zeit auch, wieder ohne Gisla zu sein, frei und ledig wieder in die weite Welt hinaus zu ziehen und als ächter Sängersmann ein frohes und heiteres Leben zu führen. Er überlegte Alles hin und her und nach vielem und langen Besinnen war sein fester Entschluß, Gisla auf die beste Art und Weise wieder zu ihrem Vater auf die Burg zu bringen.

Immer mehr und mehr von Schmerz und Kummer, harten Gewissensbissen und stummer Verzweiflung gepeiniget, saß unter dessen Graf Tycho auf seiner stolzen Burg. Sein

Gemach war schwarz ausgeschlagen und glich schier einer Todenkammer. Niemand durfte zu ihm, als der Burgpfaff und sein alter Leibknappe. Der Burgpfaff berichtete ihm immer fleißig von dem Geisterspuck in der Teufelsschlucht, daß man in derselben zu jeder Nachtszeit bald schauerlich, bald wieder lieblich tönenden Gesang, sowie allerlei wildes Geheul und Geschrei höre, daß davon bereits die ganze Umgegend Kunde habe und deßhalb mit Angst und Schrecken erfüllt sei. „Ganz deutlich," sprach er, „kann man aus der Schlucht auch jene Weisen vernehmen, die früher Kunz von Siebeneck zum Lob und Preis Euer seligen Tochter auf der Burg gesungen. Auch Gisla's weheklagende Stimme hört man darinnen nicht selten, so wie nicht minder das Jammern, Heulen und Winseln der Anderen, die Ihr in frühern Zeiten in die Teufelsschlucht habt werfen lassen. Das bedeutet also nichts Anderes, edler Herr, als daß die Geister der Hinabgestürzten noch nicht von ihren Sünden weiß gewaschen sind, also auch noch nicht in's Himmelreich aufgenommen werden können und somit sich nun gewaltig darnach sehnen, aus ihrem jetzigen qualvollen Zustande erlöset zu werden. Diese Geister werden also draussen in der Schlucht so lange fortsingen, fortjammern, heulen und winseln, bis ihnen endlich Erlösung wird."

„Erlöset sie! Bei allen Heiligen bitt' und fleh' ich, erlöset sie!" jammerte der alte Tycho in seiner Verzweiflung. „Hab Erbarmen mit mir altem Mann und thue, was ich dir befehle! Ich kann nicht eher sterben, als bis ich weiß, daß die Seel' meiner Tochter und die armen Seelen der Andern aus der Schlucht erlöset sind. Wend' Alles auf, was dazu vonnöthen ist! Viel Geld und Gut

will ich dir geben, so du die Erlösung vollbringest und mich aus der Höllenqual, in die mich meine Sünden gestürzet, wieder befreiest. Thue also sonder Weil', was ich dir befohlen! Bei allen Heiligen bitt' ich dich nochmals darum!"

„Die armen Seelen sonder Weil' aus der Schlucht erlösen, das ist bald gesagt," entgegnete der Burgpfaff, bedenklich mit dem Kopf nickend. „Für's Erste muß ich wissen, ob ich die nöthige Gewalt dazu hab', ob ich die rechten Mittel dazu find', ob ich überhaupt in einer solchen Verfassung und einem solchen Zustand bin, um Geister erlösen zu können."

„Seh' da wohl nicht ein, warum du dazu nicht der rechte Mann sein sollst?" sagte der Graf. „Es gehört ja zu deinem Geschäft, Geister zu bannen und zu lösen? Du hast ja das Ding studirt und folglich mußt du es auch wissen und verstehen, wie man in dem einen oder andern Fall mit den Geistern der Verstorbenen, mit armen Seelen und Gespenstern umgeht, wie man sie behandelt und traktirt?"

„Das hab' ich freilich von Grund aus studirt und weiß es auch vom Grund aus," sprach der Burgpfaff. „Aber, aber so Etwas ist bald gesagt, aber nicht gleich gethan. Das ist hier so zu sagen ein ganz seltsamer Fall, der wiederum ganz seltsam und ganz eigens klüglich traktirt werden muß. Geschieht's nicht so, so könnt' es leicht vorkommen, daß die ganze Erlösungs-Angelegenheit rein umsonst wäre und Einem noch überdieß die Geister arg zusetzen und ohne Schonung und Erbarmen ganz gewaltiglich über den Kopf herfallen würden. Will also vor der Hand darüber fleißig nachdenken und eifriges Studium pflegen."

Graf Tycho ließ nicht nach, den Burgpfaffen auf's Neue zu bestürmen, ihn durch Bitten, Versprechungen und sogar Drohungen zur baldigen Erlösungen der Geister zu bestimmen. Je mehr aber der Graf in ihn drang, desto mehr Einwendungen und Schwierigkeiten brachte er vor. Die Vorbereitungen, welche nach seiner Angabe dazu nöthig seien, gingen in's Unendliche. Endlich holte Tycho einen vollen Säckel Geld aus dem Schrank und übergab ihn dem Pfaffen, mit dem Bedeuten, daß noch größere Summen folgen werden, wenn er die Erlösung der Seele seiner Tochter und der andern Geister übernehmen und mit gutem Erfolg vollbringen werde.

Das wirkte. Der Burgpfaff fand nun bald die Sache nicht mehr gar so ungeheuer schwierig und versprach, sich sogleich daran zu machen und die dazu nöthigen Vorbereitungen sonder Weil' in's Werk zu setzen. Auch die Zeit zu dieser Erlösung schien ihm jetzt viel günstiger zu sein, als sie ihm vor dem Empfang des vollen Säckels gewesen, weil, wie er sagte, der Namenstag eines gewissen Heiligen, zu dem er alles Vertrauen hatte und von dem er sich die ersprießlichste Mitwirkung hoffte, vor der Thür sei.

Schon am nächsten Tage verkündigte der Burgpfaff dem Grafen Tycho, daß er die Hälfte seiner Vorbereitungen bereits glücklich überwunden habe, auch das Weitere bald in Ordnung gebracht sein werde und er entschlossen sei, in der Nacht, die auf den künftigen Donnerstag folgt, die Erlösung der Geister auf die beste und sicherste Weise vorzunehmen und auszuführen.

„Aber Ihr müßt mich dabei ganz nach meinem Willen gewähren lassen, gnädiger Herr!" fügte er seiner Erklärung

bei. „Auch müßt Ihr mir Alles, was ich zu diesem hochwichtigen und höchstgefährlichen Unternehmen vornöthen hab', mit gutem Willen zur Verfügung stellen, sogar Euer reisiges Volk."

„Alles, Alles soll dir gewährt sein!" betheuerte der alte Tycho seufzend. „Nur mache, daß das Werk gut und sicher zur Ausführung kommt! Verfüg' über mein reisig Gevolk, über Geld und Gut, damit es dir gelingen möge, die Seele meiner Tochter Gisla und die Seelen der Andern aus der Schlucht zu erlösen und bald in's Himmelreich hinein zu bringen! Gott und alle Heiligen seien mit deinem Werk!"

Der Burgpfaff versprach wiederholt, sein Möglichstes zu thun, all sein Wissen und seine Kunst aufzuwenden, um die Sache glücklich zu vollbringen.

Darauf wählte er aus den tapfersten Leuten des Grafens eine kleine Schaar und unterrichtete sie, was sie bei der vorzunehmenden Erlösung der Geister Alles zu thun und zu lassen und wie sie sich in diesem oder jenem Falle überhaupt zu verhalten haben.

Der bestimmte Tag brach an. Während desselben ward nochmals Alles genau durchgenommen, nochmals Alles genau überlegt und gesagt und dann wieder überlegt und gesagt, in der Burgkapelle viel gebetet und gebeichtet, Almosen unter den Armen vertheilt, überhaupt Nichts an dem unterlassen, was, nach der Ansicht und Meinung des Burgpfaffen, zur glücklichen Vollführung der Geistererlösung ersprießlich sein könnte.

Bis zur bestimmten Stunde war Alles fertig und gut geordnet. Mit Reliquien, Amuleten, Beschwörungsformeln und noch mit vielen andern Dingen, die man

gewöhnlich bei Geisterbeschwörungen, Gespenster- und Hexenvertreibungen zu gebrauchen pflegt, wohl und reichlich versehen, machte sich der Burgpfaff mit seiner auserlesenen Schaar zur Nachtszeit auf den Weg zur Höllenschlucht hinaus. Voran zogen acht bis zehn Reisige, Alle mit geweihten Amuleten umhangen und wohl bewaffnet. Dann folgte, vom Schloßhirten und dem Sakristan umgeben, der Burgpfaff. Er ritt auf einem Esel, das Evangelium und den Weihwedel in der Hand haltend. Gefässe mit Weihwasser und andere Geräthschaften zu dem verhängnißvollen Unternehmen mußten seine beiden Begleiter tragen. Der Burgpfaff hielt es für unbedingt nöthig, zu reiten, weil, wie er sagte, die Erlösung der Geister und armen Seelen nicht wohl leicht nach Wunsch ausfallen könnte, wenn sein Fuß bei der Beschwörung den verwunschenen Boden in der Teufelsschlucht berühren würde. Nach ihm kamen wieder etliche zwanzig Reisige, ebenfalls mit Amuleten und Waffenwerk hinlänglich versehen. Auch Gisla's Zofe, die Dorothea, mußte auf Befehl des frommen Geisterbeschwörers mitziehen. Da sie zu dieser Zeit an einem Fusse etwas leidend und folglich nicht leicht gehen konnte, so ritt sie ebenfalls auf einem zahmen Esel, der hinter dem des Burgpfaffen willig einher trabte.

Still und geräuschlos gelangte der Zug nach langem Umwege bis zum Eingange in die Teufelsschlucht. Da ward Halt gemacht. Dann wurden verschiedene Anordnungen getroffen und weitere Befehle gegeben. Mit banger Stimmung harrte die Schaar auf die Dinge, die da kommen sollten. Es war eine finstere, schauerliche Nacht, und nur dann und wann regte sich ein leichter Windstoß

aus der Schlucht, durch Ginster und Gesträuch. Sonst war Alles ruhig und still.

Nun nahte die Mitternachtsstunde. Der Burgpfaff auf seinem Esel warf einen ernsten, prüfenden Blick auf seine Umgebung, ließ sich sodann ein großes Buch vorhalten und begann beim Scheine einer geweihten Kerze, die in einer Kirchenlaterne flatterte, aus demselben zu lesen. Dabei schlug er mit der Rechten allerlei Kreuze, bald gegen die Schlucht, bald über das Buch und über die Leute, die lautlos um ihn standen. Das dauerte fast gegen eine Viertelstunde, ohne daß sich Etwas sehen und hören ließ. Alles war voll der bangesten Erwartung und die Furchtsamsten unter ihnen zitterten schon beinahe an allen Gliedern. Der Burgpfaff las immer weiter, ließ auch hie und da mit lauter Stimme einige unverständliche Worte vernehmen, schlug dann wieder bald über das große Buch, bald über sich und die Andern, bald auch gegen die Schlucht hinein eine Menge Kreuze und spritzte mit dem Weihwedel nach allen Richtungen tapfer umher. Dann ritt er wieder im Kreise herum, während er dabei in Einem fort ganz schauerliche Worte murmelte und die Seelen und Geister derjenigen, die in die Schlucht gestürzt wurden, beim Namen rief.

So währte es fort, bis es auf dem Thurme der Burg Geierhorst die zwölfte Stunde schlug. Schon glaubte er, noch mehr aber seine Begleitung, daß es heute aus der ganzen Geisterbeschwörung und Seelenerlösung Nichts werden würde und sie unverrichteter Sache wieder nach Hause ziehen müssen, als sich mit Einemmale von der Schlucht heraus ein düsterer, traurig tönender Gesang vernehmen ließ. Ein panischer Schrecken überfiel den

Burgpfaffen, eben so seine Begleitung. Zitternd und fast athemlos standen sie da und hörten den Gesang.

Der Sänger, der sich zu dieser Stunde hören ließ, aber war kein Anderer, als Kunz von Siebeneck. Er konnte vor Schwermuth und Traurigkeit während der ganzen Nacht keine Ruhe finden und stieg wie gewöhnlich vom Thale aus auf den Berg und von der entgegengesetzten Seite desselben wieder zur Schlucht herab, um da zu singen. Gisla ging mit ihm. Auf dem Wege dahin hatte er mit ihr über Allerlei geredet und ihr, weil sie es durchaus so haben wollte, auch das feste Versprechen gegeben, sie am nächsten Tage wieder zu ihrem Vater in die Burg zurück zu führen. Nur darüber, wie Dieß auf die beste Art geschehen könne, waren Beide noch nicht im Reinen. Wie ein Blitz fuhr es nun dem Kunz durch den Kopf, als er durch die Schlucht und in einiger Entfernung mehrere Lichter erblickte.

Singend und Gisla an der Hand führend, stieg er in den tiefen Grund hinab und schritt langsam gegen den Schein der Lichter zu. Furcht und Schrecken bemächtigten sich des Burgpfaffens und seiner Leute im höchsten Grad, als sie bemerkten, daß der Gesang immer näher und näher auf sie zukam.

Etwa hundert Schritte von ihnen entfernt, blieb Kunz mit Gisla hinter einem Gesträuch stehen und rief mit gewaltiger Stimme: „He da! Wer seid Ihr und was wollt Ihr da!?"

Keine Antwort ließ sich vernehmen.

Kunz ließ Gisla hinter dem Gesträuch zurück, trat näher zu den Versammelten heran und rief wieder: „Im

Namen Gottes fordere ich Euch auf, Red' und Antwort zu geben! Was sucht Ihr da?"

Als wieder keine Antwort erfolgte, schritt er rasch auf die Gruppe zu und rief nochmals mit donnernder Stimme: „Was sucht Ihr hier?! Antwort, Antwort!!"

Ganz betäubt und übermannt vom heftigsten Schrecken, rannten die Reisige mit fürchterlichem Geheul und unter der größten Verwirrung auseinander und davon. Rasch wandte auch der Burgpfaff seinen Esel, um das Weite zu gewinnen. Der Esel wurde aber in dem Tumulte und in der Verwirrung so scheu, daß er, wie vom Satan besessen, hin- und hersprang und den Burgpfaffen sammt seinem Weihwedel in den nassen Grund schleuderte. Auch der Esel der Zofe ward wild und scheu und warf diese hart neben dem Burgpfaffen auf den Boden.

Kunz rannte den Fliehenden nach und erwischte Einen von den Reisigen beim Kragen, während in der größten Hast und Eil' neben ihm zwei Andere auf den schlammigen Grund stürzten.

„Steh' still, oder du bist des Todes!" rief Kunz mit donnernder Stimme demjenigen zu, den er beim Kragen erwischt.

Der Kriegsknecht stürzte neben seinen zwei Kameraden auf die Knie, bekreuzigte sich dabei in Einem fort und flehte um Erbarmen. Kunz gebot ihm und den Andern aufzustehen. Keiner wagte es, sich zu bewegen, und Jeder zitterte am ganzen Leibe wie ein Espenlaub. Kunz mußte also sein Gebot noch öfters wiederholen, sogar mit Tod und Verderben drohen, bis endlich die Drei auf dem Boden eine Bewegung zum Aufstehen machten.

Zitternd und halb ohnmächtig richteten sie sich langsam

auf, während sie sich unausgesetzt bekreuzten und jämmerlich winselten und ächzten.

„Steht mir Red' und Antwort!" wiederholte Kunz. „Wer seid Ihr und warum seid Ihr hieher gekommen?!"

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" seufzte endlich mit bebender Stimme der Herzhafteste unter ihnen. „Ach, gnädigster Herr Geist, habt Erbarmen, schont uns arme Sünder! Wir, wir sind des Grafen Tycho von Geierhorst Leute und müssen gehorchen. Der dort," fuhr er fort, indem er mit zitternder Hand auf den Burgpfaffen deutete, der neben einer brennenden Fackel noch gestreckt auf dem Boden lag, „der dort, der Burgpfaff, hat uns hieher geführt. Fragt ihn, gnädigster Herr Geist! Wir können nichts dafür . . ."

Kunz ging auf den Burgpfaffen zu und befahl ihm, aufzustehen und auf seine Fragen Antwort zu geben.

„Im Namen Gottes weich' von mir!" stöhnte der Burgpfaff, indem er sich zitternd bekreuzte, dann rasch nach dem neben ihm liegenden Weihwedel griff und denselben gegen Kunz schwang. „Weich' von mir, Geist! Im Namen Gottes befehl' . . . .!"

„Ich bin ein guter Geist," sprach Kunz, „und nicht gekommen, dir ein Leid anzuthun. Steh also auf und gib Antwort auf meine Fragen!"

Kunz mußte den Burgpfaffen noch lange nöthigen, bis dieser sich endlich getraute, sich nach und nach vom Boden zu erheben. Kaum stand er aber auf den Beinen, so bekreuzte er sich wieder mit großer Hast und spritzte mit seinem Weihwedel heftig um sich und auf Kunz hin.

„Es langt schon!" sprach Kunz, der sich wegen des furchtsamen und komischen Gebahrens des Burgpfaffens

fast des Lachens nicht enthalten konnte. „Ich bin Kunz von Siebeneck und du hast von mir Nichts zu fürchten. Sag' mir also, warum bist du mit diesen Leuten hieher in die Schlucht gekommen?!"

Diese Worte verminderten allmählig des Burgpfaffen ungeheure Furcht und machten ihn etwas ruhiger und herzhafter, so daß er endlich den Muth hatte, dem vermeintlichen Geist Antwort zu geben.

„In Gottes Namen, der mich vor allem Bösen beschützen und bewahren möge, red' ich zu Euch, guter und viel edler Geist!" sprach er nach einer kurzen Pause. „Ihr seid also wirklich und wahrhaftig der gute Geist des viel tapfern Ritters und hoch berühmten Sängers Kunz von Siebeneck? In Gottes und aller Heiligen Namen höret also: Ich bin der Burgpfaff des Grafen Tycho von Geierhorst und bin auf dessen Geheiß und Bitten mit diesen Leuten hieher in die Schlucht gekommen, um Euern hochedeln Geist, den Geist der hochedeln Jungfrau Gisla und die Geister aller Andern, die in dieser Schlucht den Tod gefunden, zu erlösen und in's Himmelreich hinein zu segnen."

„Das ist wahrhaftig sehr schön von dir!" sprach Kunz. „Und ich sag' dir also, daß du dazu wirklich gerad' zur rechten Zeit gekommen bist. — Nun hör' mich fleißig an, auf daß du wohl verstehen und dir es merken kannst, was ich zu dir red'! Für's Erste verkünd' ich dir, daß dir und deinen Leuten hier kein Leid wiederfahren soll, so du Alles genau und pünktlich vollziehest, was ich dir sag' und befehle. Für's Zweite gehst du jetzt sogleich auf die Burg zurück und verkündest deinem rohen und grausamen Herrn, dem Grafen Tycho, daß der Geist seiner

Tochter Gisla so viel, wie schon aus der Höllenschlucht erlöset sei, wenn er, Graf Tycho, verspricht und sein Versprechen mit einem festen Eid bekräftiget, zur Sühne seiner vielen und schweren Sünden ein Kloster sammt Kirche zu erbauen, wahre und aufrichtige Busse zu thun, und sodann die Hälfte seiner Reichthümer unter den Armen und Nothleidenden auszutheilen. Auch mein Geist, der Geist des Kunzen von Siebeneck, ist erlöset, so Graf Tycho dieß thut. Wie es aber mit den Geistern und Seelen derjenigen, die er vor mir in die Höllenschlucht hat werfen lassen, zur Stund' beschaffen ist, kann ich dem grausamen Mann nicht vermelden lassen. Das wird er sicher selbst bald vor dem Richterstuhl des Ewigen erfahren, vor dem er über seine Sünden und Verbrechen zur Red' und Antwort stehen muß. Also, das Alles verkündet ihm zur Stell'! In einer Stund' mußt du mit der Antwort des Grafen wieder auf diesem Platze sein. Diese deine Gesellen bleiben hier, bis du wieder kommst. Solltest du aber nach Verlauf einer Stund' auf dieser Stell' nicht wieder vor mir stehen, so sind sie des Todes. Also geh'! Nichts sollst du zu befürchten haben. Das verspricht dir der Geist des Kunzen von Siebeneck. Geh'!"

Ohne Widerred' ergriff der Burgpfaff die brennende Fackel und eilte davon, dem alten Grafen Tycho die Nachricht zu bringen.

Die drei Kriegsgesellen aber fingen ganz jämmerlich zu zittern an, als sie die Worte und Drohung des vermeintlichen Geistes vernommen hatten und nun sahen, daß sie bei diesem allein in der Schlucht zurück bleiben sollten und mußten. Auch die Zofe, die, noch immer auf dem Boden liegend, das Zwiegespräch des Sängers und des

Burgpfaffen mit angehört hatte, verspürte keine Lust, bei solcher Gesellschaft in der Schlucht zurück zu bleiben. Sie sprang, trotz ihres kranken Fusses, rasch auf und wollte dem Burgpfaffen nacheilen. Kunz trat ihr aber in den Weg und gebot ihr, zu bleiben. Vor Furcht und Schrecken zitternd und bebend, fügte sie sich in ihr unvermeidliches Schicksal.

Dann eilte Kunz zur Gisla zurück, die hinter dem Gebüsche Alles mit angehört und gesehen hatte. Durch das so eben Geschehene selbst in keinen kleinen Schrecken gejagt, wollte sie in dem nämlichen Augenblick auf Kunz zueilen, als dieser ihr entgegen trat. Kunz gebot ihr, zu schweigen und führte sie bis zu einer gewissen Entfernung zu den Reisigen und der Zofe, um diese von da aus stets im Auge behalten zu können.

Als diese nicht weit von ihnen neben Kunz, den sie natürlich durchaus für einen Geist hielten, auch noch eine andere geisterartige Gestalt aus dem unheimlichen Dunkel erblickten, wuchs ihr Schrecken auf's Neue. Zitternd und voll der größten Verzweiflung standen sie da und sahen beim Scheine einer schwach leuchtenden Fackel einander an, dann wieder auf die vermeintlichen Gespenster hin, dabei fortwährend leise betend und ächzend, ohne sich zu bewegen, ohne sich mit einander auch nur eine Sylbe sprechen zu getrauen.

Kunz blieb in der von ihm angenommenen Entfernung mit Gisla stehen und sagte und erklärte ihr Alles, was er im Sinne führte, ohne daß es die Andern vernehmen konnten. Als Gisla von ihm gehört, was er mit ihr vorhatte, war sie über die Art und Weise, wie sie wieder zu ihrem Vater gebracht werden sollte, nicht ganz

einverstanden. Kunz blieb aber fest bei seinem Willen und Gisla mußte sich endlich darein fügen und schweigen.

In dieser sonderbaren Stellung warteten Kunz und Gisla, die Kriegsknechte und die Zofe auf die Zurückkunft des Burgpfaffen.

Ehe der Burgpfaff heim kam und zu dem alten Grafen Tycho in's Gemach trat, hatte dieser von den Reisigen, die draussen bei der Beschwörung entflohen und während der Zeit in die Burg zurück gerannt waren, schon allerlei schauerliche und schreckliche Kunde von dem Gespenste erfahren, das ihnen in der Teufelsschlucht erschienen. Graf Tycho zitterte und bebte und war sich seiner nicht mehr mächtig vor Schrecken, Furcht und Verzweiflung. Ein eiskalter Schauer überlief seinen alten Leib, als er weiters den grauenvollen Bericht des Burgpfaffen vernahm. Er gelobte und bewilligte ohne Widerred' Alles, was der Geist von ihm verlangte; er beschwor feierlich, ein Kloster sammt Kirche zu bauen, wahre Busse zu thun und die Hälfte seiner Reichthümer den Armen und Nothleidenden zu geben. Dann bat er flehentlich den Burgpfaffen, unverweilt wieder zur Höllenschlucht hinaus zu eilen und seinen Bescheid dem Geist zu verkünden, damit dieser und der Geist seiner Tochter Gisla bald zur Erlösung gelangen möchten.

Der Burgpfaff meinte, daß Graf Tycho selbst zur Schlucht hinaus reiten oder sich hinaus tragen lassen sollte, um mit dem Geist die Sache in's Reine zu bringen. Dazu war aber Graf Tycho durchaus nicht zu bewegen, weil er gerade keine Lust verspürte, in dieser verhängniß=

vollen Angelegenheit und zur solch gefahrvollen Stunde mit dem Geiste eine Unterredung zu pflegen.

Der Burgpfaff machte sich sogleich wieder auf den Weg, verlangte aber, daß die reisigen Knechte, die zuvor draussen in der Schlucht davon gelaufen, ihn wieder hinausbegleiten sollten. Auf Befehl des Grafen Tycho und auf die Versicherung des Pfaffens, daß bei diesem Gang durchaus keine Gefahr mehr zu befürchten sei, faßten diese wieder Muth und gingen mit ihm.

Fast athemlos kamen sie an Ort und Stelle. Als die drei Kriegsknechte und die Zofe den Burgpfaffen sammt seiner Begleitung wieder erblickten, war Niemand in der Welt froher, als sie.

Kunz hieß Gisla, stehen zu bleiben und ging den Angekommenen etliche Schritte entgegen.

Unter tiefen Verbeugungen näherte sich der Burgpfaff dem Geiste und berichtete, daß Graf Tycho Alles, was man von ihm verlangt, gerne und „freiwillig“ bewilligte und sammt und sonders mit einem festen Eid beschworen habe. „Er würde selbst mitgekommen sein,“ setzte er seiner Rede bei, „wenn er nicht so unbaß wäre. Graf Tycho läßt sich also bei Euch sehr höflich entschuldigen und Euch zu wissen thun, daß er nun ganz getrost und glückselig ist, Euch und den Geist seiner Tochter Gisla aus der Höllenschlucht befreit und erlöset zu wissen. Gern' will er nun, so sagte er, aufrichtig Busse thun und dann sterben.“

„Ist schon recht!“ sprach Kunz. „Meiner wegen kann Graf Tycho noch lange leben. Will nur, daß er seine Missethaten bekennt und sich mit Gott wieder aussöhnt. — Nun wartet!“ —

Mit diesen Worten entfernte sich Kunz und führte

nach einigen Augenblicken Gisla in den Kreis der Versammelten. Ein mächtiger Schrecken erfaßte aufs Neue die Burgleute, als sie beim Scheine der Fackeln die Tochter ihres Herrn und Gebieters wirklich vor sich erblickten.

„Hier übergeb' ich Euch," sprach Kunz zu den Erstaunten, „den erlösten Geist der Jungfrau, aber nicht nur ihren Geist, sondern auch ihren Leib. Ich übergeb' sie Euch so keusch und rein, wie sie zu mir gekommen. Bringt die Jungfrau wohlbehalten heim in die Burg zu ihrem Vater und sagt ihm, daß sie ihm Kunz von Siebeneck wieder überschickt! Sagt ihm auch, daß ich ihm die schändliche Missethat, die er an mir begangen, gern' verzeihen will und schon verziehen hab'! Sagt ihm weiters, daß er seine Unmenschlichkeit und Grausamkeit ablegen, seine schweren Sünden bereuen und sich zum Bessern wenden soll! Ob er im Weitern sein Versprechen, das er mir so eben hat kund thun lassen, halten will und kann, das mag er mit seinem Gewissen abmachen. Das läßt ihm also, dem sehr stolzen und hochmüthigen Grafen Tycho von Geierhorst, der Sänger Kunz von Siebeneck zu wissen thun. — Und Du, Gisla, zieh' nun heim mit diesen Leuten und suche Dir, wie Du es zuvor gethan, wieder durch eitlen Prunk, durch Gold und andere Reichthümer Deine Langweil zu vertreiben, Dir da Lust und Freud' zu schaffen, wo Du sie bei mir nicht finden mochtest und auch nie finden kannst! Wir Beid' passen nicht zusammen. D'rum scheiden wir für immer in dieser Stund'! — Ich zieh' wieder hinaus in die weite Welt, um zu singen, oder mit dem Schwert zu kämpfen. Dich aber werd' ich nie wieder in Lust und Freud', Lieb' und Wonne besingen, wohl aber in Schmerz und Traurigkeit. Leb' also wohl

für immer und vergesse nie, daß Kunz von Siebeneck in treuer, wahrer Lieb' an Dir gehangen und Dich für das edelste, höchste und vollkommenste Weib auf dieser Welt gehalten, und daß Du ihm diese seine treue Lieb' zu Dir durch Dein leeres, kaltes Wesen, durch Deine Langweil' und Herzlosigkeit aus seinem Herzen gerissen! Leb' wohl! Leb' wohl für immer! Gott tröst' Dich und sei mit Dir!" —

Mit diesen Worten verschwand Kunz rasch im Dunkeln. Gisla war so erstaunt, daß sie in ihrer ersten Ueberraschung nicht sprechen konnte. Ohne also ein Wort zu erwiedern, ließ sie Kunz scheiden. Nicht viel minder überrascht und erstaunt waren der Burgpfaff, die Zofe und die Reisige. Eine lange Pause entstand. Alle sahen voll Staunen und Bewunderung auf Gisla. Endlich ging diese etliche Schritte näher zum Burgpfaffen und zu ihrer Zofe und sprach:

„Warum staunt Ihr mich so an? Kennt Ihr mich denn nicht mehr?"

Keine Antwort erfolgte und Alle traten um eben so viele Schritte zurück, als ihnen Gisla näher gekommen war; denn sie wußten noch immer nicht recht, ob Gisla ein Gespenst sei oder nicht. Der Burgpfaff griff sogar wieder nach dem Weihwedel und arbeitete mit demselben gegen Gisla los, während er einige unverständliche Worte in den Bart murmelte.

„Was soll Dieß Werk bedeuten?" sagte Gisla fast unwillig. „Seht Ihr denn nicht, daß ich Gisla von Geierhorst, die leibhaftige Tochter Eures Gebieters bin, daß Ihr keinen Geist vor Euch habt und daß ich eben so gut lebe, wie Ihr lebt?"

Darauf ging sie rasch auf die Zofe zu, redete sie an und nahm sie bei der Hand. Zitternd bot diese ihre Rechte dar und rief in ihrer Angst: „Alle guten Geister....!"

„Du siehst also," sprach Gisla zu ihr, „daß ich wirklich noch lebe und kein Geist oder Gespenst bin! Fühl' meine Hand!"

„Ach, gnädiges und hochedles Fräulein," sprach nun der Burgpfaff, „Ihr seid also wirklich kein lauterer Geist, sondern noch am Leben? Gott sei gelobt und gepriesen!"

„Seht her und rührt mich an!" gab Gisla zur Antwort, indem sie ihm beide Hände entgegen hielt.

Der Burgpfaff ergriff sie und sprach den Segen darüber.

„Nun führt mich heim auf die Burg zu meinem Vater!" befahl Gisla.

Ohne Widerred' ward ihrem Willen Gehör gegeben. Schweigend und langsam bewegte sich der Zug. Voran gingen etliche Reisige. Dann folgten Gisla, der Burgpfaff und die Zofe, und hinter ihnen kamen wieder Reisige. Mehr oder minder war es aber den Einen und Andern doch nicht so ganz geheuer auf dem Wege; denn diese wußten, ungeachtet des so eben Geschehenen, noch immer nicht so recht, wie sie daran waren, ob die Grafenstochter lebendig, oder als purer Geist unter ihnen sei.

Indessen war auf der Burg Alles in banger Erwartung. Der Burgvogt und zwei Kriegsknechte standen auf der Wartzinne, um auf Geheiß ihres Gebieters die Zurückkunft des Burgpfaffens und dessen Begleitung zu erspähen und dann zu melden.

Nach einer guten Stunde bewegte sich der Zug durch das Burgthor. Schrecken und Erstaunen erfaßte Die auf der Wartzinne, als sie beim Scheine der Fackeln zwischen dem Pfaffen und der hinkenden Zofe eine Frauengestalt im weißen Gewande einherschreiten sahen.

„Heiliger Gott, steh' uns bei! Sie bringen den Geist mit!" rief der Burgvogt in seiner Angst, und alle Drei liefen, was sie laufen konnten, zu ihrem Herrn in das Gemach, um zu berichten, was sie so eben gesehen.

Bald darauf traten auch Gisla, der Burgpfaff und die Zofe ins Gemach. Als Graf Tycho seine Tochter erblickte, bemächtigte sich seiner ein panischer Schrecken. Voll der größten Furcht und Angst warf er sich verzweiflungsvoll auf die Knie und heulte und winselte: „Gnade, Gnade! Vergib mir, Geist meiner Tochter!"

Gisla trat auf ihren Vater zu, um ihn vom Boden zu erheben. „Ich bin noch am Leben, Vater! Ich bin kein Geist, sondern steh' hier lebendig vor Euch!"

Graf Tycho aber hörte vor lauter Angst und Schrecken kaum, was seine Tochter zu ihm sprach, und jammerte und flehte mit aufgehobenen Händen um Gnade und Schonung fort. Ein eisiger Schauer durchlief seinen Körper, als ihn Gisla bei den Armen faßte, um ihn aufzurichten.

Lange flehte und heulte der alte Greis in seiner Angst und Betäubung noch fort, und Alle, Gisla, der Burgpfaff und die Zofe, mußten ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, bis es ihnen gelang, ihm einiger Massen die Furcht zu benehmen, ihm den Glauben beizubringen, daß Gisla nicht als Geist, sondern wirklich lebend vor ihm sei.

Endlich hörte er auf sie, glaubte und traute ihren

Worten. Und nachdem sich sein arger Schrecken gelegt hatte und er wieder ruhiger geworden war, erzählte Gisla, wie es ihr seit jener verhängnißvollen Nacht, in welcher sie in die Teufelsschlucht gestürzt, ergangen und wie mit ihr Alles bis zu dieser Stunde gekommen sei. Alle, die es hörten, geriethen über diese wunderbare Begebenheit in großes Erstaunen.

Graf Tycho aber lobte und pries Gott, daß es so gekommen und hielt und erfüllte Alles getreulich, was er dem Geist in der Teufelsschlucht durch seinen Burgpfaffen hatte versprechen und verheißen lassen, obwohl er nun gleich einsah und wußte, daß derselbe kein wirklicher Geist, sondern ein noch lebender Mensch gewesen und er also folglich auch nicht schuldig und verpflichtet sein könne, demselben Versprechen und Eid zu halten. Er erbaute in dem schönen, romantischen Thale, in welchem Gisla und Kunz die Höhle bewohnt, ein Kloster sammt Kirche und ließ diese zu Ehren der heiligen Jungfrau weihen. Er that über seine begangenen Sünden reuige Busse und gab den Armen und Nothdürftigen von seinem Hab und Gut.

Gisla ward mit der Zeit ganz andern Sinnes. Sie legte ihren Stolz und Hochmuth ab, gewöhnte sich an ein frommes und demuthsvolles Leben und gab später ihre Hand einem tapfern und rechtschaffenen, aber nicht mit Reichthümern gesegneten Rittersmann. Graf Tycho, ihr Vater, erlebte aber nicht mehr ihren Vermählungstag. Er starb als reuiger Sünder und ward in der Gruft seiner Ahnen begraben. —

Nach einem Jahre kam die Kunde nach Geierhorst, daß Kunz von Siebeneck am fränkischen Hofe in großen Ehren und Ansehen lebe. So war es auch wirklich. In

Friedenszeiten ergötzte er den König und die Königin mit seinem Meistergesang, im Kriege führte er als manniglicher Held das Schwert. Von einem Liebeshandel aber wollte er durchaus Nichts mehr wissen; denn er konnte es nimmer vergessen, daß ihm Gisla nicht Das gewesen, was sie ihm hätte sein sollen, und somit wollte er sich in seinem Leben nicht nochmals von einer Andern täuschen und betrügen lassen.

Möge sich Jeder, dem es etwa in seiner Lieb' einmal eben so ergangen, wie dem Kunz von Siebeneck, an ihm ein Beispiel nehmen. —

Aus dem Leben eines Geizhalses.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte in einem kleinen Städtchen der altbayerischen Lande ein seltenes Muster von einem Geizhalse, Nikolaus Haselwurm mit Namen. Die Leute im Orte aber nannten ihn gewöhnlich den reichen Filznickel. Er hatte sich in seinen frühern Jahren durch allerlei Kauf- und Wuchergeschäfte, durch Handel mit Vieh, Getreide und andern Dingen, bei denen Etwas zu gewinnen war, ungeheure Summen zusammen gescharrt. Diese verwahrte und bewachte er mit der größten Sorgfalt, lebte aber dabei so ärmlich und kümmerlich, daß man hätte glauben sollen, er sei der ärmste Bettler, der je auf der Welt gewesen. Schon sein Aeußeres verrieth, was für ein Gesell er war; denn seine lange, hagere Gestalt, seine große scharfgebogene Nase, seine kleinen, geschlitzten, listigen Augen und langen dürren Finger paßten ganz zu dem Bilde eines Geizhalses.

Seit dem Tode seiner Frau, welche ihm ebenfalls ein schönes Stück Geld als Mitgift zugebracht und schon vor sechzehn Jahren, wie man allgemein sagte, wegen übertriebener Sparsamkeit ihres Ehegemahls von dieser Welt hatte Abschied nehmen müssen, lebte Nikolaus Haselwurm

mit seiner Tochter, die ungemein hold und schön von Angesicht war, und mit einem kleinen, bucklichten Diener in einem alten Häuschen, das dicht neben dem Stadtthore stand, von Außen und Innen aber so herunter gekommen und baufällig war, daß es eher einer Ruine als einer menschlichen Wohnung glich, und Jeder, der es sah, unwillkürlich meinen mußte, es werde kaum mehr den nächsten besten Sturmwind aushalten.

Von seiner selig verstorbenen Frau mochte Nikolaus Haselwurm nicht gerne sprechen. Er lebte nicht glücklich und im Frieden mit ihr, oder eigentlich sie nicht mit ihm. Sie war, wie er oft zu sagen pflegte, keine sparsame Hausfrau, wollte immer sauber und nett gekleidet einhergehen, eine gute Küche halten, ja sogar an Sonn- und Feiertagen ein gutes Stücklein Fleisch und Gemüse dazu essen.

Mit seiner Tochter Annchen war er ebenfalls nicht sonderlich zufrieden. Sie war zwar ein gutes, frommes, sittsames Mädchen; aber in vielen Stücken gerieth sie ganz ihrer seligen Mutter nach; sie hatte nicht den rechten Sinn für Häuslichkeit und Sparsamkeit, wollte auch immer hübsch und zierlich gekleidet sein und sich durchaus nicht mit der Kost begnügen, die einmal im Haselwurmischen Hause eingeführt war.

Dafür aber war Klaus, so hieß nämlich Haselwurms Diener, ganz nach seinem Sinne; er war ihm nicht nur Diener, sondern auch Freund und Gesellschafter und dabei, nach Herrn Haselwurms Meinung und Ansicht, ein wahres Muster von Treue und Sparsamkeit. Was Herr Haselwurm sagte und that, das hielt Klaus für ungemein klug und vernünftig. Begnügte sich der Alte mit geringer,

kaum zur Erhaltung des Lebens hinreichender Kost, so war Klaus mit noch viel Wenigerem zufrieden. Schnitt sich der Alte nur ein paar Bröcklein Brod in die leere Suppe, so nannte dieß Klaus eine heillose Verschwendung, und aß die Suppe ohne Brod, ja sogar ohne sie zu salzen. Zudem wußte Klaus auch, Jahr ein Jahr aus, etwas Nützliches und Kostenersparendes zu thun, diese und jene Nahrungsmittel und zwar auf die allerwohlfeilste Art von der Welt in's Haus zu schaffen. Im Sommer und Herbst sammelte er im Walde draußen Holzäpfel und Holzbirnen, eßbare Schwämme und Beeren, Nüsse, allerlei Wurzel- und Kräuterwerk, auf den Feldern und Wiesen Kamillen und andere der Gesundheit zuträgliche Pflanzen zum Theekochen. Nicht minder verstand er es, Kraut, Rüben, Erbsen, Linsen und noch viele andere Feld- und Obstfrüchte auf eine höchst vorsichtige und wohlfeile Art auf den Aeckern und in den Gärten anderer Leute zu finden und zur Nachtzeit einzuheimsen. Dann war Klaus auch sehr erfinderisch in Zubereitung neuer Speisen und Getränke. So wußte er zum Beispiel aus Hollunder und andern Sorten von Beeren ein sehr schmackhaftes und feines Getränk zu bereiten. Dann erfand er eine neue höchst nahrhafte Suppe, die er Maikäfersuppe taufte. Er sammelte nämlich einen großen Vorrath von Maikäfern, preßte aus ihnen den Saft, vermengte diesen mit Wasser, that Schwämme, Molten oder anderes genießbare Pflanzenwerk dazu, kochte Alles zusammen, und eine höchst kräftige und delikate Speise war fertig. Der Haselwurmische Magen empörte sich anfangs freilich nicht wenig, als diese kräftige Maikäfersuppe in sein Inneres kam, und ein großes Reißen und Krümmen machte sich im Unterleibe fühlbar; aber

nach und nach gelang es dem eisernen Willen des Herrn Haselwurm doch, seine Eingeweide für diese Suppe zum leiblichen Gehorsam zu bringen.

Weil also der bucklichte Klaus ein gar so häuslicher, sparsamer und geschickter Mensch war, so ward ihm vom Herrn Haselwurm auch sammt und sonders die Besorgung des ganzen Hauswesens anvertraut, und ihm überdieß noch, in weiterem Anbetracht seiner großen Geschicklichkeit, das Flicken und Ausbessern der Kleider, Wäsche, Schuhe rc. feierlichst übertragen. Das schöne Annchen durfte Nichts einkaufen, Nichts kochen, überhaupt, was das Hauswesen betraf, durchaus Nichts anrühren. Klaus besorgte Alles in Allem. Wollte sie auch im Hause Etwas zusammen räumen, Tische, Stühle, Geschirre u. s. w. fegen und reinigen, so wurde sie von ihrem Vater jedesmal ausgezankt. „Mit dem einfältigen Geputz und Gefeg' da macht man nichts besser," herrschte er sie an. „Man putzt und fegt immer Etwas weg, und am End' geht die Sache zu Grund. Auch braucht man dazu Putzlappen, Bürsten Seife und Anderes mehr. Woher nehmen und nicht stehlen?" Zankte Haselwurm sein Töchterchen aus, so stimmte auch Klaus demselben stets bei. Dazu war ihm unbedingtes Recht eingeräumt.

Annchen hatte also unter solchen Umständen ein recht hartes, freudenloses Leben. Das gute Mädchen hätte so gerne Haus und Küche bestellt, ihrem alten Vater, den sie ungeachtet der harten Behandlung über Alles liebte, gerne einen guten, nahrhaften Bissen zubereitet, Alles sauber, nett und reinlich gehalten; aber sie durfte und konnte dieß Alles nicht; sie mußte geduldig schweigen, die Hände müßig in den Schooß legen, dabei mit einer höchst ärmlichen

und ekelhaften Kost vorlieb nehmen oder Hunger leiden. Sagte sie Etwas — daß Dieß und Jenes so oder anders sein sollte und könnte, — so wurde sie in der Regel rauh angefahren, ein unüberlegtes, ungerathenes Ding gescholten, das keinen Sinn für ächte Häuslichkeit und Sparsamkeit habe und lieber Alles durch heillose Sucht zur Verschwendung zu Grunde richten möchte. Da weinte Annchen oft in ihrem einsamen Kämmerlein die bittersten Thränen und bat Gott, daß er sich ihrer erbarmen und den harten Sinn ihres Vaters zum Besseren lenken möchte.

Konnte es Annchen zu Hause gar nicht mehr aushalten, so ging sie zu der Frau Nachbarin hinüber, welche mit ihren beiden Kindern, einem hoffnungsvollen Sohne, der Jörg hieß, und einem munteren und hübschen Töchterchen, Elisabeth mit Namen, ein recht stilles und frommes Leben führte und von den Erträgnissen eines hübschen Gütchens, das ihr Eigen war, sich ehrsam und redlich nährte. Da war Annchen stets willkommen und mit Freuden aufgenommen. Mutter, Sohn und Tochter waren dem schönen Annchen ungemein zugethan; sie behandelten sie so, als wenn sie selbst zu ihrer Familie gehörte; denn Alle wußten nur zu gut, wie das arme Mädchen zu Hause von dem geizigen Vater behandelt wurde, und hatten deßhalb mit ihr das größte Mitleid. Kam Annchen, so mußte sie mit ihnen zu Tisch sitzen, und es ward Alles aufgeboten, um sie zu trösten und aufzuheitern.

Annchen und Elisabeth waren bald die innigsten Freundinen und saßen oft halbe Tage beisammen, während sie sich mit Spinnen, Stricken und Nähen beschäftigten und dabei über Dieß und Jenes plauderten. Jörg aber fühlte zu dem schönen Annchen bald mehr, als

Freundschaft in seinem Herzen. Ihr sittsames und bescheidenes Benehmen, ihr klarer, natürlicher Verstand, ihr gutes Herz und ihre seltene Schönheit erweckten in ihm allmälig die zärtlichste Neigung. Er war ganz glückselig, wenn er Annchen sah, wenn er in ihrer Nähe sitzen und mit ihr plaudern konnte. Ihr irgend eine Aufmerksamkeit erzeigen, sie mit einem Blumensträußchen oder mit schönen Früchten aus seinem Obstgarten, den er selbst auf das Sorgsamste pflegte, überraschen zu können, war für ihn die größte Freude, der seligste Genuß. Traf es sich dann und wann, daß Annchen nicht hinüber kam, so ward er ganz traurig und niedergeschlagen; er fühlte von Tag zu Tag immer mehr und mehr, daß nur Anna ihn glücklich machen, und er ohne sie fast nicht mehr leben könne. Auch Annchen ward dem blondlockigen, heiteren Jörg immer mehr und mehr zugethan. Was Jörg für sie fühlte, das wurde bald auch in ihrem Herzen wach. Ein zartes Roth überflog ihre blassen Wangen, wenn er ihr zärtlich die Hand drückte und ihr mit einem Blick, der ihr Alles sagte, offen und klar in's holde Antlitz blickte. Beide liebten sich, ohne daß sie es einander mit Worten gestanden. Beide hatten ein und denselben Wunsch, nämlich, sich zum ewigen Bunde die Hände zu reichen, mit einander in Liebe und Treue zu leben, bis sie der Tod in das Grab rufen werde.

Jörg's Mutter merkte sehr bald, was in den Herzen der jungen Leute vorging; sie sah es aber nicht ungerne, daß es so gekommen, daß ihr Sohn zum schönen Annchen eine so zärtliche Neigung gefaßt hatte. „Was Gott will, soll geschehen," sagte sie. „Annchen ist eine fromme, züchtige Maid, Jörg ein guter, fleißiger Junge. Beide sind wie

für einander geschaffen. Will Jörg die Dirne zum Altar führen, so geb' ich gerne mein Ja dazu, auch dann, wenn der filzige Nickel seinem einzige Kinde keine Mitgift geben sollt'. Gott wird's schon recht machen! Was bisher für uns ausgereicht, das wird auch dann noch langen, wenn Annchen ganz in unser Haus kömmt."

So dauerte es lange fort, bis gegen den Herbst zu. Haselwurm war froh, daß seine Tochter bei der Frau Nachbarin so gute Aufnahme gefunden, daß sie drüben so oft zu Tische geladen wurde, und er folglich zu Hause das Wenige ersparen konnte, was er ihr als Nahrung hätte reichen müssen. Kam Annchen am Abende nach Hause, ohne ihn um ein Stückchen Schwarzbrod, das sonst gewöhnlich ihr Abendessen war, zu bitten, so war er ganz glückselig, wieder eine für ihn so bedeutende Ersparung gemacht zu haben. Je öfter in der Folge Annchen zur Nachbarin ging, und je länger sie drüben blieb, desto lieber war es ihm, einzig und allein aus dem Grunde, um sie zu Hause vom Tische hinweg zu bringen.

Jörg war nun ganz glückselig, daß Annchen täglich kam und oft halbe Tage bei seiner Mutter und Schwester verweilte. Auch wußte er es so gut, wie seine Mutter, warum der alte Filz seiner Tochter die vielen und langen Besuche so gerne erlaubte; aber sie ließen sich's nicht anmerken, um das gute Annchen nicht zu kränken, sondern boten vielmehr Alles auf, um ja dem Mädchen den Aufenthalt bei ihnen recht angenehm zu machen. Besonders war es Jörg, der keine Gelegenheit versäumte, um dem Annchen durch alle möglichen Aufmerksamkeiten zu zeigen und zu beweisen, wie lieb und theuer sie ihm war.

Der Spätherbst war vor der Thür, und draußen pfiff ein rauher Wind durch die mit Reif bedeckten Bäume und Gesträuche über Feld und Fluren. In einem alten, größtentheils schon von Wolle entblößten Schafpelz gehüllt, saß Nikolaus Haselwurm hinter dem Ofen seiner gewöhnlichen Wohnstube, auf einem alten, wurmstichigen und von Klaus schon öfters reparirten Lehnstuhl. Dieser saß neben ihm auf einem niederen, ebenfalls von ihm aus rauhen Brettern zusammen genagelten Bänklein und besichtigte so eben in stummer Ueberlegung einen alten Lederfleck, den er auf das Hintertheil der Haselwurmischen Sonntagshose nähen sollte. Die Hose war schon bedeutend abgenützt und fadenscheinig, aber dessen ungeachtet war sie doch schon seit fünfzehn Jahren die Sonntagshose des Herrn Haselwurm und mußte auch für die Zukunft als Sonntagshose bleiben und gelten. Im Ofen brannte ein schwaches Feuerlein, von dürren Reisern und Laubwerk angezündet. Neben dem Feuer stand ein Topf mit Wasser, in welchem Schwämme und Holzbirnen kochten, oder vielmehr kochen sollten.

Nach einer Weile, während welcher zwischen Beiden kein Wörtchen gesprochen wurde, stand Klaus auf, um nachzusehen, ob der Topf schon im Sieden sei. Mit großer Emsigkeit blies und schürte er das Feuer an, um es mehr in Flammen zu setzen. „Will heut' nicht sonderlich brennen,“ sagte er, indem er sich wieder auf sein Bänklein setzte und seine vorige Arbeit in Angriff nahm. „Es ist heut' kalt draußen und deßhalb möcht' ich Euch gern' einen guten warmen Imbiß vorsetzen.“

„Halt es gerad' nicht für so ersprießlich,“ erwiederte Haselwurm mit hohler Stimme. „Warmes Essen ist dem

Magen eher zum Schaden als zum Nutzen; es macht ihn schwach. — Hast du auch ein Bröcklein Butter und ein wenig Salz in den Topf gethan?"

„Ist nicht von Nöthen," war die Antwort. „Es ist in dem Topf, in welchem ich auch gestern unser Mittagsmahl gekocht, noch ein wenig Fett gehangen; deßhalb hab' ich ihn heut' auch nicht gespült. Das Salz können wir heut' ebenfalls ersparen, dieweilen die Holzbirnlein der Kost einen recht guten, säuerlichen Geschmack geben."

„Recht so, Klaus! Du bist ein gescheider Junge und verstehst das Hausen und Sparen aus dem Fundament. Wohin würd' ich kommen, so ich dich nicht hätt'! Will dich aber auch für deine treuen Dienste belohnen, so mir anders auf dem Sterbebett von dem Wenigen, das ich besitz', noch Etwas übrig bleibt. Darauf darfst du rechnen."

„Dank Euch, Herr, für solch große Güte und Wohlthat! Was Ihr mir zukommen lassen wollt, geräth sicher in gute Händ'. Das wißt Ihr."

„Weiß es."

„Und daß ich Euch dafür bis zu Euerm seligen End', das Gott noch recht viele Jahr' hinaus schieben möcht', mit eben der Treu', Lieb' und Anhänglichkeit dienen will und werde, das wißt Ihr auch."

„Weiß es, Klaus, weiß es! Gottes Lohn soll dir dafür werden!"

„Was ich zu Euerm Glück und Wohlsein zu thun vermag, wird sicher immer geschehen," fuhr Klaus nach kurzer Unterbrechung fort. „Meine Freud' ist nur, so Ihr ein recht glücklich und zufriedenes Leben führen könnt. Es wird Euch auch fürderhin stets immer so zu Theil

werden, besonders, so Gott will, daß Ihr Eure Tochter Anna bald gut versorgen, will sagen, gut verheirathen und folglich, wie Ihr's schon seit Längerem wünschet, aus dem Hause bringen könnt."

„Möcht' das bald so kommen! Aber, aber, es bedünkt mich schier, daß Dieß so leicht nicht gehen wird, und ich ihrer wegen noch viel Verdruß und Aerger hinunter schlucken muß. Sie ist ein ungerathenes Kind, ganz wie ihre Mutter selig. Es kommt nicht leicht Einer, der etwas Tüchtiges hat, und dabei so häuslich und sparsam ist, wie ich und du. Einem Anderen geb' ich sie nicht, außer es kommt Einer, der sie ohne Mitgift nimmt."

„Nun da wär' ja bald geholfen," sagte Klaus, indem er ein schelmisches Lächeln nicht unterdrücken konnte. „Der da drüben, der Jörg, will sie ja, auch wenn sie keine Mitgift bekommt. Ich mein', so ließ sich die Alte, seine Mutter, vor etlichen Tagen bei Euch verlauten."

„Hast deine Ohren nicht gehörig aufgemacht, wie sie da war. Sie ließ sich im Lauf der Red' ganz anders verlauten, und manch bedeutsames Wörtlein wegen der Mitgift fallen. Nichts da! Der bekömmt sie nicht. Glaub's schon, daß es dem lockeren Zeisig drüben und seiner Alten recht wär', so ich ihm die Dirne gäb' und etwan tausend Goldgulden dazu. Die könnt' er dann nach und nach in Saus und Braus durchbringen. Davor behüt' mich der Himmel!"

„Ja, fürwahr, Ihr habt vollkommen Recht! Dieser Jörg drüben ist durch und durch ein recht lockerer Zeisig. Geht der Bursche fast jeden Sonn- und Feiertag in's Wirthshaus, und trinkt einen oder zwei Handhumpen Bier, lacht und singt dabei — und hat dann die Keckheit,

Euch um die Hand Eurer Tochter anzugehen. Es ist zum Todtlachen, so man nur daran denkt."

„Zum Todtärgern ist's eigentlich, so man d'ran denkt! Was meint denn der heillose Verschwender? Ich glaub's, daß es ihn darnach gelüstet, meine sauer und mühesam erworbenen Pfennige zu vertrinken und zu verprassen. Der bekommt sie nicht, sag' ich, und gar Keiner bekommt sie, außer es wär' Einer, der so häuslich und sparsam ist, wie du. — Ja," fuhr Haselwurm nach einer kurzen Pause nachdenkend fort, „ja, wenn du der Mann wärest; aber... aber... es geht nicht..."

Klaus schmunzelte heimlich und blickte mit einer heuchlerischen Miene zu Herrn Haselwurm hinauf, ohne eine Sylbe zu sprechen.

„Aber, es geht nicht," redete Jener nach einigem Schweigen weiter. — „Muß dir's geradeweg sagen, daß ich deiner wegen schon öfters darüber nachgedacht habe. Wenn du nur einiges Vermögen hättest, deinen Buckel aber nicht, und wenn dann meine Tochter nur einigermaßen Neigung zu dir haben würd' und wenn auch dieß Letzt' gerade nicht so wär', so hätt' ich gar nichts entgegen, sie dir zum Weibe zu geben; denn du wärest ganz der rechte Schwiegersohn für mich und der rechte Mann für sie. Du wärest auch ganz der Mann dazu, der sie allgemach herum bringen, will sagen, zur rechten Sparsamkeit anleiten würde. Bei dir würde das Wenige, das sie als Mitgift bekommt, auch schön beisammen bleiben, ja sicher noch um Einiges vermehrt werden, und ich könnte dann dabei getrost und ruhig sterben. Aber, es geht nicht. Auch glaub' ich, daß sie dich nicht nehmen würd'. —"

„Wer mag's wissen, ob es denn doch nicht ginge!"

erwiederte Klaus im unterwürfigen, einschmeichelnden Tone. „Hätt' zwar in meinem ganzen Leben nicht auf solch große Ehre, auf solch seltenes Vertrauen von Eurer Seite zu hoffen gewagt; aber . . . aber, so ich sicher wüßt', daß Euch damit ein sonderlicher Gefallen geschehen würd', so könnten wir's ja doch ein wenig probiren. Ihr wißt, Euer wegen thue ich Alles, auch wenn's dabei mein Leben kosten würd'."

„Weiß es, weiß es, Klaus! Du bist mein einzig wahrer Freund auf dieser Welt."

„Meinen Buckel? Nun, den braucht ja die Jungfrau Anna nicht zu heirathen," fuhr Klaus im vorigen Tone ganz ruhig fort. „Und einiges Vermögen — nun das hab' ich ja auch, so Ihr anders Euer Wort halten und mir das geben wollt, so Ihr mir von Euerm Hab und Gut als Erbtheil versprochen habt . . . ."

„So meinst du?" entgegnete Herr Haselwurm nach einigem Nachdenken. „Du bist fürwahr ein pfiffiger Gesell. Das leidet keinen Widerspruch. — — Nun . . . nun, mir recht! Damit du nun sattsam erkennen kannst, welch großes Stück' ich auf dich halte, und daß es mir bei dieser Angelegenheit vollkommen ernst ist, so verstatt' ich dir's, dein Glück bei der Dirn' zu probiren. Vielleicht geht's, so du ihr allgemach recht freundlich, fein und artig entgegen kömmst und ihr es so dann und wann deutlich vermerken läßst, daß du . . . . Nun Weiteres brauch' ich dir da nicht zu sagen. — Geht's, so hab' ich Nichts dagegen; geht's nicht, nun dann geht's vielleicht auf eine andere Weis'. Ich glaub' aber immer, es geht nicht —."

„Ich will's doch probiren, weil Ihr's so wünschet," sprach Klaus mit gedämpfter Stimme und über diesen

unerwarteten Antrag ganz freudig gestimmt. „Wer vermag's zu wissen, ob's nicht geht? Mit Gottes Hilf' kann man oft feste Mauern einrennen."

„Ja, aber nicht deinen festen Buckel. Probir's, sag' ich dir nochmals; aber geh' es fein und pfiffig an!"

„Verlaßt Euch d'rauf! Wißt ja, daß Klaus kein Dummkopf ist —." Nach noch einigem Hin- und Herreden stand Klaus auf und holte den Topf aus dem Ofen. „Der Imbiß ist fertig und die Mittagszeit auch nicht mehr fern," sagte er, indem er mit einem hölzernen Stäbchen den Inhalt des Topfes umrührte und mit sorgsamer Miene prüfte.

Beide setzten sich dann zu Tische. Haselwurm lächelte wohlgefällig in den Topf hinein, rührte und blies das Gebräu mit großer Emsigkeit und athmete mit vielem Appetit den warmen Dampf ein, der aus demselben entströmte. „Es schmeckt köstlich!" murmelte er, während er den ersten Löffel voll im Munde verarbeitete. „Nur das Säuerliche daran könnte ein wenig anders sein."

„Das dünkt mich gerad' das Best' daran," sagte Klaus, indem er den ersten Bissen, den er mit einem hölzernen Löffel aus dem Topf geholt, mit der Miene eines Kenners auf der Zunge prüfte. „Uebrigens, wenn Ihr meint, so kann ich ja noch fünf oder sechs Körnchen Salz . . . ."

„Laß das gut sein! Das Salz ist theuer," unterbrach der Alte Klausens Rede. „Es schien mir nur der erste Löffel so. Jetzt mundet mir's schon besser."

„Herrlich schmeckt's! Wahrlich eine kräftig nahrhafte Kost!" näselte Klaus, einen Löffel voll in einiger Entfernung von seinem Munde betrachtend.

„Muß dir nun selbst beistimmen," sagte Herr Haselwurm. „Es ist eigentlich schad', daß wir Zwei ein so gutes Essen genießen."

„Und doch würde Jungfrau Annchen, wenn sie da wär', es nicht so gut finden."

„Die leichtsinnige Dirn'!" grollte Haselwurm. „Red' mir nur jetzt nicht davon! Es könnt' mir sonst vor Aerger aller Appetit vergehen. Wir wollen das Leckermaul für unsere Kost schon noch zahm und fügsam machen. —"

„Ja, das wollen wir," schnurkelte Klaus in den Topf hinein. „Es schmeckt mir immer besser!" setzte er nach einer Pause bei.

„Mir auch, ich muß es sagen," lallte Haselwurm, seinen Bissen im Munde kauend.

„Und wenn man bedenkt, daß uns dieser schmackhafte und nahrhafte Imbiß kaum auf einen Pfennig zu stehen kömmt, so muß man fürwahr männiglich staunen, wie außerordentlich billig und wohlfeil wir zu leben und uns sammt Dem doch die feinsten und delikatesten Bissen zu verschaffen wissen."

„Das können aber auch nur solche Leute, wie wir sind, Klaus! Preisen wir uns deßhalb auch glücklich, und lassen wir uns dabei unser behäbiges und angenehmes Leben recht wohl schmecken."

Kaum hatte Haselwurm diese Worte gesprochen, als sie draußen vor der Thür mit zitternder Stimme das Vater unser beten hörten. „Schon wieder der blinde Veit!" rief Klaus.

„Der alte Lump kommt immer wieder, obwohl er schon über ein Jahr keinen Bissen mehr vor meiner Thüre bekommen hat," fuhr Haselwurm zornig auf. „Ich glaub'

faſt, er will mich foppen. Es iſt zum Todtärgern! Nicht einmal beim Eſſen hat man vor dem verdammten Bettelvolk Ruhe! Geh' und jag' ihn weiter!"

„Der ſoll mir nicht wieder kommen!" grunzte Klaus, indem er raſch zur Thür rannte, dieſe aufriß und dann im barſchen Tone dem blinden Bettler zurief: „Mach' gleich, daß du weiter kommſt, alter Spitzbube! Wir haben Nichts für ſolch lauſiges Bettelvolk. Gleich weiter und komm' nicht wieder, ſonſt nehm' ich den Stock!"

Der blinde Bettler, der kaum nothdürftig mit etlichen alten Fetzen bekleidet war und am ganzen Leibe vor Froſt zitterte, hatte ſein Gebet noch nicht vollendet, als ihm Klaus dieſe harten Worte zurief; er hielt einen Augenblick inne und lenkte ſeine blinden Augen nach der Richtung, von welcher die Worte kamen. Dann wankte er, tief ſeufzend und ohne eine Sylbe zu erwiedern, an ſeinem Stocke müheſam und langſam von dannen, laut und faſt in einem geiſterartigen Tone weiter betend: „Gib uns heut' unſer täglich Brod und vergib uns unſere Schulden, ſo auch wir vergeben unſern Schuldigern . . ."

Nach dieſer Unterbrechung ſetzte ſich Klaus wieder an den Tiſch. „Kann Nichts mehr eſſen vor lauter Aerger über den unverſchämten Bettler," ſagte er, und legte ſeinen Löffel bei Seite. „Laßt Euch den Imbiß nur allein brav ſchmecken."

„Das werd' ich auch," lallte Herr Haſelwurm, während er die kaum geſottenen Schwämme zwiſchen den Zähnen kaute.

Mit gieriger Haſt wurde vom Herrn Haſelwurm der Reſt aus dem Topf geholt und dann dieſer mit einem Schnittchen Schwarzbrod ſauber ausgeſtrichen.

Als das Mahl vollendet war, sagte Haselwurm zu Klaus: „Will jetzt in mein Kämmerlein gehen, um mein Morgengebet nachzuholen. Ging mir heut' früh das Beten nicht sonderlich zusammen. Du kannst einstweilen das Lederzeug auf meine Hose nähen.“

Mit diesen Worten trippelte Herr Haselwurm zur Thür hinaus.

Klaus blieb horchend stehen, bis er draußen das Auf- und Zuschließen zweier Schlösser vernommen hatte. Dann warf er mit höhnischem Gelächter die Hose in einen Winkel, ging zum Schranke, schnitt sich von einem halbweißen Brod ein tüchtiges Stück ab, und bestrich dieses dick mit frischer Butter. Lachend und mit großer Begierde ward das Butterbrod hinter dem Ofen, in welchem er ein größeres Feuer anschürte, verzehrt.

„Welch ungemein große Dummheit doch in dem alten Filz steckt!“ sprach er nach einer Pause vor sich hin. „Meint der Thor wirklich, ich begnüg' mich allen Ernstes mit so elendiglicher Kost, ich leid' Hunger und Frost seiner wegen und aus purer Neigung zur Sparsamkeit, ich bin ein eben so filziger Tropf, wie er? Ist schon recht so, daß er so von mir denkt und glaubt. Das beweiset, daß ich ein schlauer Gesell bin, der sich zu verstellen, seine Rolle gut und fürsichtig zu spielen weiß. Es ist fürwahr keine Kleinigkeit, sich nach dem Willen und in die Launen eines solch schmutzigen Geizhalses zu fügen, selbst einen ächten Geizhals zu spielen. — Aber nur Geduld, Klaus! Der versprochene Antheil von der Erbschaft kann dir nicht ausbleiben; er ist dir sicher. Der alte Thor ist ganz in deiner Gewalt, und daß er sich aus lauter Geiz bald zu Tod hungert, ist nicht minder gewiß. Recht so! Einem

solchen Narren gehört nicht mehr. — Ha, wie klug ich mir sein Vertrauen zu erschleichen weiß, wie gut sich Alles zu meinem Vortheil fügt! — Er will sogar, daß ich seine Tochter heirathen soll. Auch recht so! Da bekomm' ich dann all sein Geld zusammen. Welch angenehmes Leben will ich mir dann mit diesem Geld' verschaffen! — Recht so, Klaus! Hast es sauer genug verdienen müssen. — Hab zwar weder Lieb', noch Neigung zu der schmächtigen, käsbleichen Dirn'! aber das Geld . . das viele Geld . . . Nur zu, Klaus! Sei gescheid', nimm' das Geld und das schmächtig Ding dazu! Kannst in deiner Lag' wahrhaftig nichts Besseres thun. — — Will doch nachsehen, wie der alte Filz wieder in seinen Geldsäcken herum klaubt. — Er will mir weiß machen, daß er in seinem Kämmerlein betet. Ha, du alter falscher Wicht du! Ich kenn' dein Gebet schon! — — Es ist köstlich, daß er meint, ich glaub's fest, er betet in seinem Kämmerlein! Wenn er's wißt', daß ich ein Löchlein durch die Thür gebohrt . . . .?! Nur zu, Klaus! Der Geiz soll leben! Er bringt dir Hab und Gut, und bald ein glücklich, heiteres Leben! —"

Nachdem Klaus dieses Selbstgespräch vollendet hatte, verließ er die Stube und schlich sich leise und vorsichtig an die Thür zum Kämmerlein. Vor derselben angelangt, horchte er einige Minuten lange. Es ließ sich Nichts hören, als dann und wann ein leises Gepolter. Dann ließ er sich auf die Knie nieder, und blinzelte mit zurückgehaltenem Athem durch das kleine Löchlein, welches er, um es weniger bemerkbar zu machen, ganz unten durch die Thür gebohrt hatte.

Haselwurm hob drinnen im Kämmerlein so eben mit großer Emsigkeit einen kleinen Altar von einer hohen und

länglichten Truhe herab, welche um und um mit einer schwarzgrauen, bis auf den Boden herabhängenden Decke verkleidet war, und welche gleichsam als Unterbau des Altares dienen mußte. Als das Altärchen weggeräumt war, schloß er langsam und vorsichtig, um ja kein Geräusch zu verursachen, den Deckel der Truhe auf, holte aus dieser zwei schwere, eiserne Kästchen und stellte sie auf einen neben der Truhe stehenden Tisch. Dann zog er einen kleinen Bund Schlüssel aus der Tasche und öffnete mit demselben die dreifachen Schlösser der Kästchen.

Freudentrunken und mit unaussprechlichem Wohlbehagen sich die Hände reibend, senkte nun Haselwurm seinen gierigen Blick in die geöffneten Kästchen, bald in dieses, bald in jenes. „Guten Morgen, herzliebste Kindlein!“ lallte er mit bebender, kaum vernehmbarer Stimme in die Kästlein hinein. „Habt ihr gut geschlafen, ihr feinen, zuckersüßen Büblein?! Komm doch heraus, du nettes, liebes Tausend Goldgulden-Männlein und laß dich recht fein herzen und küssen!“ fuhr er dann im seligsten Entzücken fort, während er einen voll gefüllten Sack aus einem der beiden Kästchen hob und ihn, wie eine zärtliche Mutter ihr neugebornes Kind, auf beiden Armen wiegte, bald an sein Herz drückte, bald wieder mit Küssen bedeckte.

Mit ähnlichen Schmeicheleien und Liebkosungen holte er einen Geldsack nach dem andern aus den Kästchen. Bald standen zwanzig Säcke, jeder mit Tausend Goldgulden gefüllt, auf dem Tische. „Alle in bester Ordnung und wohl erhalten!“ lallte er in der zärtlichsten Stimmung weiter. „Alle seid ihr meine lieben Kinder und ich euer zärtlicher Vater, der euch mit vieler Müh' groß gezogen, der mit aller Lieb' an euch hängt bis in den Tod! —

Ja, bis in den Tod seid ihr mein . . . . und auch dann noch . . . . in alle Ewigkeit! Ich laß euch nicht mehr aus meinen Händen. Ihr seid mein, ewig mein, und soll ich einst in's Grab steigen, so müßt auch ihr neben mir im Sarge ruhen. — Außer mir sollt ihr keinem Menschen auf der Welt mehr zu Eigen werden, auch meiner ungerathenen Tochter nicht, nein, auch dieser nicht . . . . Hm, hm . . . . ein Paar Hundert soll sie doch . . . . Muß doch ein wenig christlich denken. Sie ist doch mein Kind, obschon sie . . . . Nun, vielleicht . . . . will sehen, wie mich's mit der Zeit bedünkt. — Aber Klaus, der dumme Wicht, soll von euch nie einen Antheil haben. Soll's nur fein glauben, was ich ihm versprochen; es ist zu meinem Nutzen. Ich brauch' den Burschen und deßhalb muß ich ihn mit solch' Versprechungen an mich ködern, damit er mir um so treuer und fleißiger dient."

„Ha, steht's so, alter Spitzbube!" knirschte Klaus draußen vor der Thür leise vor sich hin. „Da muß ich schon sehen, wie ich auf eine andere Weis' zu meinem Antheil gelang'."

„Auch meiner Tochter wegen soll dem dummen Gauch das Maul sauber bleiben," murmelte der Alte drinnen fort. „Sie wird ihn nie nehmen, den häßlichen Buckel, und wenn auch, so bekäm' er doch Nichts von meinen schönen Goldfüchslein. — Wie keck und frech doch der Bursche ist? Er macht sich wirklich die Hoffnung, daß ich ihn mit einem Theil meines Geldes in's Testament setz', und daß er den andern Theil mit der Hand meiner Tochter bekömmt? Du frecher, kecker und nichtsnutziger Halunke, du!? — Soll sich nur gute Hoffnung machen! Für so

einen Burschen ist sie immerhin auch Etwas werth. Was will so Einer mehr verlangen?" —

„Wart, alter Satanas, will dir's schon zeigen, was ich mehr verlang'!" zischte draußen Klaus voll Wuth und Zorn wie eine giftige Schlange. „Wart, du sollst an Klaus denken! Ich will dich meine Rache fühlen lassen, wie noch nie . . . ."

Klaus unterbrach sich selbst; denn drinnen im Kämmerlein ließ sich bereits wieder Haselwurm's Stimme vernehmen. „Wozu mich aber da wegen eines solchen Dummkopfs lange ärgern?" hallte es leise durch die Thür und an Klaus Ohren. „Bin ich nicht ein rechter Narr, so ich mich da mit widerlichen Grillen quäl', wo ich meine größte Lust und Freud' kann haben? Drum weg mit solch' närrischem Zeug! Will mich mit euch, ihr meine prächtigen Jungens, unterhalten, mit euch mir ein köstlich Stündlein verschaffen! Vor Allen aber kommst heut' du daran, du mein jüngstes, fein geartetes Goldsöhnlein! Mit dir will ich heut' zuerst spielen und tändeln, zu meiner größten Lust und Freud'!"

Mit diesen Worten öffnete Haselwurm einen Geldsack, und zwar denjenigen, welchen er in letzterer Zeit durch seine unsauberen Spekulationen und maßlosen Wuchereien gefüllt hatte. Mit unbeschreiblichem Entzücken holte er die blanken Goldstücke aus dem Sacke, wiegte sie in seiner knöchernen Hand und ließ sie dann durch die dürren Finger auf den Tisch gleiten, bis das ganze Tausend hingezählt war. Dann nahm er wieder ein Stück nach dem andern in die Hand, beliebäugelte es, während er die Freuden seines Herzens durch allerlei Ausrufe und Schmeichelworte entströmen ließ. „Welch' schönes, blankes Gold!" lallte

er unter Anderm. „Alle ächt und unbeschnitten, alle vom rechten Schrot und Korn! Welch' herrliche Dinge kann sich doch der Mensch verschaffen mit solch' vielem, schönen und prächtigem Gold! Ehren und Würden, Schlösser und Paläste, Land und Leute, ein Fähnlein Lanzknechte in blanker Rüstung, Alles und Alles steht dem zu Gebot, der mit Gold heraus rücken kann. — Der Klügste aber wirft sein Gold nicht für solch' vergängliche Dinge hin, sondern behält es in seinem Säckel und freuet sich, daß er es täglich in Augenschein nehmen, täglich zählen und bewundern kann. Ha, das ist eine Lust und Seligkeit, die ich um Nichts in der Welt vertauschen möcht'!" —

Mit kindischem Wohlgefallen und wie zum Gebete die Hände in einander gelegt, betrachtete er noch eine Weile die blanken Goldstücke. Dann sammelte er sie wieder in den Säckel und zählte, unter fortwährenden Herzensergießungen, die ihm seine Freude über den Besitz einer solchen Menge Goldes entlockte, das nächste Tausend auf den Tisch hin. Um aber seine Lust und Freude auf das Höchste zu steigern und sich, wie es schon öfters geschehen, wieder einmal eine recht entzückende Augenweide zu verschaffen, band er nach und nach alle Geldsäcke auf. Haselwurm war ganz außer sich vor Freude, als er seinen gierigen Blick von einem Sack auf den andern wandern ließ. Nur das höchste Maß des Geizes vermag in der Seele des Menschen ein solch' sehnsüchtiges und habgieriges Verlangen nach Geld, ein solch' freudiges Entzücken zu erwecken, welches der filzige Haselwurm in diesem Augenblicke empfand und durch Worte, Mienen und Geberden kundgab.

Aber auch Klaus, der vor der Thür draußen noch

immer auf seinem Posten stand, oder vielmehr auf dem Boden kniete und mit gierigem Blicke durch das Löchlein das Gebahren seines Herrn verfolgte, gerieth nach und nach in eine ganz fröhliche Stimmung. Er wußte nun, wie der Alte gegen ihn gesinnt war, und was er von ihm zu erwarten habe. Das brachte nun bei Klaus eine sehr rasche Sinnesänderung hervor. Sich an dem alten Geizhals zu rächen und den Antheil, den ihm derselbe von seinem Gelde als Erbschaft versprochen, sich selbst anzueignen, und zwar ganz eigenmächtig und sobald als nur immer möglich, das waren die Gedanken, welche dem Klaus durch den Kopf fuhren, und über die er bereits brütete. Nur über die Art und Weise, wie das Eine und Andere durchzuführen sei, war er noch nicht einig. Aber daß er das Eine wie das Andere vollbringen werde, darüber ward bald fester Entschluß gefaßt.

Während nun der Alte drinnen über den Besitz seines Geldes sich erfreute und sich in den seligsten Gedanken wiegte, daß es ganz allein ihm gehöre, und er sich ewig nie davon trennen werde, studirte draußen Klaus darüber nach, wie er es angehen sollte, um sich eines Theiles der Haselwurmischen Schätze zu bemächtigen.

Eine gute Weile rumorte drinnen der Alte mit seinem Gelde noch so fort. Und je mehr er die blanken Goldstücke betrachtete, sie hin- und herzählte, desto mehr steigerte sich auch seine Freude. Der Gedanke, so viel schönes Gold sein Eigen nennen zu können, begeisterte seine habsüchtige, geizige Phantasie auf das Höchste, machte ihn fast närrisch.

Klaus setzte draußen vor der Thür mit höhnischer Miene seine Beobachtungen fort und freute sich ebenfalls

nicht wenig; denn es war bei ihm bereits fest beschlossen, sich heimlicherweise des vielen Goldes, oder doch wenigstens der Hälfte desselben zu bemächtigen und sich so an seinem filzigen Herrn zu rächen.

Auf einmal ertönte auf der Straße ein wilder Lärm, darunter bald Trompetenschall und Trommelschlag. Erschrocken hielt Herr Haselwurm inne und spitzte die Ohren. — Klaus fuhr ebenfalls rasch in die Höhe und eilte zur Hausthüre hinaus, um nachzusehen, was es gäbe, während Haselwurm in seiner Kammer schnell an das mit einem Gitterwerk wohl verwahrte Fenster fuhr und seine lange gebogene Nase zwischen den Vorhängen, die wahrscheinlich einst grün gewesen, auf die Gasse hinausstreckte. — Sein Schrecken wuchs noch mehr, als er eine große Schaar Lanzknechte erblickte, welche raschen Schrittes durch das Thor des Städtchens herein, und mitten durch die Gasse auf den Marktplatz zu marschirte. Es waren meistens wild aussehende Leute, Alt und Jung unter einander, Alle mit rostigem Rüstzeug angethan, mit Hackenbüchsen, Hellebarden und Spießen bewaffnet und mit langen Schwertern an der Seite.

Die Schaar, welche aus ungefähr vierhundert Mann bestand, kam so unvermuthet und unerwartet in das Städtchen, als wäre sie plötzlich aus dem Erdboden gestiegen. Kein Mensch hatte zuvor ihr Herannahen bemerkt. Niemand wußte, woher so plötzlich das Kriegsvolk gekommen sei. Nur so viel ward bald wahrgenommen, daß diese rauhen Kriegsknechte vom Kopf bis zum Fuß Schweden und nicht als Freunde, sondern als Feinde in die Stadt gekommen seien. Allgemeiner Schrecken verbreitete sich im ganzen Städtchen. Wie ein Lauffeuer ging's rasch von

Mund zu Mund. Mit dem Rufe „der Feind kommt! die Schweden, die Schweden!!" lief Alles, Jung und Alt, vor Furcht und Angst in die Häuser und drinnen an die Fenster, um den Einzug der Kriegshorde zu schauen, und wer an Hab und Gut etwas Werthvolles und leicht Rettbares hatte, der dachte schnell daran, wie er es am Besten vor Feindes Gewalt schützen und vor den Augen der wilden Kriegsgesellen verbergen könne.

Aber Niemand im ganzen Städtchen ward bei dem Anblick des hereinziehenden Kriegsvolks so in Furcht und Schrecken gejagt, wie Nikolaus Haselwurm in seinem Kämmerlein. „Jesus, Maria! Ha, ha, Kriegsvolk! Vermaledeites Gepack!" keuchte und stöhnte er in Angst und Wuth und sprang, wie ein angeschossener Eber, auf den Tisch zurück. In wilder Hast und unter fortwährendem Stöhnen und Winseln räumte er das auf dem Tische ausgebreitete Geld zusammen. In der Eile wischten ihm einige Goldstücke auf den Boden. Es klirrte und polterte in allen Winkeln umher. Jach fuhr er nieder, um das Geld wieder aufzuheben. Je eiliger und gieriger er aber nach den Goldstücken haschte, desto weniger gelang es ihm, sie zu finden. Endlich hatte er die Ausreißer alle erwischt. Er sprang wieder auf, stieß aber in der Eile mit dem Kopfe so gewaltig an den Tisch, daß dieser mit sammt allem Gelde unter furchtbarem Gepolter und Geklirr umstürzte, und Haselwurm, vom heftigen Stoße ganz betäubt und fast besinnungslos, ein Paar Schritte zurück taumelte und dann auf den Boden niederpurzelte. Wie eine Furie sprang er wieder auf, taumelte keuchend und stöhnend um den umgeworfenen Tisch, schlug sich mit beiden Fäusten an die Stirne, zauste und riß wie ein

Wahnsinniger in seinen Haaren, und stürzte dann wieder, also bereits zum Drittenmale, auf den Boden nieder. Auf allen Vieren krappelte er nun auf dem Boden umher und raffte mit wilder Gier das in Masse herumliegende Gold zusammen.

Aber kaum hatte er die beiden Kästchen zurecht gestellt und einiges Gold in dieselben geworfen, so polterte es draußen heftig an der Thür. Dabei ließ sich Klausens kreischende Stimme vernehmen. „Herr, Herr!“ schrie dieser, indem er kaum ein höhnisches, boshaftes Gelächter unterdrücken konnte. „Bester Herr Haselwurm! He, hört Ihr denn nicht?“ fuhr er zu schreien fort und polterte dabei noch heftiger als zuvor an die Thür.

„Was . . . was gibt's? Was willst?!“ stöhnte es von Innen mit zitternder und kaum hörbarer Stimme heraus.

„Herr, der Feind, die Schweden! Macht schnell auf! Kommt heraus!“

„Zum Satan jetzt! Geh' und laß' mich!“ knirschte Haselwurm wüthend seinem Diener entgegen.

„Hört mich an, Herr! laßt das Beten sein jetzt!“ spottete Klaus mit höhnender Freude weiter. „Der Feind ist in der Stadt! Alles soll zu Grunde gehen. In wenigen Augenblicken wird Alles ausgeplündert, Alles in Feuer und Brand gesteckt; Alles soll über die Klinge springen. Alles . . .“

„Zum Satan soll Alles springen! Laß' mich in Ruh' jetzt, in aller Teufel Namen! Geh'!“

„Was soll ich denn thun?“

„Räum' vorn Alles schnell zusammen . . . in der

Stube, Küche . . . überall . . . Alles, so von Werth ist! Schnell, sag' ich!"

„Gut. — Soll ich auch die Jungfrau Anna schnell holen?"

„Laß' die Dirn'! Die plündert uns Niemand . . ."

„Aber die Leut' nehmen Alle Reißaus . . . Sollen wir nicht auch . . .?"

„Wir . . . wir bleiben!"

„Wenn aber Alles zu Grund' geht?"

„So gehen wir auch mit zu Grund'. Jetzt geh' und thu', was ich dir geheißen! Alle Heilige . . . Donnerwetter! Mach' schnell! Komm' auch bald. Hab' hier noch Einiges einzupacken . . . Schnell, sag' ich!"

Klaus entfernte sich. Er ging in die Wohnstube, packte in Eile etliche der besseren Kleidungsstücke und ein Paar kupferne Küchengeschirre in einen Bündel zusammen, warf diesen in eine Ecke und stellte sich hinter die Stubenthür, welche er ein wenig geöffnet, auf die Lauer.

Nach einigen Augenblicken schlich Haselwurm, mit einem Kästchen unter dem Arm, aus dem Kämmerlein, schloß die Thür desselben hinter sich rasch zu, und rannte in größter Eile die Kellertreppe hinab. Bald keuchte er wieder herauf, tummelte sich in das Kämmerlein, kam aber gleich wieder mit einem zweiten Kästchen unter dem Arm zum Vorschein und trippelte mit derselben Hast, wie zuvor, die Kellertreppe hinab. Mit eiligen Schritten stolperte er zum Drittenmale herauf und keuchte und schnaubte in die neben der Kellerthür befindliche Rumpelkammer. In einem Nu kam er wieder heraus, und flog, mit Schaufel und Spaten versehen, die Treppe hinab.

Das Alles ging mit bewunderungswürdiger Schnel-

ligkeit vor sich. Dem schlauen Klaus ward nun bald klar, was dieses Gerenn und Gelauf seines Herrn zu bedeuten habe. Er blieb noch einige Minuten hinter der Thür stehen, um abzuwarten, ob Haselwurm nicht noch einmal herauf kommen werde. Da dieß nicht der Fall war, schlich er auf den Zehenspitzen seinem Herrn nach und blieb auf der untersten Stufe der dunklen Kellertreppe stehen, um unbemerkt seine Beobachtungen fortsetzen zu können.

Haselwurm war unten im Keller bereits in größter Thätigkeit. Wie eine hungrige Hyäne, die sich ein todtes Aas als Leckerbissen aus der Erde scharrt, arbeitete der alte Filz in einem abgelegenen Winkel des Kellers ein Loch in den Boden, theils mit Schaufel oder Spaten, theils mit den Händen, und warf und schleuderte nach allen Seiten das aufgewühlte Erdreich empor. Dabei ächzte, schnaubte und stöhnte er so gewaltig, daß es weithin ertönte, und man hätte meinen können, es sei Einer da unten, der unter den gräßlichsten Schmerzen seinen Geist aufgeben müßte. Mit höhnischer Freude sah Klaus seinem Herrn bei dieser Arbeit zu.

Endlich, nach ziemlich langem Arbeiten und Wühlen, warf Haselwurm Schaufel und Spaten bei Seite. Das Loch schien ihm tief genug zu sein. Er hielt einen Augenblick inne und betrachtete es. Dann nahm er die beiden Kästchen und versenkte Eines nach dem Andern. „Ha, ha, ganz recht!“ stöhnte er mit leiser Simme. „Da vermag's der Satan zu finden . . .“

„Er findet es doch!“ murmelte Klaus für sich hin. Nun begann Haselwurm das Loch wieder mit dem herausgeworfenen Erdreich zu füllen. Mit großer Hast und Eile

machte er sich wieder an die Arbeit. Aber kaum war das Loch bis zur Hälfte gefüllt, so ward er zu seinem größten Aerger und Schrecken plötzlich an der Arbeit unterbrochen. Der boshafte Klaus konnte sich nämlich nicht enthalten, seinen Herrn auf's Neue zu ärgern und in Zorn und Furcht zu jagen.

Um Dieß auszuführen, schlich er leise etliche Stufen über die Treppe hinauf, polterte dann zum Scheine laut wieder über dieselbe hinab und eiligst auf Herrn Haselwurm zu.

Dieser wühlte und schaufelte mit solchem Eifer fort, daß er den Herankommenden weder hörte noch sah. „Soll ich Euch nicht helfen?" fragte Klaus nach kurzer Pause rasch und in einem heuchlerisch zutraulichen Tone.

„Jesus, Maria!" schrie Haselwurm heftig erschrocken auf, ließ die Schaufel plötzlich aus der Hand fallen und fuhr mit einem Satze in das noch nicht ganz eingefüllte Loch. „Du bist's, Klaus . . . he, du? — Was, was willst? Geh' . . . geh' zum Henker! Kannst mir da nichts nützen. Hab' da schnell ein Paar Kleinigkeiten verscharrt, weiter Nichts. Geh' und räume oben Alles bei Seite!"

„Ist schon geschehen," sagte Klaus gleichgiltig. „Soll ich etwan Alles runter bringen?"

„Nichts, gar nichts bringst runter!" brummte Haselwurm. „Müssen das Zeug wo anders verstecken. Geh' . . . weiter! Ich komm' gleich nach . . ."

Im nämlichen Augenblicke rief oben in der Hausflur und über die Kellertreppe hinab eine weibliche Stimme: „Vater! Vater! Wo seid Ihr denn? Vater! Vater!"

„Geh' jetzt, sonst kommt die Hexe auch noch herab!" herrschte Haselwurm im größten Aerger dem Klaus zu.

„Beim Satan, geh' schnell und sag' ihr, ich komm' gleich . . .!"

Ohne eine weitere Widerrede zu machen, kehrte Klaus um und eilte, sich scheinbar willig den Befehlen seines Herrn fügend, rasch über die Treppe hinauf.

„So ist's recht, alter Dummrian!" murmelte er leise für sich hin. „Gewonnenes Spiel! Hättest mir das Geldnestlein gar nirgends besser hinbauen können. Will's schon gehörig ausheben. — Die Thür zum Keller wird er zwar sorgfältig verschließen und verrammeln. Aber das thut nichts. Unser Einer weiß, daß man auch durch ein Loch in den Keller gelangen kann. —"

Während sich Dieß im Hause des Herrn Haselwurm zugetragen, hatte sich bereits die Kriegsschaar auf dem Marktplatze aufgepflanzt. Keine neugierigen Zuschauer versammelten sich um dieselbe. Alles blieb in den Häusern und wartete mit ängstlicher Besorgniß, was da kommen und geschehen werde.

Der Anführer der Truppe, ein starker, hochstämmiger und äußerst wild aussehender Kriegsgesell, war eben im Begriffe, zehn Mann mit einem Trompeter auf das Rathhaus zu schicken, um dort den Bürgermeister aufsuchen zu lassen, als dieser, in Begleitung mehrerer Magistratspersonen, selbst über den Marktplatz daher kam. Langsam und bedächtlichen Schrittes näherten sich die Herren des Magistrats den Kriegern und begrüßten den Befehlshaber derselben mit geziemender Ehrerbietigkeit. Mit kaltem, trotzigem Ernst ward von Seite des Anführers der Gruß erwiedert. „Seid freundlichst willkommen in unserm armen

Städtlein, edle und ehrenfeste Herren!" sprach dann der Bürgermeister mit fester Stimme. „Was wir zu Eurer Pfleg und anderweitigen Bequemlichkeit zu bieten vermögen, soll gern und willig geschehen."

„Will's verhoffen und zwar zu Euerm Nutz und Vortheil," gab der Anführer kurz zur Antwort. „Was ich will und verlang', mögt Ihr sogleich in kurzen Worten vernehmen. Höret! Für's Erste verlang' ich für mich und meine Leute gute und erkleckliche Bewirthung und Verpflegung, für's Zweite bis nach Sonnenuntergang 3000 Goldgulden als Brandschatzung. Nun wißt Ihr's. Richtet Euch also darnach!"

Mit panischem Schrecken vernahmen die Herren der Stadt diese ungeheure Forderung. Der Bürgermeister versprach, daß in Betreff einer guten und erklecklichen Verpflegung Alles aufgeboten werden sollte, was das Städtlein vermöge; er müsse aber ganz offen und aufrichtig bekennen, daß die gesammte Einwohnerschaft gegenwärtig nicht so vermögend und folglich im Stande sei, eine so hohe Summe Geldes zusammen zu schießen und zu erlegen. Mit den eindringlichsten und lebhaftesten Worten schilderte er die Armuth des Städtleins, dann all' die harten Zeiten, welche die Einwohner während der langen Kriegsläuften schon hatten durchmachen müssen, und bat am Ende um gnädige Erlassung dieser harten, für das Städtlein rein nicht zu erschwingenden Strafe. Der Kriegsmann hörte aber nicht auf die Worte des Bürgermeisters, sondern verlangte mit barschen Worten die unbedingteste und schleunigste Erfüllung seiner Forderung. „Wenn bis am heutigen Abend die 3000 Goldgulden nicht erlegt sind," drohte er, „so lasse ich ohne Weiteres das ganze Nest

plündern und am nächsten Morgen, bevor wir von dannen ziehen, an allen vier Enden in Brand stecken. Keine Gnade und Schonung, so auch nur ein einzig Gülderlein an der verlangten Summe fehlt! Nun wisset Ihr meinen Willen. Wehe Euch, so Ihr dawider handelt!!"

Traurig und niedergeschlagen begaben sich der Bürgermeister und die Magistratsräthe auf das Rathhaus zurück. Das Erste, was geschah, war, das Kriegsvolk in gutes Quartier zu bringen und, so weit es in der Eile geschehen konnte, für die möglichst beste Bewirthung desselben zu sorgen. Dann ward darüber Rath gehalten, wie es anzustellen sei, um die geforderte Summe bis nach Sonnenuntergang herbei zu schaffen. Da ward Vieles hin- und hergeredet, aber Keiner wußte in dieser großen Noth einen ersprießlichen Rath zu geben, Hilfe und Rettung zu schaffen. Endlich, nach langem Sinnen und Rathen, ward beschossen, die gesammte Bürgerschaft zusammen zu rufen, ihr über den Stand der Dinge angemessenen und eindringlichsten Vortrag zu halten und sie zur schleunigsten Herbeischaffung der 3000 Goldgulden aufzufordern, vor Allem aber die Reichsten im Städtchen zu einem hinlänglichen Darlehen zu veranlassen.

Als der Reichste im ganzen Städtlein galt aber Nikolaus Haselwurm. Deßhalb war er auch der Erste, den der Bürgermeister zu sich auf das Rathhaus rufen ließ. Mit vielem Widerwillen und schon im Voraus ahnend, was man etwa von ihm verlangen könnte, folgte Haselwurm diesem Ruf. Und als ihm der Bürgermeister die Angelegenheit in Vortrag brachte und ihn bat, zur Abwendung solch' großer Noth und Gefahr hilfreiche Hand zu bieten, fing Haselwurm über seine dürftige Lage heftig

zu jammern an und schwur hoch und theuer, daß er sicher der Erste sein würde, mit Geld und Gut die Gefahr abzuwenden, wenn es in seiner Möglichkeit stände, daß ihm das Herz im Leibe blute, in besagter Sache nicht helfen zu können. „Glaubt mir, ehrenfeste Herren," fuhr er im heuchlerischen Tone fort, „es ist sündhafte Lug und arge Verleumdung, so die Leute aussprengen und mir nachsagen, ich sei ein wohlhabender Mann, und habe daheim ein hübsches Sümmchen in der Truhe. Ich bin vielmehr ein recht dürftiger Mann und hab' kaum so viel zum Eigen, um damit mein armseliges Leben fristen zu können. O, wie gern würde ich uns're ehrsame Stadt und Burgerschaft von der angedrohten Gefahr erledigen, so ich's nur vermöchte! Aber so bleibt mir nichts Anderes zu thun übrig, als mich, wie jeder Andere, in das Unglück, so es nicht durch anderweitige Hilfe abgewendet werden sollte, geduldig zu ergeben und darinnen, so es sein müßte, auch zu Grund zu gehen. — Doch, um Euch zu beweisen, wie gern und willig ich auch im Größeren mitzuhelfen bereit wäre, will ich zur Stell' meine gesammte Baarschaft hier auf den Opfertisch legen. Hätt' ich mehr, so würd' ich auch mehr spenden. Gott segne die geringe Gab'!" Mit diesen Worten zog Haselwurm sein Geldkätzlein aus der Wammstasche und schüttelte den Inhalt desselben auf den Tisch. Es waren etliche Schillinge und schwarze Pfennige, die zusammen kaum einen halben Goldgulden ausmachten. Dann entfernte er sich, und zwar unter wiederholten Betheuerungen, daß jedes Wörtlein, so er hier vor dem ehrenfesten Burgermeister und hohen Rath gesprochen hatte, nichts anderes, als lauter reine Wahrheit sei.

Während nun Herr Haselwurm auf dem Rathhause

so redete und sich als einen vermögenslosen, armen Mann hinzustellen suchte, überdachte daheim Klaus sein bereits gefaßtes Plänchen nochmals, und schickte sich dann an, dasselbe sogleich in Ausführung zu bringen, und seinen Herrn wirklich so arm zu machen, wie dieser sich selbst vor den Rathsherren geschildert hatte.

Zu diesem Ende schlich Klaus hinter das Haus, kroch dort in ein Hollundergebüsch, um zu dem Kellerfenster zu gelangen, und sprengte von diesem mit einem eisernen Instrumente das Gitterwerk los. Mit leichter Mühe gelang ihm dieß. Dann schob er durch die Oeffnung ein Leiterchen in den Keller hinab und hernach über dasselbe sich selbst. In wenigen Augenblicken stand er unten an der Stelle, wo Haselwurm seinen theuren Schatz unter die Erde versteckt hatte. Rasch machte er sich nun an die Arbeit, räumte zuerst das morsche Bretterwerk und die etlichen Holztrümmer, mit welchen Haselwurm zur größeren Sicherheit die neu aufgegrabene Erde überdeckt hatte, hinweg, und wühlte dann, theils mit den Händen, theils mit einem Holzspaten, die lockere Erde wieder auf. Bald wurden die beiden Kästchen seinen gierigen Augen sichtbar: „Triumph, da sind sie!“ keuchte er halblaut und mit höhnischer Freude für sich hin, hob mit eiliger Hast die Kästchen aus dem Loche, füllte dieses mit der Erde wieder zu, und räumte dann auch die Bretter und Holztrümmer wieder so darüber hin, wie sie zuvor gelegen waren.

Mit unglaublicher Schnelligkeit rannte er nun, die beiden Kästchen unter dem Arme, über das Leiterchen hinauf, langte eines nach dem andern durch das Kellerloch in's Freie hinaus und suchte sich dann selbst wieder durch das Loch hinaus zu zwängen. Aber kaum war sein Kopf

außerhalb des Loches sichtbar, als er plötzlich von zwei derben Händen bei den Ohren gepackt wurde, und im nämlichen Momente lag Klaus auch schon draußen hinter dem Hollundergebüsch und neben den beiden Goldkästchen. Durch diese unverhoffte Mithilfe ward also Klaus der Mühe überhoben, sich selbst durch die Kelleröffnung hinaus zu arbeiten. „Jesus, Maria!" stöhnte er mit bebender Stimme und vor Schrecken fast betäubt, während er er sich mit der Gewandtheit einer Katze wieder auf allen Vieren rasch aufzurichten suchte. „Ach, Ihr . . . Ihr seid es, Jörg?" setzte er dann jach und mehr stotternd als redend bei.

„Was machst du da, Halunke!?" herrschte ihm Jörg grimmig, aber mit gedämpfter Stimme zu. „Rede, Spitzbube!"

„Still, still, Herr Jörg!" grinste Klaus, sich rasch aus seinem ersten Schrecken erholend: „Still, es ist zu Eurem Nutzen! Die beiden Kästchen da . . . es ist lauter Gold drinnen. — Der alte Geizhals . . . mein Herr, der Haselwurm, hat sie im Keller vergraben und ich . . ."

„Und du wolltest sie ihm stehlen. Verstehe!"

„Schweigt und nehmt Eins davon für Euch! Hab' ohnehin gleich an Euch gedacht, das heißt, daß ich Euch Eins davon geben wollt'. Nehmt es also und schweigt! Könnt' damit wohl zufrieden sein. Dem alten Schelm, ha, dem gehört nicht mehr! Hab' Euch auch wegen der Jungfrau Etwas zu sagen. Werdet staunen, so Ihr's vernehmet."

„Wegen der Jungfrau? Was soll's sein? Gib Antwort!"

„Der alte Geizhals will, daß ich sie heirathen soll."

„Du? — Ha, das sieht dem alten Thoren ganz gleich!" höhnte Jörg mit bitterem Lächeln. „Und was Weiteres noch?"

„Sollt späterhin Alles vernehmen. Nun laßt uns eilen," drängte Klaus, indem er mit ängstlichem Blick umherspähte. „Nehmt Eins von diesen Kästchen, Herr Jörg, damit wir schnell von hinnen kommen!"

Jörg besann sich einen Augenblick. Ein glücklicher Gedanke tauchte in seinem Kopfe auf. „Nun, es sei!" sprach er nach kurzer Pause. „Ich will Eins von diesen Kästchen nehmen; das Andere steckst du unter deinen Kittel, und dann schnell fort, zu mir hinüber!" Mit diesen Worten nahm Jörg eines der Kästchen zu sich und verbarg es unter seinem hellbrauen Ueberwurf. Das Andere steckte Klaus unter seinen grauwollenen Kittel.

So beladen, eilten sie um das Haus, dann rasch über die Gasse und in Jörg's Behausung hinein. Niemand hatte sie bemerkt. Keiner von den Kriegsleuten trat ihnen in den Weg. Jörg führte nun seinen bucklichten Gefährten in ein abgelegenes Kämmerlein, und schloß die Thür hinter sich sorgfältig zu.

„Jetzt hör' mich an, Klaus!" sprach er dann mit leiser Stimme. „Es ist nothwendig, daß wir bei diesem Handel mit großer Vorsicht zu Werk gehen. Es könnt' sonst übel ausfallen. Aus diesem Grunde halt' ich es für gut und rathsam, daß ich dich vor der Hand in dieser Kammer verberg' und einschließe. Niemand soll jetzt wissen und erfahren, wo du bist."

„Und die beiden Kästchen?" fragte Klaus, während er auf Jörg einen sehr mißtrauischen Blick warf.

„Die will ich anderswo, in einem sichern Winkel des Hauses verstecken.“

„Aber wozu das? Wir könnten sie ja auch hier in dieser Kammer . . .?“

„Keine Widerred'!“ fuhr Jörg dem Klaus in's Wort. „Die Kästchen hier bei dir im Kämmerlein lassen, das könnt' übel ausfallen. Will für sie schon ein anderes und sicheres Plätzchen finden.“

„Aber, mein bester Herr Jörg . . . .!“

„Schweig', sag' ich! Ich hab' mich nun einmal in diesen gefährlichen Handel eingelassen, folglich will ich auch, daß es nach meinem Kopf gehen soll.“

Dem schelmischen Klaus wollten diese Vorsichtsmaßregel nicht recht einleuchten, und er that deßhalb noch manche Widerrede. Es half aber nichts. Jörg blieb fest bei seinem Ausspruch stehen. Mit der wiederholten Ermahnung, daß sich Klaus ganz ruhig und still verhalten solle, nahm er die beiden Kästchen unter den Arm und verließ mit ihnen die Kammer. Rasch ward die Thür in Schloß und Riegel gelegt. „Alle Teufel, der Handel ist verpfuscht!“ grinste Klaus mit verbissener Wuth, als er sich im Kämmerlein eingeschlossen sah. „Der verfluchte Jörg! Bedünkt mich fast, er führt nichts Gutes im Schild. Verdammter Unstern! Daß es so kommen mußte . . .!“

„Ha, den Vogel haben wir im sichern Käfig!“ triumphirte draußen Jörg. Dann eilte er auf den Dachboden, verbarg dort die beiden Kästchen unter dem mit Brettern belegten Quergebälke und schob und räumte zur größeren Sicherheit allerlei altes Geraffel über die fragliche Stelle. „Nun helf' mir Gott!“ seufzte er leise für sich hin, nachdem er mit der Arbeit zu Ende war. „Mein

lieb Annchen, diese mit schwerem Gold gefüllten Kästchen müssen uns zu unserm Glück verhelfen. Mög' Gott es so fügen!" Entschlossen, sogleich Herrn Haselwurm einen Besuch zu machen, stieg er rasch über die Treppe herab. Als er zur Hausthür hinaus wollte, trat ihm seine Mutter in den Weg. „Wohin denn, Jörg?" fragte diese fast erstaunt; denn sie sah es ihrem Sohne sogleich an, daß Etwas vorgefallen sein müsse. „Rede, Jörg! Was soll dieß Gelauf und Gerenn'. . .?"

„Still, liebes Mütterchen!" gab Jörg flüchtig zur Antwort. „Sollt bald Alles hören. Komm' gleich wieder!" Und ohne sich noch einen Augenblick zu besinnen, rannte er zur Thür hinaus und flüchtigen Schrittes über die Gasse zum Herrn Haselwurm hinüber.

Dieser war bereits vom Rathhause wieder zurückgekehrt. Er war außer sich, als er bei seinem Eintritt in die Stube gewahr wurde, daß er während seiner Abwesenheit zwei Landsknechte in's Quartier bekommen hatte.

Annchen war eben im Begriffe, die beiden Krieger mit weißem Brod, Butter und Bier zu bewirthen. Als Haselwurm dieß sah, gerieth er noch mehr in Wuth. Ohne die Landsknechte zu begrüßen oder sonst ein freundliches Wort an sie zu richten, schnaubte er etliche Mal in der Stube auf und ab, bald die Krieger, bald seine Tochter mit einem grimmigen Blicke messend. Doch fand er es für gut, seine Wuth vor den Kriegern nicht durch Worte laut werden zu lassen. Da er sie aber doch nicht ganz unterdrücken und bezähmen konnte, so rannte er ganz wüthend zur Thür hinaus und fing draußen gewaltig zu schimpfen und zu poltern an.

Zitternd und jammernd folgte ihm Annchen auf dem

Fuße und bot all ihre Beredtsamkeit auf, um ihren Vater zu besänftigen und ihm darzustellen, welch schlimme Folgen es haben könnte, wenn drinnen die beiden Landsknechte ihn hören würden.

„Schweig, nichtsnutziges Ding!“ geiferte er im vollen Zorne das arme Mädchen an. „Unerhört, zwei Mann in's Quartier legen! Unerhört, solchen Menschen weißes Brod, Butter und Bier hinstellen! Wo soll das hinaus?! Unerhört, sag' ich nochmals! Solch heilloses Kriegsgesindel wär' im Stand', mir den letzten Heller aus dem Säckel zu fressen und zu saufen? Ah, alle Haar' möcht' ich mir aus dem Kopf raufen, so ich nur dran denk'! Und es ist wirklich so! Drinnen fressen und saufen sie, daß unser Einer vor Zorn und Wuth zerbrechen möcht', so man ihnen nur zusieht. — Ah, ich . . . ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht! — — — Geh',“ schrie er nach kurzer Pause seiner Tochter zu, „geh' und ruf' mir auf der Stell' den Klaus herbei! Der Dummkopf — gerad' jetzt muß ihn der Satan fortführen. Geh, schnell ruf' ihn herbei!“

„Klaus kann jetzt nicht kommen, Herr Nachbar!“ sprach Jörg, der in diesem Augenblick auf Herrn Haselwurm zukam und dessen letzten Worte mit angehört hatte.

„Was, jetzt . . . jetzt nicht kommen?“ stotterte Haselwurm im barschen Tone, und Jörg, dessen unerwartete Dazwischenkunft ihn noch mehr in Harnisch brachte, mit einem grimmigen Blick empfangend. „Warum nicht kommen? Wo ist er?“ setzte er im gesteigerten Zorne bei.

„Will's Euch später sagen,“ gab Jörg ganz ruhig zur Antwort. „Möcht' zuvor über eine andere Sach' mit Euch ein Wörtlein reden.“

„Hab' jetzt nicht Zeit und Lust, Euch anzuhören!" schnurrte Haselwurm dem Jörg in's Gesicht und wendete sich, um wieder in's Haus zu gehen.

„Vielleicht doch," sprach Jörg im festen Tone, „so ich Euch sag', daß ich seit Kurzem im Stande bin, Euch höchst Wichtiges zu entdecken, Euch dabei einen überaus großen Gefallen zu erweisen."

„Ihr mir einen Gefallen? Wüßt' wahrlich nicht . . .?"

„Werdet es bald wissen, so Ihr Euch anders besinnen möget, daß Ihr irgendwo etwas Werthvolles versteckt . . . eigentlich vergraben habt."

„Was ich . . . versteckt . . . vergraben?!" stotterte Haselwurm heftig erschrocken und mit einem Satz auf Jörg zurückfahrend. „Sprecht, bester Herr Jörg! Was wißt Ihr?"

„Ich weiß . . . ."

„Ihr wißt . . . Doch haltet . .! In's Haus hinein, gleich auf der Stell'!" herrschte Haselwurm, Jörg's Rede plötzlich unterbrechend, wiederholt seiner Tochter zu, welche mit ängstlichen Blicken auf Jörg und mit gespannter Aufmerksamkeit das bereits Gesprochene mit angehört hatte, und welche ihr Vater nun nicht mehr als weitere Ohrenzeugin dulden wollte.

Mit einem sorgenvollen und traurigen Blick auf Jörg und ohne ein Wort zu sprechen, gehorchte Annchen dem Befehl ihres Vaters. Jörg aber sah ihr ganz wohlgemuthet und fast heiter in die schönen blauen Augen, als wollte er ihr sagen, daß sie in dieser Stunde das Beste für ihr beiderseitiges Glück hoffen sollte. Annchen aber verstand den Blick ihres Geliebten nicht und ging, recht traurig und wehmüthig gestimmt, in das Haus.

„Nun sprecht, sprecht, Jörg!“ drängte Haselwurm auf's Neue und in fieberhafter Aufregung. „Was, was wißt Ihr?“

„Weiß Alles,“ fuhr Jörg ruhig fort. „Aber bevor ich Euch sag', was ich weiß, müßt Ihr mir zum Preis dafür zwei Dinge versprechen.“

„Zwei Dinge? Laßt hören! Was soll's sein?“

„Für's Erste die Hand Eurer Tochter, die ich liebe und die auch mir mit vieler Lieb zugethan ist, dann für's Zweite, daß Ihr auf der Stell' dem hohen Rath eine erkleckliche Summe Geldes vorstrecket, auf daß er im Stande sei, die noch heut' zu erlegende Brandschatzung zu erschwingen und so die augenscheinliche Noth und Gefahr von unserm lieben Städtlein abzuwenden.“

„Bei allen Heiligen, was fällt Euch ein, Jörg!“ fuhr Haselwurm erschrocken und ganz wüthend auf. „Euch meine Tochter, dem Magistrat eine Summe Geld!? Beides ist unmöglich! Für's Erst' seid Ihr nicht der rechte Mann für meine Tochter, folglich kann und will ich Euch ihre Hand auch nicht zusagen. Merkt das! Für's Zweite hab' ich kein Geld, also kann ich auch dem hohen Rath keines vorstrecken. Somit ist Jedes, das Ein' wie das Andere, eine lautere Unmöglichkeit.“

„Herr Nachbar, seid christlich und ehrlich!“ sprach Jörg im ernsten aber ruhigen Tone. „Ihr könnt' das Eine, wie das Andere. Ich bin ein ehrlicher, rechtschaffener Gesell und der Hand Eurer Tochter wohl würdig. Also könnt Ihr sie mir zusagen, ohne vieles Bedenken. Ihr seid ein reicher Mann und sohin auch im Stande, dem Magistrat eine Summe vorzuschießen. Da Ihr aber das Eine wie das Andere nicht wollt, so werd' ich Euch

auch von Dem, was ich weiß, Nichts sagen. Kann Euch also nichts Besseres rathen, als daß Ihr . . . ."

Eine laute Stimme unterbrach Jörg's Rede. Es war die des Bürgermeisters. Dieser begab sich nämlich, nebst noch zwei andern Magistratspersonen, selbst in die Häuser der wohlhabendsten Bürger des Städtchens, um sie nochmals durch gute Worte und eindringliche Vorstellungen zu größeren Geldleistungen zu veranlassen. Zur Abtragung der fraglichen Brandschatzung war, trotz aller Bemühungen, noch nicht die Hälfte beisammen. Der Anführer der Truppe wollte von einem Nachlaß nichts wissen, bestand fest auf Erstattung der ganzen Summe und drohte wiederholt mit Plünderung und Einäscherung des Städtleins, wenn bis nach Sonnenuntergang sein Begehren nicht vollständig erfüllt sei. Die Gefahr wuchs also von Stunde zu Stunde; denn die Sonne neigte sich bereits zum Untergange.

Im vollen Bewußtsein, daß Herr Haselwurm viel baares Geld in Händen habe, und in der Hoffnung, sein hartes Herz durch Bitten und gute Worte am Ende doch weicher und zum Mitleid stimmen, ihn also zu einem ersprießlichen Darleihen willfährig machen zu können, entschloß sich der Bürgermeister, sich auch nochmals an ihn zu wenden.

Im nämlichen Augenblicke, als Jörg seine Rede vollenden und Herrn Haselwurm spottweise sagen wollte, daß er, Haselwurm, in seinem Keller nach dem Befinden der zwei Goldkästlein sich erkundigen und dann wegen Klaus noch ein Weiteres in Betracht und Ueberlegung ziehen möchte, trat der Bürgermeister mit einem lauten „Gott grüß Euch, meine ehrsamen Herrn!" in den kleinen Hof-

raum und zu den beiden mit einander Redenden heran. Dann begann er, Herrn Haselwurm die kritische Lage der Dinge nochmal an's Herz zu legen, ihm die Noth und Gefahr, in welcher sich die Stadt und gesammte Einwohnerschaft befinde, auf das Lebhafteste zu schildern und ihn wegen eines hinlänglichen Darlehens auf's Neue mit Bitten zu bestürmen.

Haselwurm aber hatte ein Herz, wie alle Geizigen, nämlich von Stein. Keine Bitten, keine Vorstellungen vermochten es zu erweichen. Er könne da unmöglich helfen, sagte er, weil er kein Geld habe. Er schwur hoch und theuer, daß er die vollste Wahrheit rede, daß er ein armer Mann sei, daß er also folglich die augenscheinliche Gefahr auch nicht abwenden könne, auch wenn Alles, Stadt und Einwohnerschaft zusammen, zu Grund gehen sollte. Daß dem, was er sage, wirklich so sei, möge man ihm schon deßhalb glauben, weil er ja, wenn Gott nicht auf eine andere Weise Hilfe schicke, selbst fest entschlossen sei, mit seinen lieben Mitbürgern zu Grunde zu gehen.

Lange dauerte zwischen dem Bürgermeister und Haselwurm das Hin- und Herreden; aber Alles war vergebens. Der hartherzige Mann blieb fest bei seiner Aussage stehen.

Als der Bürgermeister sah, daß all sein Reden und Bitten nichts fruchte, entschloß er sich zu gehen. Ehe er sich aber wendete, trat Jörg vor ihn und Herrn Haselwurm hin und sprach: „Erlaubt mir, ehrenfester Herr Burgermeister, so ich da auch noch ein Wörtlein drein red'!"

„Es sei Euch gerne verstattet," war die Antwort.

„Es fährt mir da just Etwas in den Sinn," begann Jörg, „und vielleicht entspringt etwan gar Gutes daraus,

so ich mich hier darüber verlauten laß'. — Unser Herr Nachbar Haselwurm sagt, er habe kein Geld, und würde, wenn er Eines hätt', in gegenwärtiger Noth gern' und bereitwillig mit einer erklecklichen Summe bei der Hand sein."

„So wahr ich ein guter Christ und ehrlicher Mann bin!" warf Haselwurm mit heuchlerischer Miene hin.

„Nun, da dem also so ist," fuhr Jörg weiter, „so müssen wir es wohl auch glauben. Es läßt sich da nichts Weiteres machen, und folglich werden Euch sicher auch die zwei Kästchen nicht gehören, die heute Jemand in Euerm Keller aufgefunden . . ."

„Alle Heiligen, die zwei Kästlein! Jesus Maria!" schrie Haselwurm wie vom Donner gerührt und in vollster Verzweiflung auf. Am ganzen Leibe zitternd und bebend wollte er, einem Wahnsinnigen ähnlich, davon und in das Haus rennen.

„Bleibt, bleibt, Herr Nachbar!" sprach Jörg, indem er ihn rasch am Arme faßte und wieder zurück zog. „Bleibt, sag' ich! Die beiden Kästlein sind in meinen Händen und gut aufgehoben. Sie sind gerettet. Ein glücklicher Zufall hat es so gefügt."

„Gerettet . . . so gefügt! Gerechter Gott, ich bin . . . ich weiß nicht recht . . . todt oder lebendig . . .!" ächzte und raste Haselwurm, während er sich in fieberhafter Aufregung mit beiden Händen durch die dünnen, grauen Haare fuhr. „Ach, bester und vielliebster Herr Jörg, hört . . . sagt, wo . . . wo sind sie, die zwo, die beiden Kästlein . . Gebt sie mir zurück! Ich will Euch dafür Alles geben . . . mein Blut . . . mein Leben . . . Ich will Euch dafür

Alles versprechen und auch halten, Alles, was Ihr verlanget und haben wollt . . ."

„Nun gut!" sprach Jörg im ernsten, triumphirenden Tone. „Wollt Ihr mir dafür die Hand Eurer Tochter . . .?"

„Vom Herzen gern', ja, sollt sie haben, und die Meinige auch noch dazu!" fiel Haselwurm dem Jörg rasch in's Wort. „Aber die Kästlein . . .?"

„Wollt Ihr zum Lohn dafür, daß ich Euch die zwo Kästlein wieder unverschrt zurück stell', dem Herrn Burgermeister hier anderthalb Tausend Goldgulden ausantworten?"

„Ja . . . nein, nein! Anderthalb Tausend Goldgulden, nein, das vermag ich nicht . . . Ich, nein, nein . . . das kann ich nicht . . ."

„Also nicht?"

„Nein, viel bester Herr Jörg, viel liebster Herr Schwiegersohn, wollt ich sagen, das kann und vermag ich nicht, weil ich's . . . weil ich's nicht hab' . . ."

„Nun gut! Da Ihr also das nicht könnt und vermögt, so will ich die beiden Kästlein, und zwar zum Zeichen, daß Ihr Eurer Baarschaft wegen die lautere Wahrheit redet, dem ehrenfesten Herrn Burgermeister hier, oder, so es dieser nicht annehmen will, gleich sammt und sonders dem Herrn Kriegshauptmann als Brandschatzung übergeben."

„Ach, Jesus!" schrie Haselwurm auf, als hätte man ihn plötzlich mit einer glühenden Zange gezwickt.

Eine lange Pause entstand. „Entscheidet Euch, ohne weiteres Verzögern!" unterbrach Jörg dieselbe.

„Nun, in Gottes Namen, es sei!" stöhnte Haselwurm

mit gebrochener, kaum verständlicher Stimme. „Anderthalb Tausend . . . Gerechter Gott, es ist viel Geld! Doch, ich will's vorstrecken, zwar vorstrecken, weil ich denn doch nicht anders kann; aber ich werd' dabei zu Grund gehen . . . es wird mir das Leben kosten.“

„So man auf solche Weis' Tausende aus Noth und Gefahr errettet, so kostet es Einem sicher nicht gleich das Leben,“ sprach Jörg im heiteren Tone. „Preiset vielmehr Gott, daß Er Euch in den Stand gesetzt, ein so gutes und frommes Werk ausüben zu können. Tausende werden und müssen Euch um diese schöne und edle That beneiden.“

Nachdem Jörg diese Worte an Herrn Haselwurm gerichtet hatte, wendete er sich an den Burgermeister und an die zwei Rathsherrn und fuhr dann weiter: „Was nun Herr Haselwurm, wollt sagen, mein zukünftiger Herr Schwiegervater, in Einem wie im Andern hier versprochen, habt Ihr, edle und ehrenfeste Herren, sattsam vernommen . . .“

„Das haben wir,“ sprach der Burgermeister, der, wie seine beiden Begleiter, mit großem Erstaunen das seltsame Zwiegespräch zwischen Jörg und Haselwurm mit angehört hatte. „Und wir hoffen auch, daß unser ehrenfester Herr Mitbürger im Einen wie im Andern sein gegebenes Wort halten wird.“

„Das wird er auch, wie es einem braven Ehrenmann wohl geziemt,“ setzte Jörg feierlich bei.

„Nun aber,“ nahm der Burgermeister wieder das Wort, „möchten wir denn doch auch sattsam erfahren, was hier vorgefallen, und wie es sich da mit den fraglichen zwo Kästlein verhält.“

„Das sollt Ihr gleich inne werden," gab Jörg zur Antwort. Mit kurzen Worten erzählte er nun den ganzen Vorfall mit Klaus, wie er diesem die beiden Kästchen abgenommen, ihn in das Kämmerlein gelockt und in demselben eingesperrt habe. Darauf führte er den Burgermeister, Haselwurm und die zwei Rathsherrn in seine Behausung hinüber, um sie von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen.

Als Haselwurm die beiden Kästchen ansichtig ward, stürzte er wie ein Wahnsinniger und unter verschiedenen Ausrufungen der wildesten Freude auf sie zu, drückte und herzte sie, wie eine zärtliche Mutter ihr Kind, und brach am Ende, vor lauter Wonne und Seligkeit über den Wiederbesitz seines güldenen Schatzes, sogar in ein lautes Schluchzen und Weinen aus. Als aber Jörg das Kämmerlein aufschloß, und Herr Haselwurm seinem „getreuen und sparsamen Klaus" gegenüber stand, so veränderte sich die Scene. Zähnefletschend und ohne vor dem Uebermaße seines Grimmes und seiner Wuth ein verständliches Wort aussprechen zu können, grinste und geiferte er dem Anfangs auf das Heftigste erschrockenen und dann bald ebenfalls in Zorn und Wuth gerathenden Klaus in's Angesicht. Auch dieser konnte die Gefühle seiner Wuth nicht mehr länger unterdrücken, und grinste und geiferte seinem Herrn auf gleiche Weise entgegen.

Einige Augenblicke standen sich die Zwei so gegenüber, wie zwei grimmige Thiere, die einander zerfleischen wollen. Endlich machte der Burgermeister dieser ernstkomischen Scene ein Ende. Er ließ Klaus, des von diesem begangenen Diebstahls wegen, auf das Rathhaus bringen

und in's Gefängniß setzen, und sich dann von Herrn Haselwurm die anderthalb Tausend Goldgulden aushändigen. Mit schwerem Herzen zählte dieser die Summe hin. Er hätte fast lieber sein Leben hingegeben, als so viele blanke Goldgulden. Doch bei solcher Sachlage war für ihn keine Ausflucht mehr möglich; er mußte sich in das Unvermeidliche fügen.

Gott dankend, daß er noch zur rechten Zeit auf eine so seltsame und unerwartete Weise Hilfe gesendet, und somit das Städtlein vor Plünderung und Brand errettet habe, beeilten sich der Burgermeister und die beiden Rathsherrn, den Anführer der schwedischen Kriegsschaar aufzusuchen und ihm die geforderte Brandschatzung zu übergeben.

Sie kamen gerade noch zur rechten Zeit; denn die Sonne war bereits untergegangen, und die Kriegsleute versammelten sich so eben auf dem Marktplatze, um auf den ersten Wink ihres Feldhauptmanns sogleich das Plündern und Rauben beginnen zu können. Als der rauhe Kriegsmann die 3000 Goldgulden in Händen hatte, ward er auf einmal ganz freundlich, nannte den Burgermeister und die Rathsherrn „recht wackere Leute," und versprach, Stadt und Einwohnerschaft mit Gewaltthaten zu verschonen und am nächsten Morgen mit seinen Leuten friedlich abzuziehen.

So geschah es auch. Alles dankte nun Gott, daß die nahe Gefahr so glücklich vorübergegangen, und als im Städtlein lautbar wurde, daß zur Abwendung derselben Herr Nikolaus Haselwurm das meiste Geld vorgeschossen hatte, liefen Viele, Alt und Jung, zu ihm, um ihm ihren

Dank und ihre Freude für seine edle und hochherzige Großmuth auszudrücken.

Als Haselwurm Dieß sah, machte er zum bösen Spiele gute Miene und that, als ob er wirklich aus freien Stücken, aus lauter Großmuth und reiner Liebe zu seinen Mitbürgern eine so große Summe hergegeben hätte. Zum Erstenmale in seinem Leben empfand er das süße Gefühl, welches gute Handlungen im Herzen des Menschen wach rufen. Ja, es überkam ihn sogar eine Art von Eitelkeit, und mit stolzer Miene schritt er von nun an durch die Gassen des Städtleins und dankte und grüßte mit herablassender Freundlichkeit — ein Benehmen, das man sonst an ihm nicht gewöhnt war.

Etliche Wochen später führte Jörg sein liebes Annchen zum Altare und dann zum fröhlichen Hochzeitsmahle. Von diesem Tage an aß auch Herr Haselwurm keine Maikäfersuppe, keine Schwämme mit Waldbeeren, Holzbirnen und anderes dergleichen mehr; denn Jörg, sein nunmehriger Schwiegersohn, nahm ihn mit aller Freundlichkeit in sein Haus auf und ließ ihm Nichts mangeln, was zu einer anständigen Lebensweise gehört. Haselwurm aber blieb dabei ein Geizhals, wie zuvor, er ließ sich die gute Kost und Pflege erst dann recht wohl schmecken, nachdem ihm sein Schwiegersohn versichert hatte, daß ihm dieß Alles keinen Heller koste. Das stimmte ihn ganz fröhlich und heiter; denn da durfte er keinen Goldgulden aus seinen zwei Kästlein wechseln lassen.

Den reichen Inhalt dieser beiden Kästlein zählte er täglich, und zwar immer im Geheimen, fort, bis an sein seliges Lebensende.

Ob man ihm die beiden Kästchen mit in's Grab gegeben, davon ließ sich keine Kunde vernehmen, wohl aber später davon, daß Jörg und seine ehr- und tugendsame Hausfrau die reichsten Leute im ganzen Städtlein geworden sind und Armen und Hilfsbedürftigen ungemein viel Gutes gethan haben. —

Ein Musikfest aus alten Zeiten.

Churfürst Johann Georg von Sachsen war ein großer Freund der Musik. Er schützte und pflegte diese Kunst, so gut er es vermochte; auch in den Zeiten, während denen an allen Enden und Orten der unglückselige Religionskrieg entbrannte, war er der Musika hold gesinnt und wollte sie nicht missen. Selten verging ein Tag, an dem er sich nicht etwas Erbauliches, Liebliches und Ergötzliches vorsingen, vorgeigen, vorpfeifen oder vorblasen ließ, und an größeren und kleineren Conzerten war an seinem Hofe Jahr ein, Jahr aus kein Mangel, besonders zur Winterszeit. Ein ganz besonderes Wohlgefallen aber hatte er an dem, was in dieser Kunst, nach dem Geschmack der damaligen Zeit, recht außerordentlich und seltsam klang. Wer dieß auf irgend einem Instrumente zu leisten vermochte, der war ihm willkommen, der ward von ihm gut aufgenommen und bewirthet, oder, wenn's ging, gleich gar in Sold genommen.

Einmal kam er auf die Idee, zu Dresden ein großes Musikfest zu veranstalten — ein Fest, wie man vor ihm noch nie Eines in der Welt gehört und gesehen habe. Je mehr und länger er sich mit dieser Idee beschäftigte, desto mehr gefiel sie ihm auch, und als er sie seinem Hofkantor

und Conzertmeister, dem hochberühmten Hilarius Grundmaus, mittheilte, gefiel sie diesem fast noch mehr als dem Churfürsten; denn Hilarius Grundmaus hatte so eben seine größte Composition vollendet — ein Oratorium, wie vor ihm auch noch nie Eines auf der ganzen Welt geschaffen und gehört wurde. Holofernes war das Meisterwerk betitelt. Dieß, meinte Grundmaus, wäre da ganz recht, um es bei dem beabsichtigten Musikfest mit allem Glanz und Ehren aufzuführen, und um der Welt damit zu zeigen, welch' große und herrliche Dinge in der Musika zu gedeihen vermögen, wenn ein hochweiser und viel genädigster Churfürst seinen viel mächtigen Schutz und Schirm dazu verleiht.

Nach gehöriger Durchsicht und Prüfung des Grundmausischen Oratoriums, in welchem die ganze Geschichte des Holofernes musikalisch behandelt war, und nach weiterer Berathung über das Ein' und Andere ward beschlossen, daß die churfürstliche Idee zur Wirklichkeit — nämlich ein großes, noch nie gehörtes und gesehenes Musikfest zu Dresden stattfinden und dabei als oberster Glanzpunkt das Grundmausische Meisterwerk mit allen zu Gebote stehenden Mitteln aufgeführt werden sollte. Darauf befahl der Churfürst, sogleich mit dem Einstudiren des großen Tonwerkes zu beginnen, und an alle Musici in Deutschland, Helvetien, Welschland, Böhmen und Polen Einladungen ergehen zu lassen, auf daß sie sich mit ihren Gesellen und Instrumenten bei diesem Feste zu Dresden einfinden und zur Verherrlichung desselben mitwirken möchten. Die Kosten, welche durch dieses Fest entstehen, sollen aus der churfürstlichen Hofkasse bestritten werden. „Nun geht," sprach der Churfürst zu Grundmaus, nach-

dem dieses Alles berathen und ausgemacht war, „und sorgt dafür, daß sonder Weil Eins wie's Andere nach meinem Wunsch und Willen geschehe! Will haben, daß wir zur Lust und Ergötzlichkeit der Leut' etwas Rechtes und wahrhaft Gescheides zu Stand bringen."

„Das bringen wir auch zu Stand, hochweiser und allergenädigster Herr!" rief Grundmaus, ganz entzückt vor Freuden. „Alles wird fürtrefflich zusamm' gehen. Verlasset Euch da ganz auf Grundmaus, Euren unterthänigsten Diener und Knecht! Eure hochchurfürstliche Genaden wissen, was er zu leisten vermag, so es sich um Höchstderen genädigsten Willen handelt. — Nur Eins macht mir vor der Hand schier ein wenig Sorg' und Kummer . . ." —

„Nun, und das ist?"

„Die Hauptsache in meiner Compositio — der Holofernes. Eure hochchurfürstliche Genaden haben aus der Partitura ersehen, daß ich denselben in Baß gesetzt, also kann er auch nur von einem Bassisten gesungen werden. Dazu ist aber Einer vonnöthen, der seines Gleichen sucht. Woher aber zur Stell' einen Solchen nehmen? Wüßt' mir keinen aufzutreiben im ganzen heiligen, römischen Reich." —

„Ei, da sind wir ja ganz gut bestellt! Haben wir denn nicht hier zu Dresden den fürtrefflichsten Baßsänger von der Welt? Ich meine den Studiosus Rümpfler."

„Der Rümpfler? Ja, der wär' freilich der best' Holofernes weit und breit. Aber haltet zu Genaden, der will fürder nicht mehr singen, weder da noch dort, und bei Höchstdero Concerten auch nicht mehr."

„Was, der Studiosus will nicht mehr? Warum will er nicht mehr?" —

„Dieweil's seinem Gesund Schaden thut, sagt er. Aber das ist, zu Euer hochchurfürstlichen Genaden gesagt, nur so eine eitel Ausflucht. Hab' das schon aus ihm vermerkt und herausgeholt. Es stecken da schier ganz andere Ding' dahinter." —

„Was steckt dahinter? Heraus damit!" herrschte der Churfürst.

„Er will nicht mehr, für's Erste . . . . Bitt' Euer churfürstliche Genaden, mich fein nicht zu verrathen. Der Rümpfler würd' mich . . . . Ihr wisset, er ist schier ein ganz grober, ungeschliffener Gesell. — Also für's Erste will er nicht mehr, dieweil Eure churfürstliche Genaden ihm aus Höchstdero Keller kein Bier mehr verabreichen lassen, und für's Zweite will er nicht mehr, dieweil Ihr ihn nicht zu Eurem Geheimschreiber aufgenommen habt. Das steckt dahinter, hochgenädigster Herr!" —

„Ei, beim Satan! Ich kann ja doch keinen Geheimschreiber brauchen, der den ganzen Tag betrunken ist? — Und lasse ich ihm noch weiteres Bier aus meinem Keller verabreichen, so versäuft er am Ende noch sein ganzes Studium und noch oben drein seine schöne Baßstimm' dazu! Das kann und will ich doch nicht auf mein Gewissen laden."

„Studiosus Rümpfler ist da schier ganz anderer Meinung, denn Ew. churfürstliche Genaden. Das Biertrinken, sagt er, schadet seiner Stimme nichts, im Gegentheil, sie wird dadurch immer besser, stärker und gewaltiger. Seinem Studium kann's fürderhin auch keinen Schaden mehr anthun, sagt er, dieweil er's ganz und gar an den Nagel hängen will, wegen eines Fehlers, den er im Kopf hat

und der seit undenklichen Zeiten in seiner Familie haftet. So sagt er. —" —

„So sagt er! Nun, will ihn zur gelegner Zeit darüber selbst ins Examen nehmen. Vor der Hand geht Ihr zur Stell' zu Rümpfler und berichtet ihm: Ich, der Churfürst von Sachsen, befehl' ihm bei meiner Ungnad', den Gesang des Holofernes zu übernehmen, ohne Widerred', ferners, daß er sonder Weil' das Einlernen dieser Partie beginnen soll! Verstanden? Also geht, Grundmaus!"

„Gott sei's gelobt und gedankt für solch genädigen und hochweisen Ausspruch! Der Holofernes ist gerettet!" triumphirte Grundmaus. „Werd' Euer churfürstliche Genaden hohen Befehl dem bockbeinigen Studioso schleunigst hinterbringen. Er muß d'ran. So ist's recht. Mein Oratorio, das große Musikafest kann, soll und darf dieses Studiosus wegen nicht aufgehalten oder rückgängig gemacht werden. Werd' mit Euerm hochchurfürstlichen Befehl dem Gesellen tüchtig zu Leib rücken!"

Mit diesen Worten und unter vielen tiefen Verbeugungen eilte Grundmaus der Thüre zu.

„Thut das!" rief ihm der Churfürst nach. „Könnt' ihm vor der Hand auch ein Paar Fäßlein Bier in Aussicht stellen!" setzte er noch rasch hinzu. „Ein Paar vor der Hand." —

„Ganz zu Befehl, hochgenädigster Herr!" erwiederte Grundmaus flüchtig, indem er sich rückwärts zur Thür hinaus zwängte und dann raschen Schrittes nach der Wohnung des Studiosus Rümpfler eilte.

Dieser, eine ächt altdeutsche Studenten-Natur, mit langen Haaren und bärtigem Gesichte und von nicht unbedeutender Stärke und Leibesgröße, dabei derb und un-

geschlacht in seinen Sitten, lag in seinem einsamen Stübchen eben auf einer mit Leder gepolsterten Bank, als Grundmaus, schnaubend und fast athemlos, zu ihm eintrat.

„He, Meister Grundmaus, seid Ihr einem Maulwurf auf der Spur, dieweil Ihr gar so hitzig herein rennt?" rief er dem Eintretenden lachend entgegen, ohne sich von seinem Lager zu erheben.

„Weg mit solch' Gespäß!" schnaubte Grundmaus unwillig. „Komm' im geraden Saus vom hochgenädigsten Churfürsten. Erhebt Euch doch, so ich vom Churfürsten red'! Hab' Euch von Höchstdero Person ein gar wichtig Ding zu hinterbringen!" —

„Vom Churfürsten?" fragte der Studiosus mit gleichgiltigem Erstaunen, indem er sich langsam und bedächtlich erhob. „Beim Plato und Sokrates, was soll's sein? Laßt los! Wir sind bereit, Euch unser Ohr zu leihen."

Im feierlichen, hochtrabenden Tone entledigte sich nun Grundmaus seines Auftrags, und nachdem dieß geschehen, fuhr er in einem Athem fort, dem Rümpfler auseinander zu setzen und begreiflich zu machen, welch ein Glück und hohe Ehren ihm zu Theil geworden, daß er unter allen Sängern der Welt vom Churfürsten ausersehen, bei so feierlicher und noch nie da gewesener Gelegenheit und in einem so seltenen, großartigen und unübertrefflichen Musikwerk die erste Partie, den Holofernes, zum Erstaunen und zur Verwunderung der ganzen Welt singen zu dürfen.

Bald ernst und mit scheinbar düsterer Miene, bald wieder schalkhaft lächelnd, hörte Rümpfler den Grundmaus an. „So, das läßt uns Seine churfürstliche Genaden durch Euch vermelden und befehlen," sprach er dann im tiefen Baß und mit dramatischem Affekt, während er sich

rasch auf ein listiges Plänchen zu seinem Vortheil besann. „Nun höret, was wir Euch auf so gethanen Bericht und eindringliche Red' zur Erwiederung und Vermeldung, zur Wissenschaft und Darnachachtung zu offeriren haben! — Wir sind der Studiosus Rümpfler. Das wißt Ihr und das ist mir genug. Ferner wisset Ihr auch, daß ich der Mann bin, welcher für Seine churfürstliche Genaden zur jeden Stund' Leib und Leben wagt, wenn's sein müßt', sich mit dem Teufel rauft, die Höll' erstürmt, ja sich sogar mit des leidigen Satans Großmutter in einen Liebespack einlassen würd'. So sag' ich, wenn's sein müßt'. Da es aber nicht sein muß, so lassen wir's vor der Hand bleiben. — Aber dessen ungeachtet vermöget Ihr daraus zu ersehen, mit welch großer Lieb' und Ergebenheit wir Seiner churfürstlichen Genaden zugethan sind — jetzt und für alle Zeiten, obgleich Hochderselbe den uns genädigst zugesagten Trunk aus Höchstdero genädigsten Keller uns nicht mehr verabreichen läßt und dadurch die Kraft unserer Baßstimme nicht unbedeutend geschädigt hat, obgleich Hochderselbe noch obendrein unser Bittgesuch um die uns so freundlich angemuthete Geheimschreiberstelle abschlägig beschieden. — Das thut uns leid, über all' Massen leid, dieweil wir dadurch genöthigt wurden, uns're Angelegenheiten anders zu bestellen und sonder Weil von hier weg zu ziehen. Daraus mögt Ihr also sattsam ersehen, daß wir des Churfürsten hohen Wunsch und Befehl nicht mehr zu vollführen im Stande sind."

„Was sagt Ihr?" rief Grundmaus erstaunt. „Ihr ... Ihr wollt von hinnen? Ihr wagt es, des hochgenädigsten Churfürsten Willen und Befehl nicht zu respektiren, nicht zu vollführen, den Holofernes nicht zu singen, das Musikfest

zu hintertreiben und die Aufführung meines großen Oratoriums zu vereiteln?! — Ha, da wird nichts draus! Ich protestire — im Namen des Churfürsten! Ihr bleibt und singt ....“

„Nimmermehr! Ich geh' und sing' nicht!“ erwiederte der Studiosus mit ruhigem Ernste. „Wir können nicht mehr anders, so wahr wir Plato und Sokrates lieben und den hochweisen Churfürsten über Alles! Höret mich noch weiteres an, Meister v. Grundmaus, auf daß Ihr's zu fassen vermöget, warum wir nicht mehr anders können! — Für's Erste und zwar in Anbetracht, daß es ohnehin schon mehr Weltweise und hochgelehrte Leute gibt, als man vonnöthen hat, und, wie Ihr schon sattsam wisset, eines Fehlers wegen, der sich in unserm Kopf allgemach eingenistet, geben wir unser bisherig' mühesam und eiferig betriebenes Studium auf. Für's Zweite und zwar im weitern Anbetracht, daß wir hier Nichts mehr zu nagen und zu beißen und noch obendrein keinen ersprießlichen Trunk zur nöthigen Conservirung unserer Stimme haben, sich aber dessen ungeachtet unser leiblicher Gesund wiederum und allgemach zum Bessern neiget, sind wir entschlossen, zum Kaiser Mathias nach Wien zu gehen, um alldort gegen einen handsamen und erklecklichen Sold mit unserer Baßstimm' den Kaiserlichen Hof zu ergötzen und zu besingen. Für's Dritte haben wir uns vor etlichen Tagen ein Liebchen bestellt und demselben nach reiflicher Prüfung dessen leiblich und geistigen Eigenschaften das Heirathen versprochen, und zwar der Gestalt, daß wir es unverweilt zum Altar führen wollen, sobald wir zu Wien Aufnahm' und Sold erlangt haben werden. Aus all' diesem mögt Ihr also sattsam ersehen, daß unsers Bleibens hier nicht

mehr sein kann, und wir also auch Euern unübertrefflichen Holofernes nicht mehr zu singen vermögen. Bitt' Euch also auch daher schönstens, meinen Entschluß und Bescheid Seiner churfürstlichen Genaden zu vermelden und zu referiren, auf daß Hochdieselben inne werden, wie's mit dem Studiosus Rümpfler zur Stunde steht und was er im Sinne führt! — Nun lebt wohl, liebwerther Herr Meister, hochberühmter Herr v. Grundmaus . . .!"

„Nichts da mit Euerm Lebewohl! Ihr bleibt, Herr Studiosus Rümpfler!" lärmte Grundmaus voll Aerger und ängstlicher Ungeduld. „Was glaubt Ihr denn? Alles hat mit dem Fest seine Richtigkeit, Alles ist schon bestellt und in die weite Welt hinausgeschrieben, Alles ist und geht in bester Ordnung . . . bis . . . bis auf Euch. He, seid Ihr von Sinnen? Wollt Ihr mich und mein oratorisches Musikwerk etwan gar um's Leben bringen, so mir Nichts, dir Nichts? Wollt Ihr Euch des hochgenädigen Churfürsten Ungnad' und Zorn auf den Buckel laden? Herr Studiosus Rümpfler, Nichts da, sag' ich! Ihr sollt nicht von hinnen. Ihr bleibt und rührt Euch nicht von der Stell'! Ihr sollt Alles haben, Bier und Sold, so viel Ihr braucht, mehr noch, als Ihr in Wien zu erlangen hoffet, und das Heirathen versprech' ich Euch auch noch dazu. Ich eile zur Stell' zum Churfürsten zurück, vermeld' ihm Euer Vorhaben. In einer Viertelstund' bin ich wieder bei Euch. Bis dahin versprechet Ihr mir, mit Eurem Plan noch zuzuwarten! Nicht wahr, bester und viel liebwerthester Herr Rümpfler, Ihr versprecht mir's? In etlichen Minuten . . . in einer Viertelstund' . . . . Gebt mir Eure Hand darauf!" —

„Etliche Minuten . . . eine Viertelstunde?" brummte

Rümpfler mit verstelltem Ernste und scheinbarer Bedächtigkeit vor sich hin. „Nun, es sei!“ sprach er nach langer Pause rasch entschlossen, indem er seine Rechte gewaltig in die des Herrn Grundmaus fallen ließ. „Auf so viel Zeit soll mir's gerad nicht ankommen. Ich thu' es Euch zu Liebe. Geht also denn hin und thut, was Ihr in Euerer Weisheit zu thun für gemessen findet.“

Pfeilschnell rannte Meister Grundmaus wieder in die Residenz zurück und vermeldete dem Churfürsten, was er beim Rümpfler ausgerichtet habe. „Was ist nun da zu thun, hochfürstliche Genaden!“ sprach er, nachdem er in einem Athemzuge seinen Bericht vollendet hatte. „Ihr seht, da ist Gefahr auf Verzug. Der Rümpfler geht. Die Noth treibt ihn von hinnen, und ist er einmal fort, so haben Eure churfürstliche Genaden die schönste Baßstimm' auf dem ganzen Erdenrund verloren, und das große Musikfest . . . mein Oratorium . . . mein Holofernes . . .“

„Ah, seid nicht gleich so in Sorg und Aengsten! Der Rümpfler fahrt nicht so schnell von hinnen,“ unterbrach der Churfürst den jammernden Grundmaus. „Auch ist's mit seiner Noth noch nicht so sonderlich im Argen. Merk's schon, was dem bärtigen Studioso im Sinne steckt. Er ist ein gar fauler Gesell, mag dem Studio nicht mehr sonderlich obliegen, will nun einen erklecklichen Jahressold, ein Weib und dazu noch täglich einen festen Trunk. Fürwahr, der Studiosus hat sich das Ding nicht so sonderlich schlecht zusamm gereimt! — Nun, wir wollen sehen. — Will ihn darob selbst zur Red' stellen . . . ihm einen guten Verspruch machen, seiner seltenen Stimm' wegen, und will er dann dennoch von hinnen . . . .“

„So wären wir verloren, hochgenädigster Herr!“

ergänzte Grundmaus mit raschem Eifer des Churfürsten Rede. „Bedenkt doch, hoher Herr, der schönste Baß . . . das Musikfest . . . mein großes Oratorium — Alles, Alles wär' vorbei. Das Best', glaub ich, würd' sein, wenn Ew. churfürstliche Genaden den Befehl ertheilten, daß der Rümpfler vor der Hand nicht aus der Stadt darf, wenn Ihr ihn etwan gleich gar hinter Schloß und Riegel legen ließet."

„Das Best' würd' sein, Meister Grundmaus," erwiederte der Churfürst lachend, „so ich vor der Hand dem Rümpfler ein gut Fäßlein Bier in's Haus schickt, damit er das trockene Wetter aus seinem Gehirn bald wieder zu vertreiben vermag. Was sodann im Weitern zu thun ist, das überlaßt mir. Will mit dem Gesellen schon zurecht kommen."

Darauf ließ der Churfürst seinen Kellermeister zu sich rufen und befahl diesem, dem Studiosus Rümpfler sogleich ein Fäßlein vom besten Bier in's Haus zu schicken.

Während der Churfürst und Grundmaus Dieß miteinander im Schlosse besprachen, lag Rümpfler in seinem einsamen Stüblein wieder auf der hölzernen Bank und dachte darüber nach, wie es wohl mit seinem Plänchen ausfallen, und welchen Bescheid ihm Meister Grundmaus zurückbringen werde. Er war sehr mißgelaunt und aufgeregt, denn er hatte wirklich keinen Pfenning mehr im Säckel, dabei aber einen so heftigen Durst, daß er sich, was schon seit Jahren nicht mehr geschehen, entschloß, seine Zuflucht zum Wassertrinken zu nehmen. Eben wollte er aufstehen, um seinen Entschluß, trotz Abneigung und Widerwillen gegen das Wasser, zu vollführen, als es plötzlich an der Thür klopfte und ihm dann zu seinem größten

Erstaunen ein Knecht des churfürstlichen Hofkellers ein volles Fäßlein mitten in die Stube rollte.

„Beim Plato und Sokrates, was fleucht da für ein holdselig Täubchen zu uns herein!“ rief er ganz entzückt vor Freuden aus.

„Der genädig Herr Churfürst schickt's. Sollt's Euch recht munden lassen!“ gab ihm der Diener kurz zur Antwort.

„Heil und Segen dem hochweisen, hochgroßmächtigen, hochunüberwindlichsten und hochgenädigsten Herrn Churfürsten!“ ließ Rümpfler seine Stimme mächtig erschallen, während er voll seligem Entzücken das Fäßlein von allen Seiten in Augenschein nahm. „Edler Mann,“ fuhr er dann, zum Diener gewendet, fort, „vermeldet einstweilen dem hochgenädigsten Churfürsten meinen unterthänigsten Dank, sagt ihm, daß ich Hochdemselben mit Leib und Seel' zugethan bin, bis an mein selig End', und ich so lang' seinen churfürstlichen Gesund trinken werde, bis kein Tröpflein mehr aus diesem Fäßlein rinnt!“

Darauf ward dieses mit Hilfe des Dieners sogleich aufgespundet, der Humpen gefüllt und in einem Zuge auf das Wohl des Churfürsten geleert.

Als der Diener wieder fort war, setzte sich Rümpfler ganz seelenvergnügt und zutraulich auf den Boden neben dem Fäßlein hin, ließ den braunen Saft fleißig in den Humpen und aus diesem in seinen durstigen Schlund rinnen, und fing dabei mit sich selbst folgendes Gespräch an: „Hans Rümpfler, Hans Rumpflerius, freiresignirter Studiosus und hochgelehrter Weltweiser in Ex! Fürwahr, es scheint, du hast da das Ding nicht gar sonderlich schlecht gemacht! Du ließest den Meister Grundmaus geraden Wegs

an eine tüchtige Lug anrennen, der ging hin und ließ an die nämliche Lug wiederum den Herrn Churfürsten anrennen, und siehe da, kaum war diese geschehen, so rennt schon ein Fäßlein Bier in's Haus — vielleicht sogar am End' noch selbst der Churfürst. Daraus ist also zu ersehen, daß in gewissen Dingen eine kleine Lug oft mehr Nutzen bringt, denn eine große Wahrheit. — Seht, ihr hochweisen Herren, Plato und Sokrates, darauf seid Ihr doch nicht gekommen. Werd' das mit der Zeit dem Herrn Churfürsten zu wissen thun. — Fürtrefflich, fürtrefflich! Der Churfürst und der Grundmaus glauben am End' wirklich, ich sei so närrisch und lauf' geradenwegs zum Kaiser Mathias nach Wien. — Wir müssen sie jetzt schon auf diesem Glauben belassen, so wir anders aus unserer Noth kommen wollen. Helf', was helfen mag! Noth kennt kein Gebot. Der Augenblick ist günstig. So einer kommt nicht jeden Tag, und zu mir schon gar nicht. Also, fest drauf bestanden! Heisa, mein Glücksstern und mein Liebchen sollen leben!"

Durch die Kraft des braunen Gerstensaftes bereits ganz fröhlich gestimmt, füllte Rümpfler auf's Neue den Becher und ließ darauf mit gewaltiger, donnernder Stimme ein lustiges Studentenlied erschallen. Kaum hatte er ein paar Strophen gesungen, als sich auf einmal die Thür öffnete und der Churfürst und Meister Grundmaus zu ihm in die Stube traten. „Beim Wetter und Strahl, da geht's lustig her!" rief der Churfürst dem erstaunten Studiosus zu, dem plötzlich eine neu begonnene Strophe in der Kehle stecken blieb, während er in größter Ueberraschung mit einem Satze vom Boden aufsprang. „Soll das etwan zum Abschiede sein?"

„Genädigster Herr Churfürst, welch' große Huld und . . ." stotterte Rümpfler ungemein verlegen. —

„Nun, wie steht's? Ihr wollt von hinnen, auf unser Geheiß nicht mehr singen?" fragte der Churfürst rasch nach einander.

„Haltet zu Genaden, hoher Herr!" sprach Rümpfler, indem er sich bemühte, sich aus seiner Verlegenheit wieder zu erholen. „Die Noth . . . meine Angelegenheit — sie steckt sehr im Argen . . ." —

„Ei, und da kann der Churfürst von Sachsen nicht mehr helfen? Deßhalb wollt Ihr nach Wien? Hätt' schier gedacht, daß Ihr da vor Allem zu mir gekommen wäret," erwiederte der Churfürst halb freundlich, halb im vorwurfsvollen Tone.

„Deucht mir nun schier auch so," sprach Rümpfler dreist, nachdem er sich von seinem ersten Schrecken wieder erholt hatte. „Aber ich wollt' es nicht mehr wagen, dieweil Eure churfürstliche Genaden mein unterthänigstes Bittgesuch . . ." —

„Ha, zum Geheimschreiber . . . kann Euch wohl nicht recht brauchen dazu," fiel der Churfürst rasch in's Wort. „Ich befürcht', daß Euch dann und wann die Feder in's Schiefe oder über die Quer gerathen könnt'. Aber wir wollen sehen, daß wir für Euch eine andere Stell' ausfindig machen können, so Ihr Euch dazu verstehen wollt, nebenbei als Gesangskünstler an meinem Hof zu fungiren. Wollt Ihr das, so müßt Ihr aber vor allen Dingen beim nächsten großen Musikfest Euer Probstück bestehen, und zwar dadurch, daß Ihr in dem großen Tonwerk des Meisters Grundmaus die Hauptpartie — den Holofernes nämlich — zu meiner und Anderer Zufriedenheit singet.

Darüber mögt Ihr Euch also bald besinnen. Wollt Ihr so, so könnt Ihr bleiben und ein guter Sold soll Euch werden. Wollt Ihr nicht, nun . . . dann mögt Ihr in Gottes Namen ziehen."

„Tausend Dank, genädigster Herr!" rief Rümpfler voll Freuden aus, indem er sich vor dem Churfürsten rasch auf die Kniee warf, dessen Hand erfaßte und einen festen Kuß darauf drückte. „Nichts mehr besinnen! Wir bleiben und singen Euch, so viel Ihr wollt; Tag und Nacht, wie Ihr's befehlet. Und den Grundmausischen Holofernes will ich singen, daß sich darob Jeder männiglich erstaunen und entsetzlich verwundern soll. Das schwör' ich Euch, so wahr Ihr der edelste Fürst im ganzen heiligen römischen Reiche seid! — Aber vielgenädigster Herr Churfürst, ich hätt' da schier noch eine recht große Bitte! . . . Getrau' mir's kaum zu sagen . . . ich möcht' . . . nun, Ihr wisset, daß wir Alle hinfällige Menschen sind, und ich, der ich zufällig auch dazu gehör', wohl auch keine Ausnahm' machen kann. Mir ist — nehmt es mir nicht übel und ungenädig, hoher Herr — mir ist da seit Längerm und ganz von Ungefähr so allerlei zärtlich Gezeug in den Kopf gerannt, und bring's schier nimmer weg . . . Meister Grundmaus da weiß Alles . . ."

„Ah so, versteh' Euch! Ihr seid verliebt und wollt heirathen," fiel ihm der Churfürst lachend in's Wort. „Weiß Alles. Meister Grundmaus hat mir's sattsam berichtet. Nun, davon zu einer andern Zeit. Wollen zuvor sehen und hören, wie Ihr Eure Prob' mit dem Holofernes besteht. Für jetzt gehabt Euch wohl! Gebt fein Acht, daß Ihr Euch durch zu vieles Schauen in den Becher

nicht die Augen verderbt, so, daß Ihr am End' den Holofernes gar nicht mehr seht!"

Darauf befahl der Churfürst dem Meister Grundmaus, mit dem Studiosus sogleich das Einstudiren des Holofernes zu beginnen, und entfernte sich dann, ohne das ihm vom Herrn Grundmaus unterthänigst angebotene Geleit anzunehmen.

Als dieser mit Rümpfler allein war, fiel er ihm um den Hals und rief voll Begeisterung: „Herr Studiosus Rümpfler, in meine Arme! Ihr seid der edelste Mensch auf dem ganzen Erdenrund! Durch Eure Zusag' habt Ihr Alles gerettet — mein großes Oratorium, das Musikfest, meine Ehr', meinen Ruhm . . . Alles . . . Alles . . ."

„Den Churfürsten, Euch, mich, den Ruhm und die Herrlichkeit des ganzen Churfürstenthums und des ganzen heiligen römischen Reichs!" fuhr Rümpfler im übermüthigen Scherze und unter lustigem Gelächter fort, während er den Grundmaus so heftig in seine Arme drückte, daß dieser gewaltig zu schreien anfing, und mit ihm im raschen Fluge etliche Mal um das Fäßlein herumtanzte. — „Nun seht also," sprach er dann zu Grundmaus, der, nachdem er sich aus Rümpflers Arme losgewunden, kaum mehr recht stehen und athmen konnte, „was wir Alles zu thun bereit sind, so man uns ein freundlich Wörtlein gibt. Seht also, wie weit wir's mit unserm Edelmuth treiben, so es sich darum handelt, dem hochgenädigen Churfürsten und Euch einen Gefallen erweisen zu können! Doch kein Wörtlein mehr davon! Eitel Selbstlob stinkt. — Laßt uns nun viel lieber mit der gänzlichen Entleerung dieses Fäßleins fortfahren, auf daß Gott der Herr meinem Baß Kraft und Stärk' verleihet und den Holofernes mit ersprieß-

lichem Gedeihen segnet. Ist das Fäßlein dahin, vollends zu Tod getrunken, dann wollen wir mit Gottes Hilf' mit dem Lebendigmachen des Holofernes beginnen."

Trotz alles Sträubens und Widerredens mußte sich Grundmaus dazu verstehen, mit Rümpfler einen Humpen nach dem andern zu leeren. Das Gespräch ward immer lustiger, und bis der Abend kam, war das Fäßlein auch glücklich zur Neige gebracht, aber auch Jeder so „geschäffig und nebelich," daß es am selbigen Tage mit dem Einstudiren des Holofernes nicht mehr recht von Statten gehen wollte. Desto besser ging's aber am nächsten Morgen und in den darauffolgenden Tagen, um so mehr, da es der Churfürst nicht am nöthigen Trunk fehlen ließ. Rümpfler sang, zur größten Zufriedenheit und Verwunderung des Churfürsten, den Holofernes bald so „fürbaß und keck" vom Blatt weg, daß man mit den Hauptproben beginnen konnte.

Alle Musici, Sänger und Sängerinnen, welche sich, der an sie ergangenen Einladung folgend, aus Nah und Fern allmählig und immer zahlreicher zu Dresden einfanden, mußten bei den Proben sogleich mitwirken. Die damals gar hoch berühmte Sängerin Donna Bigazzi aus Mailand, an welche vom Churfürsten eigends ein Bote abgesandt ward, übernahm die Parthie der Judith. Sie konnte Triller schlagen, die fast über drei bis vier Minuten andauerten, bald hoch und überaus fein, bald wieder recht tief und grob, bald wieder mit solch einer Stärke, daß Alles darob schier männiglich erbebte und erzitterte, und man auch die stärksten Instrumente kaum noch recht deutlich heraus zuhören vermochte, so sie recht gewaltig in's Feuer gerieth. Zudem war diese Donna Bigazzi auch überaus

schön von Angesicht, festen und gesunden Leibes, frisch und heiter und schier immerfort lustigen Sinnes. Der zu jener Zeit weltberühmte Violinspieler Giovanni Scioppio aus Cremona, welcher ebenfalls nach Dresden gezogen kam, stellte sich mit seinen Gesellen an die Spitze der Saiteninstrumente. Dieser hatte auf seinem Instrumente eine so außerordentliche Fertigkeit, daß er, auch bei den schwierigsten und verzwicktesten Stellen und Passagen, die Geige hinter sich auf seinem Rücken spielte, so zierlich und fein, daß sich darob wiederum Alles männiglich erstaunte und ergötzte. Ein gewisser Ragotzky aus Krakau kam mit einer „gräulichen Baßgeige" nach Dresden gezogen. Die war sieben Ellen hoch und auf einen Wagen gepackt, an dem acht Maulesel gespannt waren. Um dieses „Ungeheuer" traktiren und regieren zu können, war eine Leiter angebracht, auf welcher Ragotzky, je nach Bedarf höherer oder niederer Töne, mit dem Fidelbogen auf- und niedersprang. Ein Pater Seraphius Haselkern stellte eine von ihm selbst verfertigte Orgel auf. Diese bestand nur aus sechzehn Baßpfeifen, welche aber alle von ungeheurer Größe waren. Die Orgeltasten waren ebenfalls ungemein groß, und dabei gingen sie so hart, daß man ganz gewaltig mit den Fäusten darauf schlagen mußte, um das „wunderbarlich' Kunstwerk" spielen zu können. Nebst diesen kamen noch viele Andere, welche theils sehr wunderliche Instrumente mit sich führten, oder sonst in der Musika allerlei seltsame Künstlereien machen konnten. So kam auch Einer aus Franken, der „höchst anmuthiglich und fein" durch die Finger pfeifen konnte. Für diesen componirte Meister Grundmaus noch eigens zwei lustige Arien, welche er an passenden Stellen seinem Oratorio beifügte.

Alle, die kamen und etwas „Seltenes und Erbauliches, Zierliches oder Ergötzliches“ zu leisten vermochten, wußte Grundmaus bei seinem großen Musikwerke immer gleich am rechten Platze zu beschäftigen und zwar auch immer zur größten Zufriedenheit des Churfürsten, obgleich er deßwegen an der Composition fast täglich kleinere oder größere Abänderungen vornehmen mußte. So zeigte sich z. B. unter Anderm auch sehr bald, daß die gewöhnlichen Kesselpauken gegen Ragotzky's Baßgeige und des Paters Seraphius Baßorgel viel zu schwach waren, und man sie, wenn die Zwei zu arbeiten anfingen, fast gar nicht mehr recht heraushören konnte. Das war ein sehr „ärgerlich Ding,“ und man berathschlagte lange, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Endlich kam der Churfürst auf die Idee, zwei große kupferne Braubottiche zu Pauken umzuwandeln und als solche zurecht zu machen. Da aber diese dem Grundmausischen Ohr noch viel zu schwach zu sein schienen, befahl der Churfürst, zur Verstärkung des Paukenschalls etliche Karthaunen herbeizuschaffen, die gehörig gestimmt und bei der Aufführung des Concertes von dem obersten Hofkanonier gespielt werden sollten. Grundmaus wendete zwar ein, daß man zu den Zeiten des Holofernes noch keine Karthaunen gehabt habe. Der Churfürst aber meinte, das hätte nichts zu sagen, dieweil Holofernes sonder Zweifel die Karthaunen auch gebraucht haben würde, wenn er welche gehabt hätte. Dagegen war nun nichts Weiteres mehr einzuwenden.

Ferners ward beschlossen, daß, um der Musika mehr Leben und den gehörigen Rumor zu verleihen und das Ding für die Zuhörer recht deutlich und anschaulich zu machen, die Chöre nicht blos singend einander gegenüber

stehen, sondern wie zwei feindliche Kriegsheere gegen einander losrücken, unter Absingung einer gewaltigen Doppelfuge mit einander, wie wenn's Ernst wäre, tüchtig kämpfen und sich mit unreifem Obst und Erdklössen recht ergötzlich bewerfen sollten. Die eine Hälfte der singenden Chöre mußte die fliehenden Assyrier, die Andere die siegenden Israeliten vorstellen. Schon bei der ersten Probe zeigte es sich, daß dieß bei dem Feste eine außerordentliche Wirkung auf die Zuschauer und Zuhörer machen müsse.

Während also die Proben, sowohl im Einzelnen wie im Ganzen, mit allem Eifer fortgesetzt wurden, wurden auch die anderweitigen und zum großen Feste nöthigen Vorkehrungen getroffen, so unter Andern auf dem kleinen Hügel hinter dem sogenannten „Finkenbüschlein", wo das Concert stattfinden sollte, Gerüste, Tribünen und Erhöhungen für den Hof, die Zuschauer und Musiker errichtet. Dann ward der Tag zur Aufführung bestimmt, und dieser überall, in Nah und Fern bekannt gemacht.

Endlich kam der ersehnte Tag — es war der neunte Julius 1615. Eine ungeheure Menge Volks versammelte sich auf dem Festplatz, und die Tribünen waren von den Hohen und Fürnehmen aus Sachsen und aus den benachbarten Landen bald dicht besetzt. Viele brachten auch ihre Frauen und Töchter mit. Die waren überaus reich und zierlich gekleidet und gar lieblich anzuschauen. Der Churfürst mit seinem Hofstaate erschien zur zehnten Morgenstunde auf dem Platze. Mit ungeheurem Jubel, Karthaunenschall, Trompetengeschmetter und Trommelgewirbel ward er empfangen. Gleich darauf ließ Grundmaus eine gewaltige Jubelhymne ertönen, ausgeführt von sämmtlichen Musikkünstlern, Sängern und Sängerinnen, die sich zur

Mitwirkung des Grundmausischen Oratoriums versammelt hatten. Es waren über 400 Instrumentalisten und gegen 900 Sänger und Sängerinnen, also für die damalige Zeit gewiß eine ungemein große Zahl. Als die Hymne zu Ende war, ward bald mit einer Karthaune das Zeichen zum Anfange des Grundmausischen Oratoriums gegeben.

Dieses vom Anfange bis zum Ende zu schildern und zu beschreiben, vermag, nach dem Ausspruche eines gleichzeitigen Scribenten, keine menschliche Zunge, keine Feder. Es übertraf Alles und Alles, auch die kühnsten Erwartungen, kurz und gut Alles, was man bisher an Großartigem und Gewaltigem, an Schauerlichem und Erschreckbarem, dann wieder an Heiterem, Lustigem und Gespassigem in der Musika gehört und sonder Zweifel auch in Zukunft hören wird. — Wenn, sagt er, die ungemein vielen Trompeter und Posauner, Geiger und Pfeifer, Sänger und Sängerinnen im Forte zusammen arbeiteten, Ragotzky seine große Baßgeige, der Pater Seraphius seine Baßorgel drein spielten, der Paukenschläger auf den großen Braubottichen drauf los wirbelte, der Studiosus Rümpfler seine riesenhafte Baßstimme und die Dame Bigazzi ihre unerhört starken und schönen Triller erschallen ließen, und dazu auch noch zum Erstaunen und Schrecken der Zuhörer die Karthaunen drein donnerten, so verging schier Allen das Sehen und Hören, und man vermeinte wahrhaftig nichts Anderes, als der jüngste Tag sei angebrochen; Rümpfler, vom Fuß bis zum Scheitel als Holofernes verkleidet, genau so, wie man diesen kühnen und furchtbaren Heerführer auf alten Bildwerken abconterfeiet sieht, leistete wahrhaft Unglaubliches, indem er den Holofernes nicht nur sang, sondern auch spielte, und zwar so

kühn und tapfer, als ob er selbst ein großer Kriegsheld wäre. Seine Stimme, die er noch vor dem Concerte mit einem sehr ersprießlichen Trunk Bier gekräftiget hatte, vermochte man auch beim größten Gelärm ganz deutlich zu vernehmen. Was aber seinem Gesange die Krone aufsetzte, das war ein heroisches Heldenlied mit einer ungeheuren Fuge, welches er unter Begleitung der Posaunen, der großen Baßgeige, der Orgel, Pauken und der Karthaunen sang. Dann besonders schön und wunderbarlich frisch und kräftig war auch sein Gesang mit der Judith, namentlich da, als er derselben seine Liebe gestand, dann wieder, als diese zu ihm in das Gezelt eilte, um ihm hinter einem Vorhang den Kopf abzuschlagen. Während dieß vorging, sang, oder vielmehr brüllte er zu der ohnehin fürchterlichen Musika so schauerlich und wild drein, daß es dem ganzen Volk männiglich durch Mark und Bein drang und schier in großen Schrecken gerieth. Dazu kam auch noch, daß die Bigazzi gleich darauf mit dem abgeschlagenen Haupt des Holofernes, welches natürlich nicht das des Studiosus Rümpfler, sondern ein aus Holz gemachtes war, erschien und unter wildem Frohlocken und ungeheurem Gejauchze schier eine ganze Arie mit lauter Trillern schlug. Und kaum war die zu End', so erschien Rümpfler als Holofernes Geist und stellte sich an die Spitze seiner Leute, der Assyrier, welche unter wildem Geheul die Flucht ergriffen, während ihnen mit frohlockendem Gesange die Israeliten nacheilten und sie mit Obst und Erdklößen ganz weidlich bewarfen. Bei der Flucht wandte sich Rümpfler mit Etlichen von den Seinigen mehr als einmal wieder um, und warf den Einen oder Andern von den nacheilenden Israeliten zu Boden, so daß sich darob

Alles weidlich ergötzte und in ein schallendes Gelächter ausbrach. Wenn man bedenkt, daß dazu über 400 Spielleute, gegen 900 Sänger und Sängerinnen, Ragotzky mit seiner Riesenbaßgeige, Pater Seraphius mit der Baßorgel, die großen Pauken und die Karthaunen mit aller Gewalt darauf losspielten und arbeiteten, so kann man sich beiläufig eine Vorstellung von dem Gelärm und Höllenspektakel machen, der bei dieser Flucht stattgefunden hat.

Nachdem zur allgemeinen Bewunderung, Lust und Freud' das Grundmausische Meisterwerk zu Ende war, ließ der Churfürst auf der Stelle den Rümpfler vor sich rufen und sprach zu ihm: „Bravo, bravo, Studiosus Rümpfler! Ihr seid fürwahr ein ganzer Gesell und habt Eure Prob' gut bestanden! Und weil dem also so ist, und Ihr uns, meinem ganzen Hof und allen andern Leuten durch Euern Gesang und Rumor so viel Lust und Ergötzlichkeit bereitet habt, soll Euch auch zur Stund' guter Lohn dafür werden. Will Euch also zu meinem wohlbestellten Vice-Kellermeister und darneben zu meinem ersten Hofbaßsänger erheben und ernennen. Mit dem Geheimschreiber — das wißt Ihr schon — kann's aus gewisser Ursach' nichts werden. Nun, seid Ihr deß zufrieden? Oder wollt Ihr dennoch zum Kaiser Mathias nach Wien?"

„Nein, nimmermehr! Viel tausend Dank, genädigster Herr Churfürst!" rief Rümpfler entzückt vor Freuden aus. „Ach, hochgenädigster Herr, wie kann ich's Euch danken! So viel Huld und Gnad'! Mehr als überschwänglich sind wir damit zufrieden. Will auch just Euer Geheimschreiber nicht mehr werden, dieweil ich gar wohl erseh', daß ich als Kellermeister viel mehr Erkleckliches zu leisten vermag, denn mit der Feder."

„Das vermein' ich auch. Nur soll es uns lieb sein, so Ihr als Kellermeister nicht gar zu viel leistet,“ erwiederte der Churfürst lachend. — Darauf winkte er einem seiner Diener. Dieser eilte hinweg und kehrte bald wieder mit einem hübschen, rothwangigen Mägdlein zurück.

Schüchtern und vor Angst und Schrecken nicht im Stande, ein Wort zu sprechen, trat das Mädchen vor den Churfürsten hin und warf sich vor ihm auf die Kniee nieder.

„Cili . . . Cäcilia . . .!“ stotterte Rümpfler, durch diesen Auftritt auf's Höchste überrascht. „Ach, hochweiser, viel genädigster Herr Churfürst!“ setzte er dann rasch hinzu, indem er sich mit einem Satze zu seinem Liebchen auf den Boden warf.

„Da nehmt sie hin und seid glücklich zusammen!“ sprach freundlich der Churfürst. „Für gute Aussteuer wird mein Ehegespons, die Frau Churfürstin, sorgen.“

„Ach, Cili . . . genädigster Herr Churfürst! Schwör' es Euch, daß Ihr immer vortrefflich Bier im Keller haben sollt, daß ich mich Euch zu lieb' todt singen will!“ rief Rümpfler weiter, der im Uebermaaße vor Freuden nicht mehr wußte, was er sagen sollte. Dann sprang er auf, faßte sein Liebchen bei der Hand und rief mit mächtiger Stimme: „Hoch und lange lebe der weiseste, mächtigste und genädigste Churfürst von Sachsen!“

Freudig und mit donnerndem Jubel erwiederte die ganze Versammlung den Ruf.

Darauf ward im Freien und auf Kosten des Churfürsten große Mahlzeit gehalten. Alle Musici, Sänger und Sängerinnen waren dazu geladen. Bei Lust und

Freud', Spiel und Gesang und allerlei Kurzweil und überaus ergötzlichen Spässen und Narretheien ward geschmaust und gezecht, bis in die späte Nacht hinein.

Am übelsten aber kamen dabei der neubestellte Vicekellermeister und der ob des fürtrefflichen Gelingens und der meisterlichen Aufführung seines großen Musikwerkes ungemein glückselige Herr Grundmaus weg. Beide hatten sich nämlich so voll getrunken, daß sie nimmer gehen und stehen konnten und Keiner mehr recht wußte, was er sagte. Endlich geriethen sie mit einander noch gar in Streit, der, ungeachtet alles Abwehrens von Seite der andern „Betrunkenen,“ damit sich endete, daß sie einander recht weidlich zerzausten und abrauften, sich aber, bevor sie auseinander gingen, wieder versöhnten und herzlich umarmten.

Die Veranlassung zu diesem Gezänk war, daß Grundmaus behauptete, in seinem „Holofernes“ sei die schönste und herrlichste Musik, die je auf der Welt erschaffen wurde. Das wollte Rümpfler nicht recht glauben, spöttelte und machte allerlei unhöfliche Einwendungen. Dagegen ließ Grundmaus in seinem Aerger wiederum manches harte und spitzige Wort über Rümpflers Baßstimme fallen, und so ging immer das Eine wider das Andere, bis sie sich in den Haaren lagen.

Ehe sie von einander schieden, gaben sie sich noch gegenseitig das Wort, über dieses „Mißverständniß“ nichts laut werden zu lassen, und vor Allem dem hochgenädigen Churfürsten kein Wörtlein davon zu sagen. Aber dessen ungeachtet erfuhr es der Churfürst schon am nächsten Morgen, ließ die Beiden zu sich rufen und sich, zu seiner

Belustigung, vom Einen wie vom Andern den ganzen Hergang des Streites wiederum erzählen.

So schloß das große Musikfest — das Erste und wahrscheinlich auch im ganzen heiligen römischen Reich das Letzte dieser Art — welches Churfürst Johann Georg von Sachsen am 9. Julius 1615 zu Dresden abhalten ließ.

Der schwarze Beterlmacher.

Vor etwas mehr als zwei hundert Jahren, zu einer Zeit also, in welcher alle Stände des Volkes mehr oder minder vom tiefen Aberglauben befangen waren und demselben auch auf alle mögliche Weise huldigten, lebte in einem großen Dorfe, etwa einige Stunden von Ingolstadt entfernt, ein Mann, der weit und breit als Hexenmeister und Geisterbanner bekannt war und als solcher auch in sehr großem Rufe stand. Er war ein kleiner, hagerer Gesell, mit listigen, tiefliegenden Augen, kohlschwarzem Haar- und Bartwuchs und ungefähr über vierzig Jahre alt. Die Leute nannten ihn gewöhlich den „schwarzen Beterlmacher," weil er sich früher, bevor er sich ganz der Zauber- und Geisterbeschwörungskunst widmete, mit Verfertigung von Rosenkränzen beschäftigt hatte, mit diesen die Märkte bezog, oder sie durch seinen Freund, den Körbelnazi, verschleißen und verkaufen ließ. Sein eigentlicher Name aber war Andreas Pfingstvogel.

Wenn in diesem Dorfe, oder in den andern herumliegenden Ortschaften von einer Hexerei, von Geister- und Gespenster-Erscheinungen oder sonst von irgend einem Teufelsspuck die Rede war, so mußte fast immer der schwarze Beterlmacher damit im Spiele sein. Er galt

als ein Mann, dem in solchen Dingen Alles möglich war, der mit dem Satan, mit Geistern und Gespenstern, mit Hexen und Kobolden in immerwährendem Verkehr stehe, dem es ein Leichtes sei, da Menschen und Vieh mit Zauberei zu belegen, dort Einem ein Gespenst oder gar den Teufel in's Haus oder an den Hals zu hetzen, der die Macht und Gewalt besitze, den Hexen und Geistern zu gebieten, der da irgend ein großes Unheil anrichten, dort wieder ein Anderes hintertreiben könne.

Daß die Leute ihm solche Macht und Gewalt zutrauten und diesen Glauben von ihm hatten, das wußte er. Es war ihm sogar nicht unlieb, sondern ganz angenehm, daß die Leute dieß Alles von ihm glaubten und ihn für einen großen Künstler und Meister in Sachen des Hexen-, Gespenster- und Zauberwesens hielten. Er that also auch durchaus Nichts dagegen, um diesen Glauben zu mildern, oder ihn gänzlich von sich abzuwenden, wohl aber Alles, um die Leute in demselben noch mehr zu bestärken, obschon er sehr gut wußte, daß es mit seiner Kunst und großen Gewalt in solchen Dingen nicht weit her sei, daß er weder dem Satan, noch den Gespenstern und Geistern gebieten könne und überhaupt weder der Teufel, noch die Hexen und Gespenster sich um ihn Etwas scheeren und bekümmern. Er war vielmehr gerade in solchen Dingen, nämlich im Glauben an Hexen, Gespenstern ꝛc., seiner Zeit weit voraus; er glaubte durchaus nicht, daß Hexen, Gespenster und Zauberer irgend eine Gewalt über die Menschen haben und diesen etwas Böses anthun können; denn er war ein kluger und gescheider Kopf, dabei listig und voller Schalkheit. Aber in ihm steckte ein ungemein großer Hang und eine seltene Vorliebe zum Abenteuerlichen

und Mährchenhaften, zu Allem, was zum Zauber-, Hexen- und Gespensterwesen gehört und damit im Zusammenhange steht.

Von solchen Dingen zu reden und zu hören, sich damit selbst nach Möglichkeit zu befassen, da dem Einen ein Blendwerk oder einen Hockusbockus vorzumachen, dort wieder einem Andern einen Streich zu spielen oder irgend einen Schreck einzujagen, ihn dadurch zu dieser oder jener Handlungsweise zu verleiten und zu bestimmen, war seine größte Freude. Gar Manchen schon hatte er durch sein geheimnißvolles und, natürlich nur dem Scheine nach, zauberhaftes Thun und Treiben zahm und mürbe gemacht, in Furcht und Schrecken gejagt, und dadurch zu dieser oder jener Sinnesänderung und Handlungsweise gebracht.

Dabei wußte er sich immer so zu verstellen und Alles so schlau und klug zu lenken und zu schlichten, daß ihm die Leute nicht in die Karten sehen konnten, vielmehr unbedingten Glauben schenkten und ungemein großen Respekt vor ihm hatten; sie hielten ihn für einen gewaltigen Meister in seiner Kunst, und hatten, obschon sie sich vor ihm auch fürchteten, alles Vertrauen zu ihm. Was er in solchen Dingen sagte, das konnte in ihren Augen auch nicht anders sein.

Das war dem Beterlmacher recht. So wollte er es haben. Nebst allen Dem hatte er auch noch den Vortheil, daß ihm seine Kunst, oder vielmehr die Vorspiegelungen derselben, manches blanke Geldstück in den Säckel lieferte. Dabei konnte er ein recht behäbiges und sorgenfreies Leben führen, und das Rosenkranzmachen, an welchem er ohnehin nie eine besondere Freude hatte, am Ende ganz an den Nagel hängen.

Das Beste aber an seinem phantastischen und geheimnißvollen Thun und Treiben war, daß er damit die Leute selten in großen Schaden setzte, sondern ihnen vielmehr oft zum Nutzen ward, sie auf bessere Gesinnungen und Wege lenkte, und, was Leben und Gesundheit, Hab und Gut betrifft, stets und so weit es ihm möglich war, vor Schaden und Nachtheil zu bewahren suchte. Dieß war's auch ganz besonders, weßhalb ihm die meisten Leute so freundlich zugethan waren, so gewaltigen Respekt vor ihm und alles Zutrauen zu ihm und seiner Kunst hatten.

Wenn z. B. ein Siechkranker zu ihm kam und sagte, daß ihm, nach seiner Meinung und seinem Dafürhalten, die Unpäßlichkeit angehext worden sei, so ließ er diesen fest auf seinem Glauben, untersuchte ihn aber auf das Sorgfältigste, um, so weit er es vermochte, die Ursache der Krankheit zu ergründen. Dann machte er allerlei Sprüche über den Patienten, gab diesem heilsame — wie er sich aber auszudrücken pflegte, höchst geheimnißvolle — Kräuter zu essen, befahl ihm, so und so oft ein lauwarmes Bad zu nehmen, einfache und leicht verdauliche Kost zu genießen, täglich, wenn's die Kräfte des Kranken erlaubten, einmal oder auch zweimal um das Dorf zu gehen, dabei einen Rosenkranz zu beten und überhaupt einen recht frommen Lebenswandel zu führen.

Häufig erlangte so Einer wieder seinen Gesund, aber, wie leicht begreiflich, nicht durch Zaubersprüche und geheimnißvolles Kräuterwerk, sondern durch Diät im Essen und Trinken, durch fleißiges Baden und tägliche Bewegung in der freien Natur. Daß dabei ein frommer Lebenswandel und das Beten nicht schaden, sondern nur wohlthätig auf

Sinn und Gemüth des Kranken einwirken konnten, wird Jedem von selbst begreiflich sein.

Wie bei Menschen, so machte er auch bei Thieren häufig sehr glückliche Kuren. Er wußte aber auch da immer die Ursache der Krankheit dem böswilligen Hexen- und Zaubervolk in die Schuhe zu schieben, und zwar mit einer so ernsten, bedächtlichen Miene, daß kein Mensch in seine Worte einen Zweifel setzte. Um in solchen Fällen der Sache noch mehr Nachdruck zu geben und Glauben beizumessen, erzählte er dabei in der Regel noch ein Langes und Breites, wie auffässig und feindselig ihm das Hexenvolk sei, wie es ihn verfolgen und verzaubern würde, wenn es ihm auf irgend eine Weise beikommen könnte und er nicht so ungemein viele Mittel und Macht wider dasselbe hätte.

Vor Verfolgungen, denen etwa hie und da zu jener Zeit Hexen, Hexenmeister, Zauberer und Schwarzkünstler von Seite der hohen Obrigkeit ausgesetzt waren, war Beterlmacher ganz sicher. Der Richter des Ortes und der Umgegend, selbst im hohen Grade abergläubisch, wollte sich mit Leuten, die, wie man ihm sagte und wie er es selbst glaubte, sich mit Hexereien und Zaubereien befaßten, oder im Geruche standen, daß sie sich damit befassen sollten, nicht verfeinden, sondern mit ihnen stets auf möglichst gutem Fuße stehen; denn er befürchtete, daß, würde er gegen sie feindselig auftreten, sie sich dafür leicht an ihm, oder seinem Hab und Gut rächen könnten. Er ließ also Jeden, der sich in seinem Revier mit Zauberei und Geisterbeschwörungen abgab, oder im Verdacht war, daß er zaubern und hexen könne, schalten und walten, wie er wollte, und freute sich sogar heimlich darüber, wenn er

hie und da hörte, daß ihm ein Solcher mit besonderer Gunst und Geneigtheit zugethan war. Ganz gewaltigen Respekt hatte er aber vor dem schwarzen Beterlmacher. Diesem war er, theils aus Furcht vor ihm, theils wegen des großen Einflusses und der seltenen Macht, welche, nach seiner Meinung, derselbe in und über Hexen- und Zauber-Angelegenheiten hatte, stets und immer auf das Freundlichste gewogen und gestimmt. Und hatte er manchmal in Sachen des Hexen-, Gespenster- und Zauberwesens einen Zweifel, und in Folge des Zweifels irgend einen Aufschluß vonnöthen, so ward von ihm auch nie ein Anderer, als der Beterlmacher gerufen und um Rath befragt. Was dieser, als Sachverständiger, sagte, das galt in den Augen des weisen Richters als volle Wahrheit. Darüber ließ er Nichts kommen und ein weiteres Eindringen in die Sache hielt er weder für nöthig, noch für eine Möglichkeit.

Fast noch mehr, als der Herr Richter, war dessen Gesponsin, die Frau Richterin, dem Beterlmacher freundlich gesinnt. Beterlmacher war in Hexen- und Zaubersachen ihr untrügliches Orakel und zu dem auch noch ihr wohlbestallter Hausarzt, sowohl für ihre eigene Person, als auch für ihre Kühe, Schweinlein, Hühner und Gänse, deren Zucht sie mit großer Vorliebe betrieb, um ihrem Herrn Gemahl nach harten Amtsgeschäften dann und wann ein frisch gebratenes Spanferklein oder Geflügelwerk vorsetzen zu können. Da noch überdieß der kluge Beterlmacher sämmtliche Orakelsprüche und ärztliche Behandlung der Frau Richterin unentgeltlich leistete, so läßt sich leicht denken, in welch hoher Gunst er bei ihr stand, und daß es in ihrer Gegenwart wohl Niemand hätte wagen dürfen, dessen seltene und geheimnißvolle Kunst und

tiefe Weisheit auch nur mit einem einzigen mißliebigen Wörtlein anzutasten.

Nicht minder gut, als beim Herrn Richter und dessen Gemahlin, stand Veterlmacher auch beim Herrn Pfarrer und dessen wohlbeleibten Köchin; denn er war auch da Haus- und Vieharzt und noch über dieß extra Schutzherr desselben wider das arglistige Hexen- und Zaubervolk, welches ihn, den Pfarrer, schon seit Längerem gewaltig auf dem Strich hatte, ihm schon einige Mal ein fürchterliches Ohrenreissen und Bauchgrimmen angehext und im Verlauf etlicher Jahre sogar seine schönsten und besten zwei Kühe im Stalle todt geritten und gezaubert hatte.

Auch als Wetterprophet genoß Veterlmacher im ganzen Orte und in der Umgegend einen großen Ruf. Er verstand nämlich einige Witterungsregeln, und auf diese sich stützend, war er nicht selten im Stande, gutes und schlechtes Wetter schon im Voraus mit einiger Sicherheit anzugeben. Daß er sich bei diesen Angaben rein nur auf Witterungsregeln verließ, verschwieg er natürlich auf das Sorgfältigste und stellte sich dabei so, als würden ihm dieselben zuvor durch überirdische Wesen zugetragen und in's Ohr geraunt.

Vor diesen Wetterprophezeihungen hatten die Bauern wirklich einen gewaltigen Respekt, noch mehr aber, wie sich leicht denken läßt, vor dem Propheten selbst. Kaum getrauten sie sich mehr das Getreid auf dem Felde zu schneiden, oder ihre Wiesen zu mähen, ohne zuvor beim Veterlmacher anzufragen, wie es heute, morgen oder übermorgen mit der Witterung stehe oder stehen werde. Sagte dieser gut, so ging's mit der Sichel auf das Feld, oder mit der Sense auf die Wiese. Sagte er schlecht, so blieben

sie daheim und ließen Feld und Wiese ungeschoren. Oft genügte von Seite des Veterlmachers nur ein Wink, und alle Schnitter auf dem Felde ließen die Sichel ruhen, oder arbeiteten, wenn's gerade am Einheimsen war, bis in die späte Nacht hinein.

Dann und wann kam's freilich auch vor, daß der Veterlmacher mit seiner Wetterprophetenweisheit einen ganz gewaltigen Fehlschuß machte. Aber in diesem Fall wußte er sich auch immer wieder mit einer guten Ausrede hinaus zu beissen, diesen oder jenen boshaften und schadenfrohen Hexen und Geistern das Nichteintreffen seiner gemachten Prophezeihung in die Schuhe zu schieben.

Um den Leuten immer mehr weiß zu machen und sie in dem Glauben zu bestärken, als stände er mit überirdischen Wesen, guten und bösen Geistern, Hexen und Kobolden 2c. im immerwährenden Verkehr, dann mit den Einen oder Andern sogar in ganz gutem vertraulichem Einvernehmen, geberdete sich Veterlmacher vor den Augen der Menschen auf eine ganz absonderliche und höchst auffallende Weise. Wo er nur immer glaubte, daß es seine gehörige Wirkung machen könnte, wußte er in all' seinem Thun und Treiben, Reden und Schweigen 2c. etwas Geheimnißvolles und Abenteuerliches zu legen. Wenn ein Gewitter am Himmel stand, so ging er, oft bei größtem Sturm und Regen, auf Felder und Wiesen hinaus, irrte draussen in verschiedenen Kreisen umher, blieb bald stehen, bald lief er wieder, beide Hände gegen das Firmament erhebend, in gemessenen Schritten von einem Punkte zum andern, um dadurch die Leute in der Meinung zu bestärken, als hätte er bei dem Kampf der Elemente Etwas drein zu reden, mit den Geistern in der Luft irgend einen Hader oder

Strauß zu bestehen, oder als wollte oder könnte er sie von irgend einem böswilligen Vorhaben abhalten und sie sammt und sonders davon und zum Teufel jagen. Häufig ging er auch am Abende nach dem Gebetläuten, bald bedächtlichen, bald sehr eiligen Schrittes, zum Dorfe hinaus, über Berghügel und Haiden dahin, bald auf den nahen, mit allerlei düsterem Gesträuch und Buschwerk überwachsenen Schindanger, auf welchem es, nach der Volksmeinung, zur Nachtszeit nicht weniger als geheuer war, bald wieder in den nahen, von Moorgründen, Schilf und Ginsterpflanzen umsäumten Gaichenwald, in welchem, wie die Sage ging, seit undenklichen Zeiten Hexen, Kobolde und böse Geister ihr Unwesen trieben, oft das wilde Heer ein Stündchen der Ruhe pflegte, einen festlichen Schmauß oder lustigen Tanz abhielt. So oft Veterlmacher gegen Abend auf diesen Wald zuschritt, erhoben die Raben und Dohlen, welche zu Hunderten auf den Aesten und Wimpfeln der Fichten und Tannen ihr Nachtlager hielten, ein wildes, grauenhaftes Geschrei. Die Leute, welche das hörten, waren der festen Meinung, es stecke da im Zusammenhange mit dem Veterlmacher etwas Geisterartiges dahinter; denn sie hatten nicht minder den festen Glauben, daß sich in der Gestalt der Raben allerlei böse Geister herumtreiben und oft der Teufel selbst unter dieser Maske seine Kreuz- und Querfahrten macht und sich an die Gehöfte und zu Menschen und Thieren heranschleicht. Wohl wußten sie auch, daß die Raben auch rumoren und schreien, wenn ein Anderer daher kommt, sie aus ihrer Nachtruhe aufstört; aber das Geschrei der Raben kam ihnen beim Veterlmacher ganz anders vor, als wenn zu dieser Stunde andere Leute sich dem Walde und diesen

Thieren näherten. Sie glaubten nichts Anderes, als ein schauerliches Jubelgeschrei zu vernehmen, und Einige meinten sogar, daß sie aus demselben ganz deutlich allerlei sonderbare Worte heraus gehört haben.

Als im Laufe der Zeit der Beterlmacher immer mehr und mehr merkte, daß er sowohl als Hexen- und Geisterbeherrscher, als auch als Heilkünstler und Wetterprophet bei den Leuten allmählig unbedingten Glauben und festes Vertrauen fand und in Folge dessen sein Ansehen auch immer mehr wuchs, so ward er von Tag zu Tag stolzer, aufgeblasener und am Ende verstieg er sich in seinem Ideenkreise sogar so weit, daß er sich einbildete, Alles und Jenes im ganzen Orte müßte nach seinem Kopfe gehen. In vielen Stücken gelang ihm dieß auch ganz vortrefflich, namentlich in Sachen der Hexenbeherrschung, Gespenstereien und Geisterbeschwörungen. Bei manchen Dingen standen ihm aber auch große, oft fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil er allein, ohne einen tüchtigen und vertrauten Gehilfen, das Eine oder Andere nicht recht in's Werk setzen und vollbringen konnte.

Um diesem großen Uebelstand abzuhelfen, schaute sich also der Beterlmacher zu seinem Geschäfte nach einem geschickten und brauchbaren Gesellen um. Nach einigem Ueberlegen und Prüfen fiel hiezu seine Wahl auf seinen guten Freund, den Körbelnatzi, so genannt, weil er seines Gewerbes ein Korbflechter war und Ignaz hieß. Dieser schien dem Beterlmacher zu solchen Dingen ganz der rechte Mann zu sein; denn der Körbelnatzi war schlau und listig, keck und verschwiegen und immer gleich dabei, wenn es galt, irgend eine Schalkheit oder lustigen Streich auszu-

führen. Dabei hatte er auch, wie sich der Beterlmacher schon öfters überzeugt hatte, eine ganz besondere Vorliebe zu allem Abenteuerlichen, Geister- und Gespensterhaften und somit Alles in Allem, was Der an sich haben sollte, den er zu seinen Unternehmungen nöthig hatte.

Beterlmacher weihte also, was er aus guten Gründen bisher noch nicht gethan, den Körbelnatzi in alle seine Geheimnisse, in seine ganze Wirksamkeit ein, und bedeutete ihm, daß er, der Natzi, bei künftigen Unternehmungen bald diese, bald jene Rolle zu spielen habe, bald ein Gespenst, bald einen Kobold oder Satan darstellen müsse. Dabei ward ihm auch in Aussicht gestellt, daß er dafür hie und da einen guten Lohn erhalten werde.

Der Körbelnatzi war über den ihm gemachten Antrag, über das große Vertrauen seines Freundes, so wie über den ihm in Aussicht gestellten Wirkungskreis ungemein erfreut und versprach, Alles und Jedes getreulich und zur besten Zufriedenheit seines Prinzipals zu machen und zu vollführen.

Um das Bündniß noch fester zu knüpfen und sich der Verschwiegenheit des Körbelnatzi in Allem möglichst zu versichern, ließ ihn dann der Beterlmacher einen fürchterlichen, dreifachen Eid schwören.

Kaum hatten die Beiden das seltene und sonderbare Bündniß geschlossen und sich über das Eine und Andere gehörig besprochen und verständiget, so zeigte sich auch schon eine ganz gute Gelegenheit, bei welcher der Natzi über seine Geschicklichkeit in solchen Dingen die erste Probe bestehen und gegenseitiges Wollen und Einverständniß durch eine kühne That bewiesen werden sollte.

Es war im Anfange des Winters, als die Bauern des Dorfes fleißiger, wie sonst, das Wirthshaus besuchten, sich in demselben häufig tüchtig berauschten, dabei um theures Geld spielten und auch oft in Händel und arge Raufereien geriethen. Solches Unwesen dauerte nicht selten bis zur späten Mitternachtsstunde. Dann lärmten und schrien sie nach Hause, und Mancher von ihnen ließ es daheim auch noch seinem Weib und seinen Kindern fühlen, daß er mehr als zu viel gesoffen, seinen wenigen Verstand in Rausch aufgehen hatte lassen.

Der Pfarrer redete über dieses heillose und Verderben bringende Unwesen oft die ärgsten Worte von der Kanzel herab, stellte den Bauern auf jede Weise das Sünd- und Lasterhafte der Trunksucht und Völlerei dar und ermahnte sie durch Bitten und Vorstellungen zu einem besseren, frommen und Gott gefälligen Lebenswandel.

Doch alles Predigen, alle Vorstellungen des Pfarrers wollten nichts frommen und helfen. Die Bauern achteten nicht auf seine Worte und triebens in den nächsten Tagen im Wirthshause fast noch ärger, denn zuvor. Auch der Herr Richter that sein Möglichstes, dem Unwesen zu steuern; aber die Frau Richterin wollte es mit Dem oder Jenem im Orte nicht verderben, und somit mußte ihr Gemahl mit seiner ganzen Amtsgewalt in dieser Sache den Kürzeren ziehen.

Da dachte sich der Beterlmacher: „Recht haben sie, der Herr Pfarrer und der Herr Richter! Solch Unwesen und wildes Getreib' thut nicht gut und führt nur zum Schlimmen. Das muß anders werden! Aber ich seh' schon, der Pfarrer und der Richter werden so den übermüthigen und groben Lümmeln nicht Meister. Also muß

ich mich in's Mittel legen. Weiß gewiß, daß es dann bald anders und nach meinem Kopf geht!"

Darauf warf er sein dunkelrothes Mäntelein um und ging zum Körbelnatzi. Ueber zwei Stunden blieben die Zwei beisammen und traktirten mit einander über den fraglichen Gegenstand.

Beim Hinweggehen sagte der Veterlmacher: „Also halt fein dein Maul und lass' dir Nichts anmerken! Die Kerls wollen wir so zahm und mürb' machen, wie Erdäpfelbrei, und so in die Eng' treiben, daß Keiner mehr weiß, woaus und wohin. Nun gute Nacht!"

Zwei Tage darauf — es war an einem Sonntag — versammelten sich die Bauern wieder im Wirthshause und ließen sich das Braune recht wacker schmecken. Bis gegen Abend ging's Einem wie dem Andern wieder ganz wirr und toll im Kopf herum. Dann ging das Lärmen, Singen und Streiten wieder los und bis gegen die Mitternachtstunde ward der Spetakel so groß, daß Keiner mehr sein eigenes Wort verstehen konnte, Keiner mehr wußte, was er sagte und was er dem Andern zur Antwort geben sollte. Es schien, als wenn Einer den Andern im Schreien und Lärmen übertreffen wollte. An's Nachhausegehen dachte Keiner, obgleich die zwölfte Stunde schon vorüber war.

Der Veterlmacher war auch dabei; er verhielt sich aber ganz ruhig, saß am obersten Tische neben seinem Nachbarn, der an dem Tumulte ebenfalls keinen Antheil nahm, und unterhielt sich mit diesem über allerlei gleichgiltige Dinge. Er wollte heute absichtlich nicht früher nach Hause gehen. Das konnten die Andern nicht recht begreifen, weil er sonst nie so lange sitzen geblieben. Der

Beterlmacher aber wußte warum, und redete gleichgiltig mit dem Nachbarn fort.

Von Zeit zu Zeit stand er auf und gemahnte die Besoffenen an's Heimgehen; aber diese achteten nicht auf ihn, sondern lärmten und schrien immer noch ärger. Und als der Beterlmacher mit der Zeit seine Ermahnung mit etwas ernsteren Worten, als zuvor, wiederholte, griffen sie Alle, gleichsam zum Trutz, nach ihren Krügen und leerten diese unter wildem Geschrei und Tumult bis zur Neige. Dann stimmten sie, mehr brüllend als singend, ein zottiges Liedlein an und schlugen mit den Fäusten auf den Tischen den Takt dazu.

„Hei, Juhe! So ist's recht! Nochmals von Vorn' an!" tobte und lärmte Einer der Tollsten, nachdem das Lied einmal abgeblärrt war.

„Ja, nochmals von Vorn'!" stimmten ihm die Andern mit lallenden Zungen bei.

Aber kaum war der Gesang, oder vielmehr das wilde Geblärr, zum Zweitenmale angefangen, als sich draussen ein schauerliches Winseln und Heulen vernehmen ließ. Dann erfolgten drei gewaltige Schläge an die geschlossenen Fensterläden.

Plötzlich verstummte der wilde Gesang. Die Besoffenen gafften einander ganz verblüfft und erschrocken in's Angesicht.

„Was, was gibt's da draussen?!" geiferte Einer nach einigem Horchen und nachdem der erste Schreck vorüber war.

„Glaub', da will uns gar Einer foppen!" erwiederte ein Anderer mit schwerer Zunge.

„Wart, dem wollen wir gleich den Schädel ein wenig

blau und schwarz dreschen!" schrien Etliche zusammen und rannten, rasch nach Stöcken und Krügen greifend, im wilden Ungestümm zur Thür hinaus.

Es verging aber kaum eine Minute, so stürzten sie schon wieder herein, leichenblaß und vor Schrecken an allen Gliedern zitternd.

Rasch wurden Alle vom heftigsten Schrecken ergriffen, bis auf den Beterlmacher. Dieser that so, als ob er über den Vorfall sehr erstaunt wäre, reckte kühn seinen Kopf in die Höhe und musterte mit forschendem Blicke die erschrockenen Bauern.

„Jesus, Maria und Joseph! Was gibt's?!" stotterten Etliche, indem sie sich bekreuzten, Andere sich in die Winkel drängten, wieder Andere sich von ihren Plätzen erhoben.

Aber kaum waren diese Worte gesprochen, als sich der Schrecken auf das Höchste steigerte. Ein fürchterlich aussehendes Gespenst, mit langen, schwarzen Haaren und wildem schauerlichen Angesicht trat im nämlichen Augenblicke langsamen Schrittes in die Stube und bis zur Mitte derselben. Dann blieb es stehen und streckte langsam beide Hände nach allen Seiten hin, gleichsam als wollte es nach dem Einen oder Andern greifen.

Die Bauern standen oder saßen wie versteinert in den Ecken der Stube. Vor Angst und Schrecken getraute sich Keiner von der Stelle zu bewegen, Keiner laut zu athmen, viel weniger ein Wort zu sprechen, und Alle waren auf einmal so nüchtern, als ob sie gar Nichts getrunken hätten.

Fast etliche Minuten dauerte diese schreckliche Stille. Nun erhob sich langsam der Beterlmacher von seinem

Sitze, kreuzte beide Arme über die Brust, und schaute mit ernstem Blick und trotziger Miene auf das Gespenst hin. Dieses blieb, nun Kopf und Hände rasch nach allen Seiten hin bewegend, noch etliche Augenblicke in der Mitte der Stube stehen. Dann schritt es um Einiges vor, und ließ sich an dem Tische derjenigen nieder, welche die größten Säufer waren und zuvor den meisten Lärm und Spektakel gemacht hatten.

Dabei blinselte und grinste es ganz grimmig und begierig dem Einen und Andern in's Gesicht, besonders aber denen, welche am nämlichen Tisch saßen. Dann und wann ward auch dem Beterlmacher ein grimmiger Blick hingeworfen.

Der Beterlmacher aber ließ das Gespenst nicht aus dem Auge. Keine Sylbe kam über seine Lippe.

So dauerte es noch eine gute Weile fort. Die Augen der vor Furcht und Angst an allen Gliedern zitternden Bauern stierten bald auf das Gespenst, bald auf den ganz ruhig dastehenden Beterlmacher hin. Allen rieselte ein eiskalter Schauer durch den Leib, Allen stand der Angstschweiß auf der Stirne, Alle sahen in dieser schrecklichen und verzweiflungsvollen Stunde den Beterlmacher als ihren Retter an und erwarteten mit bebenden Herzen, daß er sie aus den Händen dieses schauerlichen Gastes befreien und ihn durch seine Kunst bald von dannen treiben möchte.

Aber der Beterlmacher blieb zu ihrer größten Verzweiflung noch lange stumm und unbeweglich, und gab so halb und halb durch Blick und Miene zu erkennen, als ob er sich in diesem schwierigen Falle selbst nicht gleich recht zu helfen wüßte.

Endlich, nach langer, langer Pause, setzte er langsam und feierlich, bald rechts, bald links seinen Kopf in Bewegung, machte bald mit der rechten, bald mit der linken Hand einige phantastische Zeichen und murmelte dabei etliche unverständliche Worte.

Hernach streckte er beide Hände gegen das Gespenst und sprach laut und vernehmbar:

„Habi, iba, fabi! Stupidicus, pecus bubulum! Verstanden, du osium nocturnum!"

„Rata, Palmerasi, Opsus!" antwortete das Gespenst mit hohler, geisterartigen Stimme und ebenfalls beide Hände gegen den Beterlmacher ausstreckend.

„Still!" herrschte Beterlmacher dem Gespenste zu. „Im Namen des Zokoraborato Sallo Rebumati ipso befehl' ich Dir's, auf daß Du, elende Kreatur aus der Geisterwelt, erkennen mögest, wer ich bin und wer hier zu Dir spricht! Gib Antwort nun! Wer bist Du? Wer hat Dich hieher gesandt? Was ist Dein Begehr?"

„Habo, Schauka, Palkosum, Nestolum!" erwiederte das Gespenst in düsterem, ernsten Tone und mehr heulend als redend.

„Ha, Faxi, Oastala, Vichi, Habala, Diabola, Kabalo!" fuhr der Beterlmacher plötzlich zornig auf. „Erlogen ist's, dreimal erlogen!" setzte er rasch bei, indem er mit der Hand gewaltig auf den Tisch schlug. „Sprich die Wahrheit! Willst Du mir aber mit Lug und Trug zu Leib rücken, so werd ich Dir auf der Stell' zeigen, daß ich der Mann bin, der Dich auf die unterste Stufe der Geisterwelt zu schleudern vermag. Ein einzig Wort von mir und Spandokulum, Stupidikus, Dein gewaltiger Herr und Meister, verbannt Dich 10,000 Klafter in die

Tiefe des untersten Erdreichs. Gib Antwort also! Wer hat Dich hieher gesandt und was ist Dein Begehr?!"

„Aziel, Raba, Amadi!" sprach das Gespenst nach kurzer Pause. „Da Du so mächtig bist und solch geheimnißvolle Wort' zu mir sprichst, so will und muß ich Dir zur Red' stehen. Höre also! — Es ward von einer höheren Gewalt meinem hochmächtigen Herrn und Meister, dem gar sehr edlen und hochweisen Spandokulum Stupidikus, in's Ohr geraunt, daß allhier die Bauern sammt und sonders der Trunkenheit fröhnen, dabei viel rohen Lärm und andern Unfug treiben und dann daheim zum Oeftern ihre Weiber durchprügeln. Und als er Dieß vernommen, ward er so grimmig und zornig, daß ihm auch der beste Bissen nicht mehr schmecken wollte, und er sendete mich aus und hieher, um diesem groben Lümmelvolk einen ernsten Deut und Wink zum Bessern zu geben, und so Dieß nichts fruchten und helfen sollt', die Aergsten darunter ein wenig beim Kragen zu packen, oder, nach meinem Gutbefinden, gar mit einer noch größeren Straf' zu züchtigen." —

Mit Staunen und Entsetzen vernahmen die Bauern diese verhängnißvollen Worte. Keiner getraute sich mehr recht zu schnaufen und den Aergsten von ihnen ward es ganz schwindlich im Kopfe.

Der Beterlmacher aber legte nun sein spitziges Kinn in die Rechte und versank in tiefes Sinnen, ohne eine Sylbe zu sprechen, dabei bald auf die Bauern, bald auf das Gespenst ernste und bedenkliche Blicke hinwerfend.

„Hm, hm, Egot, Teurat, Orasi!" summste er nach einer langen Pause vor sich hin und dabei sehr bedächtlich und bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickend. „Wenn dem also so ist," fuhr er dann, zum Gespenste gewendet, fort,

„so vermag ich's nicht zu ändern. Der Befehl Deines hochmächtigen Herrn und Meisters muß vollzogen werden. Das ist so klar, wie das Sonnenlicht. — Hm, das ist schlimm, sehr schlimm! — — Aber hör' einmal! Vielleicht läßt sich da doch noch helfen und ein Ausweg finden. — Ich will mich bei dieser Sach' in's Mittel legen und vor der Hand dafür stehen, daß inskünftig dieses Bauernvolk da all das übermässig Saufen, Gelärm, Streiten und all jeden weiteren Unfug unterlasset. Fahr' also wieder zurück in's Geisterreich und sag' und vermeld' Das Deinem hochmächtigen Spandaculum Stupidicus, nebst einen schönen Gruß von mir!"

„Hab nicht viel Lust, Deinem Geheiß zu folgen und meinem Herrn und Meister solche Botschaft zu hinterbringen," entgegnete das Gespenst, bedächtlich den Kopf schüttelnd. „Seitdem er vom alleröbersten Beherrscher der Geister, dem fürchterlich gewaltigen Eiga, Amodei, Miri Obeisam, einen derben Nasenputzer bekommen, ist mit ihm nicht mehr recht auszukommen. Er sieht Tag und Nacht ganz grollig und grimmig drein, und gar schlimm ergeht's dem, der heimkömmt, ohne daß er seinen Befehl vollzogen hat. Er wär' im Stand' und würd' unser Einen in Stücken zerreissen und mit Haut und Haar auffressen."

„Geh heim und thu', was ich Dir geheißen! Ich nehm's auf mich. Sollst Nichts zu befürchten haben!" warf der Veterlmacher ernst und trotzig hin.

„Es geht nicht!" war die Antwort. „Es gäb' einen Höllenspetakel, so ich unverrichteter Sach' heim käm'. Wenigstens will und muß ich die drei Aergsten unter diesen besoffenen Lümmeln züchtigen und ihnen den Hals ein wenig umdrehen. Hab's da auf einem Zettel geschrieben."

Mit diesen Worten zog das Gespenst ein schwarzes Täfelchen aus seinem Kleide und warf auf dasselbe einen flüchtigen Blick; dann fuhr es fort: „Die Drei sind 1) der großmaulige Stüpelbauer, der immer mit einem Rausch nach Haus kommt und dann sein Weib prügelt; 2) der einäugige und grundlüderliche Bachhiesel, der Alles verlumpt und versäuft und daheim die Seinigen darben und hungern läßt; 3) der dachsbeinige und streitsüchtige Jauchertfriedel, der ebenfalls ein großer Lump und Trunkenbold ist und dabei immer Zwietracht und Händel stiftet. Die Drei wenigstens muß ich . . . .“

Ohne seine Rede zu vollenden, fuhr das Gespenst mit einem Satze auf den Tisch zu, hinter welchem der Stüpelbauer, der Bachhiesel und Jauchertfriedel saßen. Zähneklappernd und ein fürchterliches Angstgeschrei ausstossend, rannten die Drei in demselben Moment und unter gewaltigem Gepolter unter den Tisch. Rasch und schauerliche Töne ausstossend, rumpelte ihnen das Gespenst nach.

„Heb' Dich hinweg! Im Namen des Zokoraboratos befehl' ich Dir's!“ herrschte nun Veterlmacher mit gewaltiger Stimme dem Gespenste zu. „Laß es gut sein für dießmal! Ich, der Veterlmacher, steh' für die Drei. Nun heb' Dich von hinnen und bericht' daheim deinem Herrn und Meister, was ich Dir geheißen! Nitza, Rabulus, Keresat Dixi! Verstehst Du diese Worte?!“

„Ja, wenn Du diese Worte sprichst, so muß ich weichen!“ antwortete das Gespenst, mehr heulend als redend, indem es augenblicklich von der Verfolgung abließ und langsam hinter dem Tische hervorkroch.

„Ich geh', geh' von hinnen!“ fuhr es dann im geisterartigen Tone fort, während es sich erhob und seine

vorige Stelle mitten in der Stube wieder einnahm. „Aber wehe, wehe, wehe, so es nicht so, sondern anders ist!“

„Nun weiche von hier! Ich befehl es Dir!“ donnerte Beterlmacher wiederholt dem Gespenste zu. „Meinen freundlichen Gruß an deinen vielgewaltigen Herrn und Meister!“

„Ich geh', ich geh', komm' aber bald wieder, so sich diese ungeschliffenen Lümmel da nicht zum Bessern wenden! Haga, Vela, Kaba! Ich geh'! Wehe, wehe, wehe!!“

Mit diesen Worten und unter allerlei schauerlichem Gestöhn und Geheul, dabei sich öfters drehend und wendend und mit den Händen hin- und herfahrend, ging das Gespenst bis zur Stubenthür. Vor derselben wendete es sich nochmals um und erhob drohend seine Rechte gegen die Bauern, dann huschte es rasch und unter wildem Geheul zur Thür hinaus.

Zitternd und bebend und mit kaltem Angstschweiß auf den Stirnen, sahen die Bauern einander an. Kein Wort ward gesprochen. Nur dann und wann hörte man einen tiefen und wohl vernehmbaren Athemzug oder ein leichtes Aufseufzen.

Mit triumphirender und gebieterischer Miene ließ nun Beterlmacher seinen ernsten Blick auf den Erschrockenen ruhen, ohne dabei eine Sylbe zu sprechen.

Es war eine feierliche, unheimliche Stille.

Endlich löste sich seine Zunge.

„Also habt Ihr's gehört und gesehen!“ sprach er mit ernster, tiefer Stimme. „So weit, so weit mußte es mit Euch kommen. — Mehr sag' ich heute nicht! Komm' da mit Euch noch sicher in arge Verdrießlichkeiten hinein. —

Unerhört! — Nun geh' ich, und wer mit will, der erhebe sich!"

Mit diesen Worten verließ er seinen Platz und that etliche Schritte gegen die Thür zu.

„Um Gotteswillen, bleib' bei uns, verlaß' uns nicht!" jammerten Einige. „Wir getrauen uns nicht von der Stell', nicht hinaus! Du bist unser einziger Freund und Helfer! Du hast uns vom Tod und ewigen Untergang errettet!"

„Bleib' doch! Wir geben Dir, was Du verlangst! Um Gotteswillen, verlaß' uns jetzt nicht!!" riefen und heulten wieder Andere, während sie sich voll Angst und Verzweiflung um den Beterlmacher drängten und der Stüpelbauer, der Bachhiesel und Jauchertfriedel rasch unter dem Tisch hervorfuhren.

„Ich geh' und wer nicht gern da bleibt, der folg' mir nach!" wiederholte Beterlmacher, ohne das Gewinsel und Gejammer der Bauern zu beachten, und ging dann schnell zur Thür hinaus.

Mit wildem Ungestümm rannten ihm die Bauern nach. Jeder wollte der Erste zur Thür hinaus, Keiner der Letzte sein. Draussen auf der Gasse drängten sie sich wie ein Knäul um den Beterlmacher. Jeder blinselte schüchtern und zitternd um sich her und glaubte, aus dem Toben und Heulen des Sturmes die schauerliche Stimme des Geistes zu vernehmen. Der Zug bewegte sich von Haus zu Haus; denn Keiner getraute sich allein heim zu gehen. Der Beterlmacher durfte also nicht von ihnen, bis nicht Einer nach dem Andern unter Schloß und Riegel war.

Nachdem er den Letzten untergebracht hatte, begab er sich ebenfalls nach Hause. Bevor er aber seine Thür aufschloß, huschte plötzlich das Gespenst zu ihm heran.

„Hast Dein erstes Probstück fürtrefflich gemacht, Natzi!“ redete er leise zu ihm. „Die dummen Kerls auf einander wollen wir noch so in die Eng' treiben und so zahm machen, daß es eine wahre Lust und Freud ist. Wenn wir Zwei so zusamm halten, muß am End' noch Alles nach unserm Kopf gehen. Wir wollen also nicht auslassen, bis wir's nicht dahin gebracht haben. Komm' morgen in der Früh' zu mir! Dann wollen wir das Weitere reden. Gute Nacht!“

Mit diesen Worten trat Veterlmacher in sein Häuslein. Das Gespenst verschwand in die Dunkelheit der Nacht.

Am nächsten Tage wurden dem Veterlmacher von den dankbaren Bauern allerlei Geschenke, Geld und Geldeswerth, in's Haus gebracht. Eier, Schinken, Schmalz und noch Anderes kamen in Hülle und Fülle, und der Stüpelbauer, Bachhiesel und Jauchertfriedel drückten dem Veterlmacher noch über Dieß einige blanke Thaler in die Hand, mit der Bitte, daß er sie in Zukunft fein fleißig im Aug behalten und sie wider den Bösen und dessen Nachstellungen unter seinen Schutz und Schirm nehmen möchte. Das ward von Seite des Veterlmachers auch feierlichst zugesagt. Dafür mußten sie ihm aber versprechen, daß sie sich von nun an all das übermäßige Saufen, Lärmen und Streiten abgewöhnen, daheim ihre Weiber und Kinder nicht mehr mißhandeln und schlagen, sondern mit ihnen im guten Frieden leben und hausen wollen.

Die Bauern versprachen Alles und hielten auch Wort;

denn in Zukunft gab's im ganzen Dorfe keine Säufer und Spieler, keine Rumorer und Raufbolde mehr und die Weiber daheim hatten auch keine Schläge mehr zu befürchten.

Von dieser Stunde an ging's also auch im Wirthshause ganz ruhig und in Ehren zu. Bei heiterer Rede tranken die Bauern ihr Krüglein Bier, und wenn das Ave Maria geläutet wurde, stand Einer nach dem Andern auf und ging heim zu den Seinigen. Nur dann und wann, wenn der Beterlmacher auch da war und ihnen das Versprechen machte, sie heim begleiten zu wollen, blieben sie um ein Stündlein länger sitzen.

Der Wirth war damit freilich nicht recht zufrieden; aber er ließ sich seinen Unmuth nicht anmerken, weil er befürchtete, der Beterlmacher könnte ihm sonst ein Gespenst oder eine Hexe über den Hals schicken. Die Weiber aber dankten und priesen Gott, daß es so gekommen sei; denn ihre Männer waren keine Trunkenbolde, Spieler und Rumorer mehr, und daheim konnten sie sich von nun an auch hie und da um ein Wörtlein mehr erlauben und in manchen Sachen des Hausregiments etwas kühner die Zügel ergreifen, ohne gerade Schläge und Mißhandlung befürchten zu müssen.

Das Alles hatten die Weiber dem Beterlmacher zu verdanken. Die wahre Sache wegen des fraglichen Gespenstes ahnten und wußten sie aber eben so wenig, als ihre Männer. Aber der Beterlmacher war von dieser Zeit an bei den Bäuerinen Alles, gleichsam eine Art Schutzpatron, und Keine versäumte es, ihm ihre Dankbarkeit noch extra durch ein sehr gutes Präsent an den Tag zu legen. —

Einige Zeit darauf hielt es der Beterlmacher für nöthig, wieder einen ähnlichen Streich auszuführen. Die Veranlassung dazu gaben ihm zwei Bauern, der Angerkasper und der Weidengörgl. Dabei kam es so.

Der Erstere hatte dem Letzteren Einhundert Gulden geliehen, und zwar unter der Bedingniß, daß sie ihm nach Jahr und Tag wieder richtig zurück bezahlt werden sollten. Als aber die Zeit um war, und der Angerkasper zum Weidengörgl ging und sein Geld wieder zurück verlangte, hob dieser ein gewaltiges Geschrei an und sagte und betheuerte, daß er nicht mehr die ganze Summe schuldig sei, weil er die Hälfte davon schon vor zehn Wochen abgetragen habe. Nach längerem Zanken und Streiten gingen sie zum Gericht. Der Weidengörgl bestand auch da fest bei seiner Aussage, der Angerkasper nicht minder. Da aber über das Darlehen nichts Schriftliches vorhanden war und weder der Eine, noch Andere die Richtigkeit seiner Aussage durch irgend eine Zeugschaft unterstützen und bekräftigen konnte, so wußte der Richter nicht, welcher von Beiden recht oder unrecht hatte, und am Ende keinen andern Ausweg mehr, als sie einen Eid schwören zu lassen.

„Ich kann's vor Gott und der Welt beschwören," sagte der Angerkasper, „daß das Recht auf meiner Seite ist!"

„Und ich kann's auch beschwören, daß ich die lautere Wahrheit rede!" rief der Weidengörgl.

Darauf ließ der Richter den Angerkasper einen Eid schwören. Aber auch der Weidengörgl bestand fest darauf, zu schwören, und der weise Richter nahm am nächsten Tag wirklich auch diesem einen Eid ab.

Als Dieß geschehen war, sah der Richter ein, welchen

Bock er gemacht, ward sehr zornig und rief: „Was ist das für ein dummer Unsinn?! Nun weiß ich gerad' so viel, wie zuvor, höchstens nur um so viel mehr, daß Einer von Euch falsch geschworen haben muß. Glaubt Ihr denn, Ihr Spitzbuben, ich laß mich im Namen der Gerechtigkeit von Euch foppen und zum Narren halten?! — Wißt Ihr denn nicht, daß in einer solch' klaren und einfachen Sach' nie Zwei zugleich recht haben können?! Nun geht mir aus dem Gesicht und kommt in drei Tagen wieder! Bis dahin mag sich der Eine wie der Andere mit seinem Gewissen berathen. Sollt Ihr aber nach drei Tagen wieder alle Zwei schwören wollen, so laß' ich Euch Beide zugleich mit sammt Euerm Eid auf die Folter spannen. Wir bekommen's dann sicher heraus, wo das Recht steckt und wie es da überhaupt mit der Gerechtigkeit aussieht!"

Am Abende des nämlichen Tages kam der Veterlmacher in das Haus des Herrn Richters, und zwar auf das Geheiß der Frau Richterin, welche mit ihm wegen ihres großen Zuchtschweines etwas Wichtiges zu reden hatte. Dieses, das Zuchtschwein nämlich, hatte einen Tag zuvor, nicht, wie es der Veterlmacher schon im Voraus prophezeit, fünfzehn Junge geboren, oder, wie man zu sagen pflegt, geworfen, sondern nnr sieben Stück. Davon waren drei schon todt, bevor sie das Licht der Welt erblickten und Eines verstarb bald, nachdem es sich kaum eines Tages seines jungsäulichen Daseins erfreut hatte. Unwillig und fast zornig über solch arg getäuschte Hoffnungen und über das Nichteintreffen der Veterlmacherischen Prophezeihung, wollte also die Frau Richterin denselben darüber zur Rede stellen, ihm möglichst einige bissige Wort in's Angesicht schleudern und dann im Kurzen auseinander

setzen, wohin es denn am Ende kommen sollte, wenn man sich nicht mehr auf seine Worte verlassen könnte.

Als nun der Beterlmacher kam und mit der Frau Richterin vor das Zuchtschwein trat, sah er dasselbe lange, sehr lange, dabei überaus bedachtsam und mit einem großen Kennerblick an, dann wieder die Frau Richterin. Und nachdem er das Zuchtschwein und ihre noch lebenden holden Schweinskindlein, sowie nicht minder die Frau Richterin sattsam in Augenschein genommen hatte, schüttelte er sehr bedeutungsvoll den Kopf und sprach:

„Dagegen ist Nichts zu machen und einzuwenden! Das ist eine reine Naturangelegenheit. Von geheimen Dingen oder böswilligen Einwirkungen von Seite irgend eines Unholds oder einer Hexe bemerk' ich nicht das Mindeste. Folglich kann auch davon keine Red' sein. Nur so viel seh' ich der Zuchtmutter in den Augen an, daß sie fünfzehn Junge darum nicht zur Welt bringen konnte, weil sie dann bei der Geburt drauf gegangen wär'. Daß sie aber die fünfzehn Stück, wie ich voraus gesagt, doch hätt' bringen und dabei aber zu Grund gehen können, dagegen ist wiederum Nichts einzuwenden. Dieweil sie es aber nicht gebracht, so ist Dieß nur zu Euerm Vortheil und Nutzen, gestrenge Frau Richterin! Wußt' auch das Alles nebst dem Andern im Voraus! Jetzt ist's so und mit der Zeit kommt's wieder anders. —“

Nachdem Beterlmacher diese Worte gesprochen hatte, gab er der Frau Richterin einiges Kräuterwerk, mit dem Bedeuten, dasselbe unter das Schweinsfutter zu mischen, und überhaupt das Thier sammt ihren Jungen recht wohl zu halten und zu pflegen. Im entgegengesetzten Falle, fügte er bei, könnten Schwein und Schweinlein leicht drauf

gehen, und zwar aus Gründen, über die er jetzt nicht reden wolle, sie aber später der Frau Richterin umständlich auseinander setzen werde.

Mit diesem Bescheid war die Frau Richterin zufrieden, und, um dem Beterlmacher einen Beweis ihres besondern Wohlwollens zu geben, lud sie ihn ein, mit ihr und ihrem Gemahl zu Nacht zu speisen.

Nachdem der Imbiß verzehrt war und der Amtsscherge, auf Befehl der Frau Richterin, die Becher mit frischem Braunbier gefüllt hatte, fing der Herr Richter an, von den ungeheuren Schwierigkeiten seiner hochweisen Amtsthätigkeit zu erzählen. Davon wollte der Beterlmacher freilich nicht gerne hören, weil ihm der Richter, wie es schon gar häufig geschehen, immer Ein und Dasselbe und dann es immer wieder erzählte. Um aber gegen den Vollstrecker der hohen Justicia nicht unhöflich zu sein, gab er sich alle Mühe, dazu gute Miene zu machen und that so, als ob er das Gesalbader mit ausserordentlichem Vergnügen anhören würde.

Nachdem also der Herr Richter dem Beterlmacher lange, ja ihn fast halb zu Tod erzählt hatte, kam er auch noch auf den äusserst schwierigen Rechtsfall zu sprechen, welchen ihm die zwei Bauern, der Angerkasper und der Weidengörgl, in die Amtsstube gebracht hatten, und ersuchte dann den Beterlmacher, darüber seine Meinung und Ansicht unverhohlen an den Tag zu legen.

„Das ist ganz einfach," sprach der Beterlmacher. „Einer von den Beiden hat unrecht und also folglich auch Einer einen falschen Schwur gethan."

„Darüber ist keine Frage und uns, der Gerechtigkeit, so klar, wie das Sonnenlicht," entgegnete der Richter.

„Aber eben um diese Klarheit handelt es sich hier. Wie ist also das klar und deutlich heraus zu holen, zu bringen, zu manifestiren und dergleichen u. s. w.“?

„Das hätt' ich gleich heraus manifestirt, wär' ich an Eurer Stell',“ kam's zur Antwort.

„Ihr, wenn's unser Einer, die Gerechtigkeit selbst, nicht gleich heraus bringt?!“ warf der Richter erstaunt und ungläubig hin.

„Das hat Alles seine Sach'!“ sprach der Beterlmacher. „Ihr seid der hochweise Herr Richter; das weiß man überall und darüber besteht auch kein Zweifel, und ich bin der Beterlmacher; das weiß man auch überall. Versteht mich schon, was ich damit sagen will! — Wenn Ihr wollt, so überlaßt mir den Fall! Ich bring' dabei das Rechte sicher heraus, und bald sollt Ihr darüber Bescheid haben.“

„Nun gut, es gilt!“ stimmte der Richter rasch bei. „Ich überlaß' Euch den fraglichen Rechtsfall zum Austrag und zur Schlichtung und dergleichen u. s. w. Wir wollen sehen, wer da mehr kann und vermag, ich oder Ihr. Wie wollt Ihr da die Sach' angreifen, dabei zu Werk gehen und wann glaubt Ihr, mir darüber Bescheid bringen zu können und dergleichen u. s. w.?“

„Wie ich die Sach' angreif' und durchführ', darüber sollt Ihr später das Nöthige hören. Den Bescheid aber, ob der Eine oder Andere der zwei Bauern falsch geschworen, will ich Euch in drei Tagen liefern.“

Damit war der Richter einverstanden; er bezweifelte aber noch immer sehr, daß mit dieser Angelegenheit der Beterlmacher eher zum Ziel gelangen sollte, als er selbst.

Der Beterlmacher aber redete hierüber nichts Weiteres mehr, nahm Abschied und ging nach Hause.

Am nächsten Tage, und zwar eine gute Stunde nach dem Gebetläuten, machte er wieder einen Gang zum Körbelnatzi. Als er diesen verließ, sprach er noch zu ihm: „Fängst also beim Weidengörgl zuerst an! Ich weiß warum. Ich geh' dann einstweilen in's Wirthshaus und bleib' dort bis zur bestimmten Zeit, damit man mich sieht und also nicht leicht glauben kann, als hätt' ich dabei die Händ' im Spiel. Mach' deine Sach' gut und sprich nicht mehr und weniger, als was ich Dir geheißen!"

Zwei Stunden später vernahm der Weidengörgl ein gewaltiges Pochen an seiner Hausthür. Er stand rasch auf und sah zum Fenster hinaus, um sich zu überzeugen, was es draussen gebe und wer noch zu solch späten Stund einen so gewaltigen Lärm mache.

Aber kaum hatte er den Kopf zum Fenster hinausgereckt, als plötzlich ein schauerliches Gespenst vor seinen Augen auftauchte und ihm in's Gesicht grinste. Mit einem heftigen Schrei und vor Schrecken ausser sich, fuhr der Weidengörgl zurück und wollte das Fenster zuwerfen. Aber das Gespenst hinderte ihn daran, indem es rasch sein furchtbares Haupt durch das Fenster streckte, und mit hohler, geisterartigen Stimme rief: „Wehe, wehe Dir! Du hast einen falschen Eid geschworen und willst dem Angerkasper die Hälft' Deiner Schuld abläugnen. Du bist ewig verloren, so Du nicht hingehst und dem Kasper redlich sein ganzes Geld zurück gibst und Deinen falschen Schwur wiederum zurück nimmst! Und dreimal wehe Dir, so Dieß morgen bis Sonnenuntergang nicht geschehen ist, und ich zu dieser Stund wieder zu Dir kommen muß,

Dich daran zu gemahnen! Weidengörgl, Weidengörgl, Du bist ein großer Sünder und ein fast noch größerer Spitzbub'! Drum geh' hin, bekehre Dich und thu', was ich Dir geheißen! Wehe, wehe, so es nicht geschieht!!"

Darauf zog das Gespenst seinen Kopf wieder zurück und verschwand.

An allen Gliedern zitternd und vor Schrecken sich seiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte der Weidengörgl auf den Boden. Nach einer guten Weile erholte er sich wieder etwas. Dann zündete er ein Licht an, warf sich vor einem Christusbilde auf die Knie und betete die ganze Nacht. Sein Weib kniete ebenfalls zu ihm hin und betete mit ihm. Und als der Tag graute, nahm er die fünfzig Gulden aus dem Kasten, überbrachte sie dem Angerkasper und bat ihn, das Geschehene zu vergessen und zu verzeihen.

Darauf gingen sie mit einander zu Gericht, um auch da die Sache in's Reine zu bringen. Ohne Strafe kam da der Weidengörgl bei dem strengen und weisen Herrn Richter freilich nicht durch; aber er bestand sie gerne, und beschenkte dann auch noch die Armen, um, wie er sagte, bei Gott wieder zu Gnaden zu kommen.

Am Abende des nämlichen Tages saß der Richter mit seiner Richterin wieder bei Tisch.

„Der Beterlmacher," sprach er zu ihr, „ist doch ein ganz verfluchter Gesell! Was er will, das setzt er durch. Und welch eine Gewalt muß er über Hexen und Geister haben, dieweil sie ihm sogleich auf's Wort gehorsamen?! Ich glaub', ein Wink von ihm, und ein Paar Dutzend Hexen oder Gespenster fielen über mich her und jageten mich mit sammt meiner ganzen Gerechtigkeit zum Teufel.

Er muß auch mit dem, dem Bösen mein' ich, im Bündniß stehen. Das laß ich mir nicht nehmen, und sonst wär's auch nicht möglich. Gott behüt' uns vor ihm und seinem ganzen Anhang und dergleichen u. s. w.!"

„Red' nur nicht so laut!" warf die Frau Richterin leise und ängstlich hin. „Wer weiß, ob er's am End' nicht gar hören könnt? So Einem ist Alles möglich, also auch, daß er Alles weiß und hört, wenn er gleich nicht da ist. Man darf's mit ihm nicht verderben. Weißt schon, warum und wie ich's vermein'!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, so klopfte es an der Thür. Man öffnete und der Beterlmacher trat herein. Ein unheimlicher Schrecken erfaßte den Richter und dessen Frau. Da ward nun sogleich das Gespräch auf den Angerkasper und Weidengörgl gebracht, und der Richter und die Richterin konnten gar nicht genug Worte finden, um dem Beterlmacher über diese Sache ihr Erstaunen auszudrücken und dessen Kunst und Gewalt zu loben und zu preisen.

Zu einer andern Zeit ging die Rede, daß Lenz, des reichen Halderbauern einziger Sohn, die schöne Fuchsenwastel-Berbel heirathen wollte. Seine Eltern waren aber durchaus dagegen, weil der Fuchsenwastel in sehr dürftigen Umständen lebte, dabei viele Kinder hatte und folglich seiner Tochter wenig oder gar kein Heirathsgut mitgeben konnte.

Die zwei jungen Leute waren darüber untröstlich; denn sie liebten einander auf das Innigste und in allen Ehren. Mehr als hundert Mal hatten sie sich gegenseitig ewige Liebe und Treue zugeschworen und sich fest das Wort gegeben, nie von einander zu lassen bis in den Tod. Die

schöne Berbel, ein sehr fleißiges, sanftes und tugendhaftes Mädchen, weinte Tag und Nacht, und Lenz ward so traurig und niedergeschlagen, daß ihn keine Arbeit mehr recht freuen wollte, vor lauter Kummer und Sorgen kein Schlaf mehr in seine Augen kam und das Singen und Pfeifen auf Feld und Fluren hatte er auch schon seit Längerem fast gänzlich eingestellt. Mehr als einmal hatte er schon seine Eltern gebeten, sie möchten ihm doch seine schöne und gute Berbel lassen und vergönnen, und ihnen mit Thränen in den Augen vorgestellt, daß er ohne sie nimmer leben könne, nie und nimmer eine Andere lieben und heirathen und sich eher den Tod anthun werde, als sein Liebstes auf der Welt zu lassen und aufzugeben.

Aber alles Bitten und Flehen war umsonst. Der reiche und hartherzige Halderbauer kümmerte sich blutwenig darum, was ihm sein Sohn vorsagte und vorjammerte, und sein Weib ließ sich deßhalb auch kein graues Haar wachsen. Beide, Vater und Mutter, stimmten also in diesem Punkt ganz überein, obwohl sie gegen die Berbel nichts Anderes auszusetzen hatten, als daß sie arm war. Sie sagten mit glatten und harten Worten zu dem Sohne, daß Diese ganz gegen ihren Wunsch und Willen sei, daß er sich um eine Reiche umsehen sollte, und daß sie ihn noch enterben und aus dem Hause stossen würden, so er seinen Sinn nicht ändert und sich künftig nochmals untersteht, wegen so einer Betteldirn' an sie zu kommen, oder mit derselben heimlich oder offen noch weitern Umgang zu pflegen.

Als der Beterlmacher hörte, wie da die Angelegenheit mit dem Lenz und der Berbel stehe, dachte er sich: „Es ist doch nicht recht und schier jammerschad', so

die zwei jungen Leut' nicht zusammen kommen. Beide sind brav und tugendhaft und ganz für einander geschaffen. Sie dauern mich vom Herzen, dieweil sie mit so vieler und großer Lieb', was auf der Welt so selten ist, an einander hängen, und sich aber dabei in ihrer verzweifelten Lage nicht recht zu rathen und zu helfen wissen. Mußt dich da doch in's Mittel legen und um sie annehmen! Vielleicht gelingt's mir, ihnen zu ihrem Glück zu verhelfen." —

Darauf ging er wieder zum Körbelnatzi und hielt mit diesem eine lange Unterredung. Bald waren sie in dem, was sie mit einander besprochen, einig; denn was der Beterlmacher sagte und wollte, das sagte und wollte auch der Körbelnatzi.

„Ja, hast ganz Recht!" sprach dieser. „Den braven Lenz und die schöne Berbel wollen wir in ihrer Lieb' nicht in Stich lassen, sondern ihnen helfen. Sie müssen zusammen kommen, geht es, wie es will, extra zum Trutz und Aerger des bockbeinigen und hartherzigen Halderbauern und seines hochnasigen und gespreitzten Weibs!"

„Die Zwei müssen sich drein fügen, eher geb' ich's nicht nach!" erwiederte der Beterlmacher. „Wir werden ihren starren und harten Sinn bald kür' und mürb machen. Es ist fast ein gutes Werk, so die arme Berbel durch uns zu einer guten Versorgung kommt. Beim Kreuz Christi, das Mädl verdient's! Und der Bursch hat ganz recht, daß er eine Arme so liebt und sie zum Weib nehmen will. Wenn immer nur die Reichern wieder lauter Reiche heirathen wollten, so kämen ja die ärmeren Weibsleut' gar niemals zu einer guten, reichlichen Versorgung, auch wenn sie noch so gut und rechtschaffen, schön und

lieblich wären? Wenn's auf der Welt nach meinem Kopf ging', müßt' mir's da ganz anders werden. Immer der Reiche eine Arme und die Reiche wiederum einen Armen! Dann käm's auf der einen, wie auf der andern Seite zu einer guten und vernünftigen Ausgleichung, und die Welt würd' deßhalb sicher nicht einfallen, vielleicht in Vielem sogar noch besser bestehen, denn jetzt. — Vielleicht setzen wir Dieß noch durch, wenigstens hier im Ort und in der Näh' herum! Wollen einmal mit den Zweien einen guten Anfang machen! — Die werden weiters keine Augen machen und einander voll Lust und Freud' um den Hals fallen, wenn sie auf einmal die Alten nimmer zum Widerpart haben und einander frischweg heirathen und gern haben können! Wahrhaftig, unser Einer muß selbst seine Freud' daran haben! Und rausschauen thut für uns dabei doch auch Etwas. Das weiß ich sicher. Also frisch drauf los!"

„Du bist wahrhaftig ein ungeheuer gescheider Kopf, Beterlmacher!" nahm nun in freudiger Stimmung der Körbelnatzi das Wort. „Du sprichst da daher, wie Einer von den sieben Weltweisen. Der Pfarrer auf der Kanzel könnt's nicht besser machen! Bin auch ganz deiner Meinung und Ansicht, und würd' es im Einen wie im Andern g'rad so machen und schlichten auf der Welt, wie Du, wenn ich's nur könnt' und vermöcht'. — Also die Zwei wollen wir einmal zusammgeistern. Nur frischweg und gehen muß es, wenn der Satan d'rin wär'!"

Nachdem sie noch Einiges hierüber besprochen hatten, ward ausgemacht, daß der Natzi in der Nacht als weißes Gespenst im Hofe und Garten des reichen Halderbauern umgehen und, wenn die Geisterstunde schlägt, mit dumpfer

und grausiger Stimme rufen solle: „Wehe, wehe, wehe! Du willst deinen Sohn an seinem Glück verhindern und ihn in's Unglück bringen! Ich, der Geist deines Urgroßvaters, mußt' aus dem Grab' steigen, dir dein Unrecht vorhalten und es laut der Welt verkünden! Wehe, wehe, wehe!!"

Der Körbelnatzi hatte diesen nächtlichen Gang, oder vielmehr Geisterspuck, nicht zweimal gemacht, als schon im ganzen Dorfe Jedermann wußte, daß es beim Halderbauern umgehe. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von Mund zu Mund, und die Leute flüsterten sich Allerlei in's Ohr, daß es mit dem reichen Halderbauern überhaupt nicht recht sauber sei, und man weiters auch nicht recht wissen und inne werden könne, wie es zuging, daß er so steinreich geworden.

Furcht und Schrecken herrschten im Hause des Halderbauern. Sowohl er und sein Weib, als auch sein ganzes Gesind getrauten sich nach Gebetläuten nicht mehr aus der Wohnstube, in den Hof, Stall oder Stadel zu gehen. Es wurden Verlöbnisse gemacht, milde Gaben unter den Armen vertheilt, Gebete angeordnet. Aber Alles war vergebens und vermochte das Gespenst nicht hinweg zu bannen. Dieses schlich immer wieder zur Geisterstunde über den Hof und durch den Garten, ließ immer wieder ein und dieselben schauerlichen Worte vernehmen.

In dieser großen Noth und um von dem schrecklichen Gespenst wieder los zu werden, wußten der Halderbauer und sein Weib nirgends mehr Hilfe zu suchen, als bei dem in solchen Dingen Alles vermögenden Beterlmacher. Sie gingen daher zu ihm und baten ihn mit aufgehobenen

Händen, sie von den Verfolgungen des Geistes zu befreien und ihn so bald wie möglich hinweg zu bannen.

Der Veterlmacher machte eine sehr bedenkliche Miene, ließ sich dann Alles genau und umständlich erzählen, richtete verschiedene Fragen an den Halderbauern, über dessen Vorfahren, häusliche Verhältnisse und weiters noch über Vermögensangelegenheiten, und schüttelte dabei über das Eine oder Andere immer ganz bedenklich den Kopf.

Nach einigem Besinnen sprach er: „Das ist wahrhaftig ein sehr schwieriger Fall und dabei nicht leicht Abhilfe zu leisten! Es ist ein weißer und folglich kein schlimmer Geist. Denen ist aber immer schwerer anzukommen, als schwarzen Geistern, und all meine Macht und Künste reichen da nicht wohl leicht hin; denn die wollen ihren Willen haben und geben's nicht nach, bis er auf das Pünktlichste vollzogen ist. Werd' also da auch schweren Stand haben und all meine Beschwörungen den Geist nicht von hinnen bringen und wieder in's Grab bannen können, bis Ihr Beide das thut, was er will. — — Doch, weil Ihr's seid, will ich's probiren, damit Ihr dabei meinen guten Willen erkennen mögt. Aber, aber es wird schwer halten und kaum gehen! Ich kenne die Sache. Glaubt mir das!"

Der Halderbauer und sein Weib bestürmten den Veterlmacher auf's Neue, daß er sich ihrer in so großer Noth und Verzweiflung doch annehmen und erbarmen und all seine Kunst und Gewalt anwenden möchte, um ihnen das Gespenst vom Hals zu bringen. Eine Belohnung von fünfzig Gulden ward ihm verheißen.

Veterlmacher versprach, sein Möglichstes zu thun und

in der folgenden Nacht gegen das Gespenst auf das Schärfste anzurücken.

Die Nacht kam und mit der zwölften Stunde auch das Gespenst wieder. Langsamen Schrittes schlich es hinter den Bäumen des Gartens hervor und aus diesem längs des Stadels in den Hof herein. Die Nacht war finster und unheimlich und ein leichter Nebelregen rieselte vom schwarzen Firmamente herab.

Unter allerlei phantastischen Vorbereitungen und komischen Gebahren trat Beterlmacher dem Gespenste entgegen. Mitten auf dem Hofe traf er mit ihm zusammen.

„Sicos, Alloca, Carumnato!“ Im Namen dieser Drei beschwör' ich dich, du Geist im weißen Gewand! Steh' still und sag', was ist dein Begehr!“

„Wehe, wehe, wehe!“ heulte das Gespenst im klagenden, weinerlichen Tone. „Der Lenz, die Berbel! Drei hundert Gulden den Armen! Dann wird mir wieder Ruh' im Grab, sonst nimmer, nimmer!! Wehe, wehe, wehe!“

Mit diesen Worten trat das Gespenst keck auf den Beterlmacher zu und dreimal um ihn herum. Dann verschwand es, laut heulend und weheklagend, hinter einem Hollundergebüsche. Mit über den Kopf erhobenen Händen und verschiedene unverständliche Worte ausrufend, schritt Beterlmacher dem Gespenste nach und auf das Hollundergebüsch zu. Aber das Gespenst kehrte sich nicht mehr an ihn, sondern schlich langsam von der entgegengesetzten Seite wieder aus dem Gebüsche hervor, über den Hof hinweg und auf den Garten zu, dabei immer die vorigen Worte rufend und heulend.

Mit zerrauften Haaren und raschen Schrittes eilte der Beterlmacher in die Wohnstube des Halderbauern, der

mit den Seinigen in der ängstlichsten Spannung auf den Ausgang der Beschwörung harrte und von der Wohnstube aus leicht jedes Wort verstehen konnte, welches der Beterlmacher draussen zu dem Geiste und dieser zu dem Beterlmacher gesprochen hatte.

„Der Geist ist nicht zu bannen!“ rief der Beterlmacher athemlos und sich so stellend, als ob ihm selbst etwas sehr Unangenehmes widerfahren wäre. „Er ist nicht zu bannen und wird immer wieder kommen und so lange bei Dir umgehen, bis sein Wille geschehen ist. Und was will er? Er will, daß Du Deinem Lenz die Fuchsenwastel-Berbel heirathen läßst und unter den Armen dreihundert Gulden vertheilst. Thu' Beides, dann wird eine Ruh' sein und der Geist nimmer kehren. Thust Du es aber nicht, so wird er in jeder Nacht wieder kommen und zwar für ewige Zeiten. Ich vermag da nicht zu helfen und ein Anderer auch nicht. Ueberleg' Dir's also und thu', was nicht mehr zu ändern ist! Gute Nacht!“

Ohne sich noch in ein weiteres Gespräch einzulassen, ging dann der Beterlmacher rasch zur Thür hinaus.

Der reiche Halderbauer und sein Weib hatten eine sehr schwere Nacht. Daß ihr Sohn die arme Berbel zum Altar und in's Haus führen sollte, dazu wollten sie sich durchaus nicht verstehen. Viel lieber hätten sie den Armen das Dreifache von dem, was der Geist verlangte, verabreicht, obschon sie vom Geben gerade auch keine gar großen Freunde waren. Da sie aber unter solchen Bewandnissen keinen andern Ausweg sahen, um das verhängnißvolle Gespenst wieder los zu werden, so mußten sie sich am Ende doch in das Unvermeidliche fügen. Am nächsten Morgen ließen sie ihren Lenz vor sich kommen

und bedeuteten ihm, daß er in Gottes Namen und weil es doch durchaus nicht mehr anders sein kann, seine Verbel heirathen soll.

Niemand in der Welt war glücklicher, als der Lenz und sein Liebchen. Noch am nämlichen Tag ward, auf Betreiben des Beterlmachers, der Ehecontrakt aufgesetzt und die Verlobung gefeiert. Die Armen des Ortes erhielten auch am nämlichen Tage die reiche Gabe, und da der Halderbauer denn doch schon einmal den Säckel geöffnet hatte, so ließ er auch gleich dem Beterlmacher die versprochenen Fünfzig einstreichen. Der glückliche und dankbare Lenz steckte dem Beterlmacher ebenfalls ein kleines Sümmchen in den Sack und später noch manchen harten Thaler.

Als der Beterlmacher am nächsten Tage mit dem Körbelnatzi wieder zusammen kam und diesem von der Geldsumme seinen Antheil verabfolgen ließ, sprach er unter lautem Gelächter: „Schau, jetzt haben wir auch diesen Streich glücklich vollführet! Die Zwei, der Lenz und die Verbel, haben sich jetzt, die Armen haben auch Etwas und wir sind dabei auch nicht zu kurz gekommen. Du siehst also, bei der Dummheit und Einfältigkeit der Menschen läßt sich gar Manches in's Werk setzen und vollbringen. Das können also Leute, die so gescheid und pfiffig sind, wie wir. Wenn's dabei nur immer für die Einen und Anderen zum Bessern führt und Keiner dabei schlechter, sondern besser wird, als er schon ist, so wird's am End' auch so weit nicht gefehlt sein. Das ist einmal meine Ansicht. Ja, ich sag', wir thun sogar ganz recht, daß wir's so machen. Ueber Dieß hab' ich dabei meine Freud, verdien' Etwas und gelang noch obendrein zu Ehren

und Ansehen. Nur schlau, keck und kühn und dabei vorsichtig das Maul halten, Natzi! Dann geht's —!"

Das weiße Gespenst ließ sich von dieser Stunde an im Hofe und Garten des Halderbauern nicht mehr sehen und hören. — —

Im Verlaufe der Zeit hatte Beterlmacher mit Hilfe seines Gesellen, des Körbelnatzi, noch gar manche Streiche ähnlicher Art unternommen und ausgeführt, und zwar immer mit großer Vorsicht, Kühnheit und Geschicklichkeit, so daß Jedermann fest daran glaubte und, nach den Begriffen der damaligen Zeit, auch der Klügste im Orte und in der Umgegend nicht ahnte oder ahnen konnte, daß dahinter irgend ein Betrug, eine Schelmerei stecken könnte. Wohl fiel es Manchen auf, daß im Verlauf von ungefähr zehn Jahren viel mehr Geistererscheinungen vorgekommen sind, wie früher; aber da meinten sie, es sei halt einmal so, das bringen die schlimmen Zeiten mit sich. Noch gar manchen Unruh- und Zwietrachtstifter hatte der Beterlmacher durch sein Wesen und Treiben zahm gemacht und zurecht gewiesen, manchen Unfug abgestellt, da und dort Feindschaften in Freundschaften umgewandelt und noch so manchem Paar, das sich heirathen wollte, aber dabei diese oder jene Schwierigkeiten zu überwinden hatte, zur Erreichung des ersehnten Ziels verholfen.

Das Beste war, daß er bei allen seinen Schelmereien und Betrügereien immer möglichst auf Zucht und Ordnung hielt, dadurch die Menschen vom Schlechten abzubringen und sie auf das Gute hinzulenken suchte, obgleich er selbst ein Schelm und Betrüger war und auch gar wohl wußte,

daß er Einer war. Er wollte da Einem zu seinem Recht verhelfen, dort wieder einen Andern strafen und züchtigen und dadurch auf bessere Wege bringen. Wie er dabei zu Werk ging, war freilich nicht recht, und die Mittel, die er anwendete, um seine Pläne durchzusetzen, höchst verwerflich und tadelnswerth. Aber der Beterlmacher war in dieser Hinsicht so verblendet, daß er wirklich in dem Wahn lebte, es sei nichts Unrechtes und folglich auch keine Sünde, wenn man die Menschen durch Betrügereien, also durch unrechte Mittel, zum Besseren bringt, so unter ihnen Recht und Frieden stiftet und sich dafür auch noch einen guten Lohn verabfolgen läßt.

Nach und nach brachte er es wirklich dahin, daß es im Orte und in der Umgegend bei den meisten Dingen nach seinem Kopfe ging und gehen mußte. Das machte ihn allmählig stolz und eitel. Als allmächtiger Hexen-, Gespenster- und Geisterbändiger zu gelten, als solcher bei den Leuten in Ruhm und Ansehen zu stehen, war sein höchster Stolz. Am Ende ward er so aufgeblasen und übermüthig, daß er sich einbildete, er sei die wichtigste Person im ganzen Orte, in Nah und Fern, und er habe das vollste Recht dazu, von den Leuten allen Gehorsam und auch ein geziemendes Maß von Respekt und Ehrfurcht zu verlangen. Dabei führte er ein sehr angenehmes und sorgenfreies Leben, aß und trank, was ihm gut schmeckte; denn er hatte ein gutes Einkommen und also nicht mehr nöthig, so kümmerlich und sparsam jeden Bissen in den Mund zu zählen, wie zu jenen Zeiten, in denen er von den geringen Erträgnissen seines Gewerbes, nämlich vom Rosenkranzmachen, sein Dasein fristen mußte.

Wie aber Alles in der Welt seine Zeit, einen An-

fang und ein Ziel hat, so ging es am Ende auch bei dem Veterlmacher. Bei ihm traf Dieß gerade zu der Zeit zu, in welcher er sich bei seinem Thun und Treiben ganz wohl und behaglich fühlte, vollkommen sicher glaubte, gerade da, wo er es am wenigsten vermuthete und er sich erst zum ganzen Manne und seinem Glücke die Krone aufsetzen wollte.

Veterlmacher lebte nämlich bisher als Junggeselle. Nun wollte ihm aber auf einmal sein Junggesellenstand nicht mehr recht gefallen und behagen. Er dachte sich: „Das einsam Dahinleben taugt am End' doch nicht viel. Es ist fast wenig Lust und Freud' dabei und man weiß oft nicht, wie Einem ist und wird. Wer's anders machen kann, soll's thun. Du kannst's jetzt, also geh' hin und erkür' Dir ein handsames Weib! Bist nun ein angesehener, fast berühmter Mann geworden, hast ein gutes Einkommen, kannst was leisten und vorstellen, also wird's dir auch ein Leichtes sein, dir ein annehmbares Weib in's Haus zu führen. Welche du gern' siehst und haben möchtest, weißt auch schon. Ja, sie, des sel. Försters Wittib, die tugend- und ehrsame Scholastika Fichtenwaldin, ist's! Sie ist ganz die Recht und wie geschaffen für dich. Sie ist zwar nimmer jung und hübsch von Angesicht, fast ein wenig gar zu klein und etwas zu wohlbeleibt für dich; aber doch noch immerhin ein sehr handsames Weibsleut, gesund und frisch, wie nochmals das Leben. Dabei hat sie auch ein hübsches Häuslein zum Eigen und noch obendrein eine sehr annehmbare Summe Geldes. Das ist recht! Beides kannst brauchen. Gehst also getrost hin und packst bei ihr die Sach' fein und klug an. Etwas gewogen ist sie dir ohnehin schon, also wirst sie auch bald herum haben. Im

Kurzen ist sie dein und du hast dann eine richtige, handfeste Gesponsin und bist hernach erst ein ganzer Mann!"

Am nächsten Tage legte Veterlmacher sein schönstes Gewand an und begab sich zur Frau Scholastika Fichtenwaldin, welche, einige hundert Schritte vom Dorfe entfernt, in ihrem eigenen Hause wohnte. Zu seiner größten Freude ward er von ihr ganz artig und freundlich aufgenommen.

Veterlmacher hielt Dieß zur Erreichung seiner Absichten für ein ganz günstiges Zeichen, und zweifelte in diesem Augenblicke fast nicht mehr, daß sie ihm nicht ganz besonders geneigt sei, er also von ihr gewiß keinen abschlägigen Bescheid zu erwarten haben würde, wenn er anders gleich sagen hätte wollen, weßhalb er gekommen sei. Aber als ein kluger und fürsichtiger Mann wollte er in Sachen seiner Herzensangelegenheit nicht gleich beim ersten Besuch mit der Farbe herausrücken, sondern sprach über verschiedene andere Dinge, ließ aber dabei dann und wann doch ein Wörtchen fallen, daß ihm sein Junggesellenstand nicht mehr recht behaglich sei und er sich also fast entschließen könnte, in den heiligen Ehestand zu treten, wenn er anders eine ehr- und tugendreiche Weibsperson wüßte, die mit ihm diesen Schritt machen möchte. Dabei unterließ er nicht, die seltenen und überaus fürtrefflichen Eigenschaften der Frau Scholastika heraus zu streichen und ihr mit den eindringlichsten Worten auseinander zu setzen, daß es für sie wahrhaftig Sünd und Schad sei, ein so einsames Leben zu führen, statt einen rechtschaffenen und angesehenen Mann damit glücklich zu machen. Am Ende setzte er auch noch bei, daß sie ganz absonderlich hoch in seiner Gunst, so wie nicht minder unter seinem sichern

Schutz und Schirm stehe, und es stets seine größte Sorge war und auch fürderhin sein werde, sie von den Nachstellungen und Verfolgungen der Hexen und Gespenster sicher und frei zu stellen.

Frau Scholastika hörte das Alles mit vielem Wohlgefallen an und dankte dem Veterlmacher für so große Gunst, besonders aber für seinen Schutz wider das Hexenvolk; denn sie meinte ohnehin, daß es unter demselben die Ein' oder Andern gebe, die ihr gerne zusetzen und ihr Etwas an den Leib zaubern möchten.

Mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen und ihr höchst wahrscheinlich etwas recht Angenehmes und Erfreuliches verlauten zu lassen, drückte dann Veterlmacher der Frau Scholastika ganz zärtlich und bedeutungsvoll die Hand und verabschiedete sich von ihr.

Während der Veterlmacher der Frau Scholastika diesen Besuch abgestattet, hatte der Herr Richter den Körbelnatzi vor sich rufen lassen und mit demselben ebenfalls in ähnlicher Angelegenheit eine vertrauliche Unterredung gepflogen.

Der Herr Richter hatte nämlich vor zwei Monden das Unglück gehabt, seine Frau Richterin durch den Tod zu verlieren. Er trauerte viel um sie; denn seit ihrem Hinscheiden hatte er keinen so guten Braten mehr auf den Tisch bekommen, wie zu ihren Lebzeiten, und in Sachen der Gerechtigkeit war sie ihm auch stets eine getreue Rathgeberin, ja in den meisten Dingen sogar seine rechte Hand. Keine Rechtssache von einigem Belang ward entschieden, ohne daß sie dabei nicht den letzten Ausspruch gethan. Das war dem Herrn Richter freilich auch nicht immer so ganz lieb und angenehm, und oft gerieth er darüber sogar in Zorn und Wuth. Aber er ließ ihr von

seinem Zorn und seiner Wuth, und zwar aus ganz gewichtigen Gründen, selten Etwas vermerken und fügte sich bei der Handhabung der Justicia lieber nach ihrem Willen, als daß er sich mit Gewalt gegen denselben sträubte. Wie es aber dabei oft mit der Gerechtigkeit aussah, kann sich Jeder leicht denken. Aber es war einmal so und der Herr Richter wagte es nicht, daran Etwas zu ändern; denn er stand ganz unter der Herrschaft seiner Frau Richterin und diese Herrschaft war sehr groß. —

Da also der Herr Richter seine Frau Richterin nicht mehr hatte und ihm, obschon er bereits ein guter Sechziger war, ein freies und lediges Leben auch nicht recht behagen wollte, so kam er auf den Gedanken, sich eine andere Frau Richterin zu suchen und zu erküren. Seine Wahl fiel auf eben diejenige, auf die der Beterlmacher sein Auge geworfen, nämlich auf die ehr- und tugendsame Frau Scholastika Fichtenwaldin. Und da er aber nicht recht wußte, wie er es anstellen sollte, um der Frau Scholastika auf eine manierlich kluge Weise sein zärtliches Verlangen kund und zu wissen zu machen, ferners nach einigem Erkundigen vernommen hatte, daß der Körbelnatzi die Scholastika gut kenne und bei ihr öfters aus- und eingehe, so kam er nach reiflicher Ueberlegung auf den weitern Gedanken, diesen über die bemeldete Scholastika in ein vertrauliches Verhör zu nehmen, um von ihm über sie das Eine oder Andere in Erfahrung zu bringen und dann im Weiteren zu sehen, ob ihm etwa der Körbelnatzi bei ihr nicht selbst gute Dienste leisten könnte.

Als der Körbelnatzi aus dem Munde des Herrn Richters vernommen, daß dieser um die Hand der Frau Scholastika Fichtenwaldin freien will und ihm in Betreff

dieser zärtlichen Angelegenheit so viel und großes Vertrauen schenke, fühlte er sich ungemein geschmeichelt. Dann sprach er:

„Gestrenger und wohlgeborner Herr Richter, da habt Ihr eine Wahl getroffen, die nicht besser sein könnt'! Die Frau Scholastika ist ein Frauenbild, daß es eine wahre Freud' ist, und in allen Dingen ganz sicher so, wie's Euch gut und angenehm zu Sinn steht. Wünsch' Euch alles Glück dazu! Und bekommen werdet Ihr sie; denn sie wird sich ob Eures Antrags über-alle Massen geehrt fühlen und auf der Stell' mit beiden Händen zugreifen. Ist's Euch recht und genehm, so will ich gleich zu ihr und ihr einstweilen auf eine kluge Weis' und Manier vermerken lassen, daß Euer Sinn nach ihr steht und Euch ganz absonderlich gelüstet, sie heirathen zu wollen."

„Du glaubst also, daß sie gern will und dergleichen u. s. w.?" schmunzelte der ergraute Gerichtsmann, durch die Rede des Körbelnatzi plötzlich ungemein froh und heiter gestimmt. „Glaubst auch ferner, daß die bemeldete und zwischen uns traktirte Frau Scholastika für unser Einen eine handsame Partie wäre und man an ihr ein gutes, getreues Gemahl hätt' und man mit ihr nicht übel fahren könnt' und man da noch, respektive mit ihr noch so allerlei gespassiges Zeug ....?! Nu, verstehst mich schon, was ich da mein' und dergleichen u. s. w."

„Das glaub' ich so fest, als ich da vor Euch steh'!" betheuerte der Körbelnatzi. „Sag's Euch, sie ist aus ganzem Herzen froh, so Ihr kommt und sie zu Euer Frau Richterin erwählet. Und so allerlei gespassiges Zeug könnt Ihr mit ihr ganz sicher auch noch machen, so Euch daran gelegen ist. Die ehr- und tugendsame Scholastika wird

weiters keine Augen machen, so sie Das, hört! Saperament, das könnt Ihr Euch denken!"

„Nun gut, schon gut! Das meinst und glaubst Du also!" näselte der Richter ganz seelenvergnügt vor sich hin. „Somit sind wir über diesen Punkt im Reinen, und weil wir's sind, so wollen wir sogleich um einen Schritt weiter gehen und die Sach' in juris humanum, wie der Rechtsgelehrte sagt, in Angriff nehmen und dergleichen u. s. w. — Vernimm also im Weitern, mein liebwerther und sehr vernünftiger Natzianus! Nun, was will ich gleich sagen? — Gut, ich hab's! — Bist Du der Mann, der sich getraut, diese Angelegenheit anzugreifen, in's Geleis zu bringen und auf eine geschickte Weis' durchzuführen und dergleichen u. s. w.?!"

„Warum denn nicht?" erwiederte der Körbelnatzi kurz.

„Nun gut, dann sind wir auch darüber im Reinen," sprach der Richter. „Hör' und vernimm also! — Ich bin zwar, wie alle Welt weiß, der Mann, der in seiner Gerichtsstub' die Zung zu gebrauchen weiß, wie nicht leicht Einer, hab' aber kein sonderlich's Geschick dazu, in Liebssachen, bei den Weibsleuten die rechten Wort' zu finden und sie geschickt anzubringen. In Anbetracht dieser großen Ungeschicklichkeit übertrag' ich also Dir feierlichst die ganze Angelegenheit. Gehst also hin zu der tugend= und ehrsamen Frau Scholastika Fichtenwaldin, vermeldest ihr meinen freundlichsten Gruß und ruckst dann sachte, so nach und nach und respektive gleich ganz gerad' und keck mit der Farb' heraus, sagst ihr, daß ich viel und große Lieb' zu ihr im Herzen verspür', daß ich sie . . . . nun und dergleichen u. s. w. Das Uebrige weißt! Mach deine Sach' geschickt! Sollst dafür einen guten Kuppelpelz be=

kommen. Fünfzig blanke Gulden sollst Du so sicher haben, als wenn Du sie schon hättest. Im Uebrigen sollst Du dann auch inskünftig stets meine besondere Gunst genießen. Du weißt, unser Einer, ein Mann von der Gerechtigkeit, kann da und dort, in Dem und Jenem durch die Finger schauen, wenn er mag. Verstehst mich schon! Halt aber auch reinen Mund! Braucht Niemand Etwas zu wissen, bis die Sach' vorüber ist. Besonders sag' mir dem Beterlmacher Nichts davon! Kann, zu Dir gesagt, den Gesellen nimmer recht leiden, seitdem er im Wirthshaus' gesagt, daß ich ein E . . . Nun, verstehst mich schon und dergleichen u. s. w.! Will's nur dem Beterlmacher nicht anmerken lassen, daß ich einen geheimen Pick auf ihn hab', dieweil ich's mit ihm nicht verderben will. Hab' meine guten Gründ' dazu. Das verstehst Du wiederum! — Nun sind wir also im Reinen. — Geh' also hin und mach' Deine Sach' gut! Fünfzig Gulden, Natzi! Verstehst mich schon und dergleichen u. s. w.!"

Nachdem die Beiden in Betreff der fraglichen Angelegenheit noch über Einiges traktirt hatten, entfernte sich der Natzi, mit dem Versprechen, bei der ehr- und tugendsamen Scholastika sein Möglichstes zu thun und hierüber dem Herrn Richter bald eine recht erfreuliche und angenehme Nachricht zu hinterbringen.

Am Abende traf der Natzi mit dem Beterlmacher zusammen. Dieser war heute ungemein froh und heiter gestimmt. Als ihn der Körbelnatzi hierüber zu Red' stellte, schmunzelte und lächelte er diesem ganz vergnügt in's Gesicht und sagte: „Freund Natzi, was meinst, das mit mir los ist?! — Nichts Geringes, kann ich Dir sagen. Bald werd' ich Einer unter den Glücklichsten auf der Welt

sein. Hab gar etwas Wichtiges vor. Nun als guter Freund will ich Dir's gleich frisch weg sagen! Höre! Ich bin daran und fest entschlossen, meinen Stand zu ändern und mir ein lieb und handsames Weib beizulegen."

Darauf erzählte er dem Körbelnatzi, daß die ehr- und tugendsame Frau Scholastika diejenige sei, welche er sich zur Gesponsin ausersehen, und daß er deßhalb bei ihr schon einmal gewesen sei, und die beste Hoffnung habe, sie bald erobern und zum Altar führen zu können.

Ob dieser unerwarteten Neuigkeit war der Körbelnatzi sehr erstaunt und eben so sehr überrascht. Er ließ aber dem Beterlmacher mit keinem Wörtchen vermerken, daß der Richter ebenfalls die Frau Scholastika heirathen wolle, und er, der Natzi, mit demselben hierüber bereits eine vertrauliche Unterredung gepflogen habe und beauftragt sei, als wohlbestallter Zwischenträger und Liebesbote diese Heirath zu Stande zu bringen, sondern fing an, des Beterlmachers Entschluß und Wahl zu loben und sich dabei so zu stellen, als ob er darüber die größte Freude hätte. Dann wünschte er seinem Freunde Beterlmacher eine gute Nacht und ging nach Hause.

„Hol' dich der Satan, du Erzschelm und Hallunke!" summste er auf dem Heimwege ärgerlich vor sich hin. „Was doch diesem zaundürren Beterlmacher einfällt und in seinen schwarzen Galgenschädel kommt?! Der will die Fichtenwaldin haben und heirathen? — Die wird gleich laufen und ja sagen, so du daher kommst, du einfältiger und aufgeblasener Spitzbub und Betrüger, du! — — Aber, beim Satan, am End' könnt's etwa doch sein, daß sie ihm angibt und er sie übertölpelt?! Wer mag's wissen? — Wart, da muß ich schon machen, daß ich ihm

zuvor komm', den Weg abschneid' und er sie nicht kriegt. — Der Kerl, der ranzige! Was meint denn der? Da wären auf einmal meine fünfzig Gulden weg und beim Teufel! Die laß' ich nicht aus, lieber entzwei ich mich mit dem Veterlmacher, ja lieber richt' ich ihn zu Grund. — Hat mir in letzterer Zeit ohnehin immer von unserm Verdienst abgebrochen, mir von dem, was wir mit unsern Hokuspokus den Leuten abgenarrt und abbetrogen, das Wenigere gegeben. — Wart du Lump und Betrüger, du, ich will dich schon d'ran kriegen! Bei der Fichtenwaldin soll dir der Schnabel fein sauber bleiben! Die fünfzig Gulden laß' ich nicht aus, ich! —"

Am nächsten Tage begab sich der Körbelnatzi sogleich in aller Frühe zu der Frau Scholastika Fichtenwaldin, lenkte bei ihr allmählig das Gespräch auf den wohlgeboren und gestrengen Herrn Richter, lobte und pries diesen über alle Massen, und rückte dann, nachdem er alles Lob- und Preiswürdige über ihn vorgebracht hatte, etwas mehr und deutlicher mit der Farbe heraus und am Ende sagte er ihr gerade weg, daß der gestrenge Herr Richter ein hold freundliches Aug auf sie geworfen und fest entschlossen sei, sie zu seiner Braut zu erkürren, mit ihr, wenn sie ihre Zustimmung gibt, so bald als möglich in den heiligen Ehestand zu treten, und daß er, der Natzi, beauftragt sei, ihr Dieß kund und zu wissen zu machen. Von dem, was ihm der Veterlmacher wegen ihr gesagt, nämlich, daß der sie auch haben will, erwähnte er natürlich keine Sylbe.

Als Frau Scholastika diesen Antrag aus dem Munde des Körbelnatzi vernommen hatte, war sie höchlich erstaunt darüber. Eine leichte Röthe färbte ihr mehr breites als rundes Angesicht. Dann schlug sie etwas beschämt und

zipperlich ihre kleinen und tiefliegenden Augen nieder und besann sich eine Weile. Und nachdem diese Weile vorüber war, schlug sie ihre kleinen Augen wieder auf und sprach zum Körbelnatzi: „Hab' mir's überlegt! — Also der Herr Richter hat ein Aug auf mich und will mich heirathen? Sehr viel und große Ehr'! Kann aber da nichts machen und ja sagen. Der Herr Richter ist mir ganz lieb und recht und sicher ein kreuzbraver und gescheider Mann; aber er ist mir ein wenig zu alt und einen Alten heirath' ich nimmer. War mit meinem Seligen schon nicht mehr viel, dieweil er zu alt war, jetzt gar Der?! Kann nichts machen! Wenn ich je wieder heirathen sollt', so müßt' es ein Jüngerer sein; aber vor der Hand denk' ich gar nicht daran. Kann's so auch schon derleiden. — Richt' also einen schönen Gruß von mir aus und sag's dem gestrengen Herrn Richter, daß ich da nichts machen kann und ihm für seine Geneigtheit und seinen ehren- und schmeichelhaften Antrag schönstens danken lasse!"

Körbelnatzi war über die gerade und derbe Antwort der Frau Scholastika Fichtenwaldin ganz verdutzt. Er wiederholte nochmals seine vorigen Lobeserhebungen über den gestrengen Herrn Richter und bot überhaupt seine ganze Beredsamkeit auf, um die Fichtenwaldin auf andere Meinung zu bringen und sie für seinen Antrag freundlicher und günstiger zu stimmen.

Aber die Frau Scholastika wollte von all dem Gered nichts mehr hören und wissen und wiederholte, was sie zuvor schon gesagt hatte.

Da nun der Körbelnatzi sah und merkte, daß seine Lobeserhebungen und sein Zureden nichts helfen und die Fichtenwaldin fest bei ihrem Bescheid stehen bleibt, so ent-

schloß er sich, für heute nicht mehr weiter in sie zu dringen und in zwei oder drei Tagen wieder zu kommen. Mit der Ermahnung, die Sache reiflicher in Erwägung zu ziehen und ihr Glück nicht leichtsinnig von sich zu stossen, entfernte er sich, nachdem er ihr zuvor noch das Versprechen abgenommen, über den delikaten Punkt nirgends ein unnützes Gered zu machen, besonders aber davon gegen den Beterlmacher keine Sylbe verlauten zu lassen.

Kaum war der Körbelnatzi eine gute Stunde fort, so trat der Beterlmacher zur Thür herein.

Er ward von Scholastika eben so freundlich, wie beim Erstenmale, empfangen; denn Frau Scholastika hatte, wie bereits erwähnt, seine Gründe, um es mit Beterlmacher nicht zu verderben und mit ihm auf möglichst gutem Fusse zu stehen.

Diesen freundlichen Empfang hielt Beterlmacher wieder für eine sehr gute Vorbedeutung. Er machte also heute keine weiteren Umschweife mehr, sondern rückte gleich frischweg mit der Farbe heraus und brachte in wohlbemessener Rede seine Herzensangelegenheit der Frau Scholastika zu Ohren. „Ihr, edle Frau Scholastika, ehr- und tugendsames Frauenbild, seid die Einzige, die ich meiner würdig halte, die ich mir unter so Vielen auserkoren!“ schloß er seine Rede. „Drum schlagt ein, laßt uns sonder Weil' in den heil'gen Ehestand treten, und in demselben als ein glückliches Paar handeln und wandeln, wie es in der Schrift geschrieben steht. Schlagt ein, auf daß Ihr bald für immer mein seid und ich für immer der Eurige bin!“

Dann fiel Beterlmacher vor ihr auf die Knie und sah zärtlich und erwartungsvoll zu ihr hinauf.

Frau Scholastika aber stützte beide Arme auf die Hüfte und blinselte mit großem Erstaunen zu ihm herab. Und nachdem sie ihn so eine gute Weile angesehen und betrachtet hatte, brach sie plötzlich in ein schallendes Gelächter aus.

„Beim heil. Christ, was kommt denn da heut' Alles daher und über mich?!" rief sie dann, mit einer vor lauter Lachen nur halb verständlichen Stimme. „Das ist ja schier aus der Weis' und zum Todlachen?"

„Was ... wie?! Was heißt das, Alles daher, aus der Weis' und zum Todlachen??" stotterte Beterlmacher sehr verlegen, indem er sich vom Boden erhob und der Scholastika mit großem Erstaunen und schlecht unterdrückten Aerger in's Gesicht sah. „Was ist das? Sprecht, ehr- und tugendsame Frau Fichtenwaldin!" setzte er ernst bei.

„Nichts, gar Nichts ist's, nur so eine Redensart von mir!" erwiederte Scholastika, rasch ihre vorigen Worte corrigirend und sich bemühend, ihr lautes Lachen zu bezwingen und zu unterdrücken, um den Beterlmacher nicht zu reizen und feindselig gegen sie zu stimmen. „Aber, was fällt Euch denn ein, Herr Beterlmacher!?" fuhr sie im ernsteren Tone fort. „Ihr wollt heirathen und kommt da zu mir und macht mir einen Antrag?"

„Das fällt mir ein," gab dieser zur Antwort, „ja, das fällt mir ein, weil ich der Beterlmacher und, wie Ihr wisset, ein angesehener Mann bin, und Euch mach' ich den Antrag, weil Ihr eine ehr- und tugendsame Frau seid, aus diesem Grund mein ganzes Gefallen zu Euch erregt habt und ich Euch eben aus diesem Grund' zu meiner in jeder Weis' sehr angesehenen Frau machen möcht'."

„Freut mich ungemein!“ schmeichelte Frau Scholastika. „Eine große Ehr', die Ihr mir da erzeigt und erzeigen wollt! Aber es thut mir vom ganzen Herzen leid, dieweil ich da Nichts machen und auf Euern Antrag nicht eingehen kann. Ich heirath' nicht mehr! — Würd' ich aber nochmals in den Ehestand treten, so glaub' ich fast, ich könnt' zu Euerm Antrag nicht nein sagen. Also, so ist's! Vor der Hand aber kann ich mich mit dem Heirathen in Nichts einlassen.“

„Ihr verschmäht also meinen Antrag und somit auch mich? Nicht wahr, so ist's, ehr= und tugendsame Frau Scholastika?!“ fragte Beterlmacher ernst.

„Hab das gerad' nicht gesagt und sag's auch nicht,“ gab Scholastika schlau zur Antwort. „Im Gegentheil, Ihr seid mir sehr werth und angenehm; aber ich heirath' jetzt nicht. Hab' meine guten Gründ' dazu. — Vielleicht, daß ich später . . . .“

„Vielleicht . . . später . . . .“ sumste Beterlmacher in Gedanken vor sich hin, während sein schlauer, unheimlicher Blick fragend auf Scholastika gerichtet war. Dieses „Vielleicht“ gab ihm wieder einigen Muth und neue Hoffnung. Er versäumte daher nicht, der Frau Scholastika nochmals auf's Eindringlichste an's Herz zu legen, welch ein braver und angesehener Mann er sei, welch zärtliche Neigung er zu ihr im Herzen trage und wie ungemein gut und schön es sein würde, wenn sie mit einander bald Eins werden und so den Himmel auf der Welt genießen könnten.

Frau Scholastika fand das Alles ganz richtig und sagte zu Allem ja, ließ sich aber in Betreff des Heirathsantrages durchaus nicht auf Näheres ein.

Um bei der Sache ja Nichts zu verabsäumen, wollte Veterlmacher beim Schlusse des Zwiegespräches der Frau Scholastika noch eine kleine Probe seiner Zärtlichkeit und Hingerissenheit auf den Mund drücken. Frau Scholastika aber verzichtete großmüthig auf dieses zärtliche Probestück und gab sich alle Mühe, um in Sachen des Küssens die Absicht des Veterlmachers zu verhindern und nicht Etwas hinnehmen zu müssen, was sie nicht erwiedern wollte.

Unwillig über diesen gänzlich mißlungenen Versuch, nahm nun Veterlmacher Abschied und entfernte sich, in der Absicht, bald wieder zu kommen, und mit der Hoffnung, beim nächsten Besuch bei der Frau Scholastika um einen guten Schritt näher zu rücken und sie so bald ganz für sich zu gewinnen.

Frau Scholastika hatte also zwei Heirathsanträge an ein und demselben Tag erhalten — ein Ereigniß, dessen sich auf der Welt selten Eine unter den Jung- und Wittfrauen zu erfreuen hat. Sie wies beide Anträge zurück, nur mit dem Unterschiede, daß sie dem Herrn Richter gleich rundweg jede Hoffnung auf ihre Hand benahm, dem Veterlmacher aber einen kleinen und schwachen Schimmer von Hoffnung in Aussicht stellte, und zwar, wie wir bereits wissen, aus dem einzigen Grunde, weil sie diesen nicht feindselig gegen sich stimmen wollte; denn sie befürchtete, er könnte ihr sonst etwas Böses anthun, etwa gar ein Paar boshafte Hexen an den Leib hetzen.

Anders hatten es aber, wie wir bald vernehmen werden, die beiden Freier, der Herr Richter und der Veterlmacher, in ihrem Sinne beschlossen.

Der Richter war nicht wenig erstaunt und auf das Unangenehmste überrascht, als ihm der Körbelnatzi den

abschlägigen Bescheid der Frau Scholastika hinterbrachte. Der Natzi meinte aber, daß man in solchen Dingen auf die ersten Worte einer Weibsperson nicht immer gehen dürfte, daß die Eine oder Andere, so man mit den Heirathen an sie kommt, ihre Launen und oft gar sonderbare Ansichten habe, und nicht selten den Freier mit dem Jasagen ein wenig hinhalte, um sich zu überzeugen, ob es Einem mit dem Heirathsantrag auch wirklich vollkommener Ernst sei. Uebrigens habe er der Frau Fichtenwaldin so ziemlich abgemerkt, daß sie ihre Freude kaum verbergen konnte, als er ihr den Antrag gemacht, daß er, der Herr Richter, bei ihr in hoher Gunst stehen müsse und sie also, wenn man nur nicht ausläßt und alles Ernstes ihr fleißig zusetzt, auch ganz sicher auf ihre Zustimmung und ihr Ja nicht mehr lange warten lassen werde.

Als der Körbelnatzi Dieß dem Richter so auseinander gesetzt, war er mit dem Einen ganz einverstanden und über das Andere sehr erfreut. Er lobte das kluge, fürsichtige und gescheide Benehmen des Körbelnatzi bei der Frau Fichtenwaldin und gab ihm den weitern Auftrag, seine Bemühungen bei derselben fleißig fortzusetzen und ihr Alles und Jedes auf das Eindringlichste an's Herz zu legen und vorzustellen, um die Sache bald in's Reine zu bringen.

Körbelnatzi versprach Alles und tröstete den Alten mit den besten Hoffnungen.

Um der Frau Scholastika so ziemlich deutlich zu erkennen zu geben, daß es ihm mit seinen Absichten vollkommen ernst sei, ging von nun an der Herr Richter, stattlich zusammen geputzt, selbst täglich, oft beim ärgsten Wind und Regen, an ihrem Hause vorüber, und grüßte

zu ihr ganz freundlich hinein, wenn er sie am Fenster oder im Hofe erblickte. Am Ende faßte er sogar den Muth, ihr dann und wann einen kurzen Besuch abzustatten. Aber von Dem, was er eigentlich von ihr wollte, ließ er kein Wörtchen verlauten. Das Reden über seine Herzens-Angelegenheit überließ er sammt und sonders seinem Liebesboten, dem Körbelnatzi. Auch versäumte er nicht, ihr hie und da ein kleines Geschenk, bald einen Blumenstrauß, bald süßes Obstwerk, oder sonst etwas Feines oder Süsses, zu überschicken. Und da ihm der Körbelnatzi sagte, daß Frau Scholastika gerne gebratenes Geflügel verspeise, so ließ er selten einen Tag vergehen, ohne ihr ein fettes Hühnlein oder Gänslein in's Haus bringen zu lassen.

Das Alles nahm die ehr- und tugendsame Frau Fichtenwaldin ganz freundlich auf, verspeiste mit vielem Appetit das Hühnlein und Gänslein, ließ dabei den Körbelnatzi in Sachen der richterlichen Herzens-Angelegenheit wacker drauf los reden; aber zu einem Jasagen vermochten sie weder Hühnlein, noch Gänslein, noch die ganze Körbelnatzische Beredsamkeit zu bewegen.

Also war das für Beide sehr hart und unangenehm; denn der Herr Richter konnte auf diese Weise nicht die Frau Fichtenwaldin heirathen und der Körbelnatzi nicht zu den fünfzig Gulden gelangen.

Ohne von den Absichten und Bestrebungen des Richters und des Körbelnatzi Etwas zu ahnen und zu wissen, setzte auch der Beterlmacher seine Besuche bei der Frau Fichtenwaldin fleißig fort, und da ihm diese im Ganzen nicht unfreundlich begegnete, hie und da sogar ein hoffnungsreiches Wörtchen fallen ließ, so war der Beterlmacher

immer in dem besten Glauben, daß die Sache sich doch schon noch nach seinem Wunsch und Willen gestalten werde. Aber Frau Scholastika sagte immer Ein und Dasselbe, ließ sich nie mit einem entscheidenden Wörtchen verlauten, und somit mußte der Veterlmacher auch immer wieder nach Hause gehen, ohne zu wissen, wie er daran war, ohne mit seinen Absichten nur um einen Schritt näher gekommen zu sein.

So dauerte es mehrere Wochen fort. Veterlmacher und Körbelnatzi gingen bei der ehr- und tugendsamen Frau Fichtenwaldin immer aus und ein, ohne daß der Erstere von den Bestrebungen der Letzteren Etwas wußte und bemerkte, und da der Veterlmacher seinem Freund Natzi im Vertrauen auch immer mittheilte, wie es mit seiner Angelegenheit bei der Frau Scholastika stehe und wann er wieder zu ihr gehen werde, so war es für diesen auch ein Leichtes, seine Gänge immer so einzurichten, daß er bei ihr mit dem Veterlmacher nie zusammen treffen konnte.

Endlich, nach vielen vergeblichen Gängen, zärtlichen Reden und Schmeicheleien, ging dem Veterlmacher doch einmal die Geduld aus. Er sprach daher zu seinem Freund Natzi:

„Jetzt bin ich einmal firrig und fuchtig! Die Frau Scholastika halt mich immer hin und immer hin, und will sich also durchaus nicht nach meinem Willen fügen und mir ihr Jawort geben. Weil also Das im Guten nicht geht, so will ich sie mit Gewalt und List dazu zwingen. Auslassen will ich einmal nicht mehr, geht es, wie es will. Sie muß die Meinige werden!"

„Hab' mir das auch schon so gedacht," sagte der

Körbelnatzi. „Aber, wie ist da mit List und Gewalt Etwas auszurichten und zum Ziel' zu gelangen?"

„Wie? — Das sollst Du gleich vernehmen!" war die Antwort. „Hab mir schon so ein Plänchen zurecht gerichtet. — Durch Hokuspokus, durch Gespensterei muß sie jetzt dran und ja sagen. Hör' also, wie wir das anstellen! — Du gehst zu der Frau Fichtenwaldin hin und sagst ihr — angelich hinter meinem Rücken und ohne meinem Wissen — daß ich des ewigen Hinhaltens müde bin und mich daher entschlossen habe, mir durch Zauberei ihre Einwilligung und ihr Jawort zu verschaffen. Dann sagst ihr, daß ich sie am nächsten Freitag, Nachts 12 Uhr, hinter das grüne Bergel, wo sich die zwei Weg' kreuzen, hinaus zitiren und beschwören will, und daß sie da ohne Weiteres kommen muß, so ihr anders ihr Leib und Leben heilig sind. Ferners sagst ihr, ich habe durch eine überirdische Macht in Erfahrung gebracht, daß draussen im schwarzen Grund neben dem Gehölz ein großer Schatz verborgen liege, daß diesen nur sie, die Scholastika, heben kann, aber nur dann, so sie auf meine Beschwörung und zur besagten Stund' hinaus kommt, in mein Verlangen einwilligt, ja sagt und mich heirathet. Das Alles sagst und hinterbringst ihr, thust aber dabei so, als wenn ich's nicht wüßt', daß Du ihr's sagtest! Also, Alles im größten Vertrauen. Du verstehst mich!? — Wie wir's dann im Weiteren machen und den ganzen Hokuspokus anstellen und durchführen wollen, darüber werden wir schon noch das Nähere besprechen, uns hinlänglich berathen und verständigen. — Also gehst Du hin und sagst ihr das Alles so und so, verrathest mich aber nicht dabei! Du verstehst mich?!"

„Versteh' ganz!" sagte der Körbelnatzi. „Der Plan ist gut, sehr gut ausgedacht. Will auch gleich zu ihr hingehen und ihr Das sammt und sonders hinterbringen. Aber, wie dann, so ich ihr das Alles so und so sag' und sie geht nicht drauf ein und will doch nicht hinaus?!"

„Sie muß hinaus und sie geht auch hinaus, so Du ihr Alles recht zu Ohren bringst, besonders, wenn sie vom großen Schatz hört!" gab der Beterlmacher rasch zur Antwort. „Sagt sie, daß sie mir ihr Jawort jetzt noch nicht, oder gar nie geben will; weiters, daß sie sich fürchtet und deßhalb in der Nacht um 12 Uhr nicht hinter das Bergel auf den Kreuzweg hinaus will, dann drohst Du ihr mit allerlei bösen Dingen, sagst, daß ich ihr dann leicht eine Menge Hexen und Gespenster in's Haus und an den Leib hetzen könnte und diese sie Tag und Nacht quälen würden, bis sie eines elendiglichen Todes dahin stirbt. Sagst aber auch, daß ihr kein Leid geschieht, so sie einwilligt und hinaus geht, sondern mich, einen kreuzbraven und höchst angesehenen Mann, bekömmt und noch über Dieß den großen Schatz im schwarzen Grund dazu." —

„Das ist Alles ganz recht und schön," wendete der Körbelnatzi bedächtlich ein. „Mag vielleicht auch im Einen und Andern so gehen, wie Du es da im Sinn' hast. Aber, wie steht's dann, so sie am Ende sieht und merkt, daß es mit dem großen Schatz Nichts ist?!"

„Ei, das ist meine Sache, das ist mir dann Eins!" warf der Beterlmacher spöttisch lachend hin. „Ist die ehr- und tugendsame Frau Scholastika nur einmal mein Weib, dann wird sie schon sehen, wo der große Schatz begraben liegt. Hat ja schon öfters Einer zu seiner Liebsten gesagt, daß er einen großen Schatz an Ehr', Tu-

genden und Geld hat, und hernach, nachdem sie ihn geheirathet, war Nichts da. Die Welt will betrogen sein. Also darüber wollen wir kein langes Gered' mehr machen! — Nun geh' und mach' deine Sach' gut! Sag' ihr fein Alles recht tüchtig hinein und laß' nicht aus, bis sie eingeht und ja sagt! Sollst schon Deinen guten Lohn dafür haben. Also geh'! Abends sehen wir uns wieder!"

Körbelnatzi versprach, Alles nach Wunsch zu berichten, und ging dann fort.

„So, jetzt kommt's recht!" sumste er mit triumphirender Miene für sich hin, als er aus dem Hause war. „Wart, Spitzbube, Du sollst mir die Fichtenwaldin gewiß nicht bekommen! Und alle Welt soll's nun wissen und erfahren, daß Du ein elendiglicher Betrüger bist, und daß es mit Deiner ganzen Sach' und Herrlichkeit Nichts ist! Schau da? Will mich der Kerl also wirklich um die Fünfzig bringen?! — Aber, weit gefehlt, Herr Beterlmacher! Du sollst die Fichtenwaldin gewiß nicht kriegen, dafür aber überall zu Schanden werden und dann kannst Du fein Dein großsprecherisches Maul abwischen, wenn der Richter die Braut heimführt — —."

Nachdem der Körbelnatzi in Betreff seines Vorhabens Alles reiflich überlegt hatte und damit im Reinen war, ging er geraden Weges zur Frau Fichtenwaldin, und berichtete dieser Wort für Wort, was ihm der Beterlmacher aufgetragen, und was dieser vor hat und thun will, um von ihr das Jawort zu erzwingen.

Frau Scholastika war ausser sich vor Schrecken, als sie die schauerliche Nachricht vernahm und bat den Körbelnatzi mit aufgehobenen Händen, ihr in dieser großen Noth

beizustehen und sie von den Nachstellungen und Verfolgungen des Beterlmachers zu befreien.

„Das will ich thun," sprach der Körbelnatzi, „so Ihr Euch ganz auf mich verlassen wollt und mir das Versprechen macht, Alles und Jedes zu thun, was ich von Euch verlangen werde, und Ihr darüber fein und sauber schweigen könnt."

Frau Scholastika versprach Alles.

„Nun gut, da Ihr mir also das Versprechen gebt, Alles zu thun, was ich Euch sage, so werden wir dabei sehr leichtes Spiel haben," sagte der Körbelnatzi. „So hört! — Vor Allem müßt Ihr Euch dazu verstehen, daß Ihr, zum Schein, der Beschwörung des Beterlmachers Folge leistet, also am nächsten Freitag Nachts um 12 Uhr hinter das grüne Bergel zum besagten Kreuzweg geht und Euch dabei überhaupt so stellt, als ob Ihr hättet kommen müssen."

„Das thu' ich nicht! Um alle Schätz' der Welt versteh' ich mich nicht dazu und geh' hinaus!" rief Scholastika im raschen Schrecken aus.

„Ihr müßt hinaus, sonst kann ich Euch nicht helfen!" ließ sich der Körbelnatzi ernst und mit Nachdruck vernehmen. „Geht Ihr nicht, so werdet Ihr des Beterlmachers auch nicht los, und wir können ihn dann auch nicht zu Schanden machen. Lari fari! Warum wollt und sollt Ihr nicht hinaus gehen? Habt ja dabei nicht das Geringste zu befürchten? Bei meiner Seligkeit verbürg' ich Euch das! Hört mich nur an, dann wird Euch Alles bald ganz klar und deutlich werden!"

Der Körbelnatzi fing nun an, die Frau Scholastika über das ganze betrügerische Wesen des Beterlmachers,

über dessen Thun und Treiben gehörig aufzuklären, um ihr zu dem beabsichtigten Gang Muth zu machen und ihr dabei alle Furcht zu benehmen. Er erzählte und setzte ihr auseinander, daß der Beterlmacher weder zaubern, noch hexen könne und auch nicht die mindeste Macht und Gewalt über Geister und Gespenster, Hexen und Kobolde habe, daß Alles, was er bisher gethan und den Leuten vorgemacht, nichts Weiteres, als leerer Hokuspokus und eitler Betrug gewesen. Ferners sagte er ihr, daß er, der Körbelnatzi, mit dem Beterlmacher schon seit Längerem in genauer Verbindung stand und eigentlich bisher noch stehe, daß er bei dessen Betrügereien immer selbst mitgeholfen und da und dort einen Geist oder ein Gespenst gemacht und vorgestellt, dafür aber in der Regel nicht viel, manchmal auch gar Nichts bekommen habe, daß er nun an dem Unwesen satt sei und den Leuten einmal die Augen öffnen und ihnen den Beterlmacher als Schelm und Betrüger zeigen wolle.

Dieß und noch Mehreres sagte der Körbelnatzi der Frau Scholastika, und als diese das Alles vernommen hatte, ward ihr bei der ganzen Sache auch allmählig wieder leichter zu Muth. Ihr voriger Schrecken verschwand und ein boshaftes, schadenfrohes Lächeln verzog ihren spitzigen Mund. Dann sagte sie: „Also, jetzt kenn' ich mich aus. So ist das Ding mit dem Beterlmacher? Nun, da thust Du ganz recht und sicher ein sehr gutes Werk, so Du den Erzschelm und Betrüger vor den Leuten entlarvst und ihm das Handwerk legst!"

„Das will ich auch!" stimmte der Körbelnatzi ein. „Ich werd' es den Leuten gewiß zeigen und ganz sonnenklar beweisen, daß er in überirdischen Dingen Nichts weiß

und vermag und sein ganzes Getreib' in Sachen der Geisterbannerei, des Zauber- und Hexenwesens sammt und sonders nur nichtiger Schein und Trug ist. Auch werdet Ihr nun schier sattsam begreifen, daß Ihr bei der Sach' nicht das Mindeste zu befürchten habt und ebenfalls ein ganz gutes Werk verrichtet, so Ihr mir dabei guten Beistand leistet!"

Frau Scholastika sagte nun auf das Bestimmteste ihren Beistand und ihre Mithilfe zu, und freute sich sogar darüber, daß ihr das Schicksal zu der bevorstehenden, nun in Aussicht gestellten Vernichtung des Beterlmachers eine so wichtige Rolle zugedacht habe.

Der Körbelnatzi deutete ihr dann mit wenigen Worten noch an, wie es ungefähr bei der fraglichen Brautbeschwörung hergehen könnte, welche Rolle er dabei als Geist oder Gespenst zu spielen haben werde, und daß er ohne Weiteres die feste Absicht habe, in dem entscheidenden Augenblick gerade das Gegentheil von dem zu thun und zu sagen, was der Beterlmacher ihm anschaffen werde.

Nachdem der Körbelnatzi der Frau Fichtenwaldin wiederholt an's Herz gelegt, über das Besprochene das tiefste Stillschweigen zu beobachten, entfernte er sich, mit dem Bedeuten, bald wieder zu kommen, um ihr dann sagen zu können, wie es im Einen und Andern bei der fraglichen Beschwörung gehalten werden sollte und was sie und er dabei zu thun haben werden.

Sinnend und mit lachender Miene sah Frau Scholastika dem Körbelnatzi eine Weile durch das Fenster nach. Dann sprach sie, über das so eben von ihr Gedachte ganz wohl zufrieden und heiter gestimmt, in langsamen Worten vor sich hin:

„Wart, ihr Spitzbuben und Galgenstrick'! Da will also der Ein' wie der Andere einen rechten Streich vollführen. Der Eine will mich durch Zauber und Betrug bethören und für sich gewinnen. Der Andere will Dem seine Zaubereien austreiben und ihn als Betrüger entlarven. Dafür muthet er mir aber zu, daß ich den alten Richter heirathen soll. Das wird eine schöne Geschicht' werden! Muß da schon auch das Meinige thun und Beiden zusammen einen rechten Streich spielen. — —"

Der Körbelnatzi hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als einen schnellen Gang zum Herrn Richter zu machen. Athemlos rannte er zu diesem auf die Amtsstube und erzählte ihm nun, wie die Sache mit dem Beterlmacher und der Frau Scholastika stehe, daß es also auch dieser auf sie abgesehen habe und sie, weil sie ihn schon seit Längerem hinhält und bisher wenig Lust zeigte, ihm ihre Geneigtheit und ihr Jawort aus freien Stücken zu schenken, mit Gewalt, und zwar durch Zauberkünste dazu zwingen will.

Der Herr Richter war wie aus den Wolken gefallen. Sein Erstaunen war um so größer, weil er es in diesem Augenblicke zum Erstenmale in Erfahrung brachte, daß er bei der ehr- und tugendsamen Frau Fichtenwaldin einen so gefährlichen Nebenbuhler habe.

„Wie, was sagst Du da?!" stotterte er mit bebender Stimme. „Der Beterlmacher will sie auch, und sie sogar durch Satanskünste zum Jawort zwingen und dergleichen u. s. w.?! — Hab' mir's doch gleich und immer gedacht, daß da Etwas dahinter steckt! — Nun ist sie fast sicher für mich verloren. Wo überirdisches Getreib und Zauberkunst mit in's Spiel kommen, da ist Nichts mehr zu machen, da muß unser Einer das Feld räumen und der-

gleichen u. s. w. Heiliger Sebaldus, nun ist die ehr- und tugendsame Frau Scholastika für mich verloren!" —

„Die Sach' steckt noch nicht so im Argen, als Ihr da glaubt," sagte der Körbelnatzi. „Der Beterlmacher wird und kann die Frau Scholastika nie und nimmer durch Zauberei und Teufelskünste für sich gewinnen. Dafür steh' Euch ich, der Körbelnatzi, gut! Im Gegentheil, sag' ich, sollt Ihr gerade jetzt bald zum sichern Ziel gelangen und zwar so, daß die Frau Scholastika schon in wenigen Tagen die Eurige sein wird. Hab' da schon vorgebaut, so gut und sicher, als es nur immer sein kann."

„Und wie? Laß hören, bester Herzensfreund! Laß hören!" rief der Richter voller Neugierde aus und wieder etwas leichter athmend.

Körbelnatzi sah dem Richter einige Augenblicke mit triumphirender Miene in's Angesicht, während er sehr bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickte und ein schelmisches Lächeln seinen Mund verzog. Dann räusperte er sich und fing an, den Richter über Beterlmachers Thun und Treiben, Schelmereien und Betrügereien ebenfalls so aufzuklären, wie er es zuvor bei der Frau Fichtenwaldin gethan hatte. Dieser und jener Fall, bei welchem er, der Natzi, als Geist oder Gespenst eine Rolle gespielt, ward dem Richter erzählt, mit den nöthigen Beweisen und Einzelnheiten belegt.

Der Richter riß Augen und Ohren auf. Er konnte es kaum recht glauben, daß das Erzählte lautere Wahrheit und der Beterlmacher, den er bisher so sehr gefürchtet, wirklich kein Zauberer, Geister- und Hexenbändiger, sondern nur ein gemeiner Betrüger und Großsprecher sei. Der Körbelnatzi aber wußte Alles so klar und deutlich darzustellen und auseinander zu setzen, daß dem erstaunten

Richter bald jeder Zweifel über das Vernommene verschwinden mußte.

Nachdem der Körbelnatzi den Beterlmacher im Ganzen und Einzelnen gehörig geschildert und den Richter über das Thun und Treiben desselben sattsam aufgeklärt hatte, erzählte er weiter, was ihm der Beterlmacher in Betreff der Frau Scholastika angeschafft habe, daß er dann gleich zu dieser gegangen und sie durch ihn von dem Vorhaben des Beterlmachers bereits vollkommen unterrichtet sei, daß er eben von ihr herkomme und diese ob des Gehörten in der größten Angst und Verzweiflung wäre und sich dabei nicht zu rathen und zu helfen wisse. Davon aber, daß er der Frau Scholastika den Beterlmacher ebenfalls schon als einen Betrüger dargestellt, sie über das Thun und Treiben desselben vollkommen aufgeklärt habe, dann, daß diese wegen des Beterlmachers mit ihm bereits einverstanden sei und ihm das Wort gegeben, zur Entlarvung und Vernichtung desselben mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, sagte er dem Herrn Richter kein Wörtchen. Er verschwieg es diesem absichtlich, daß die Frau Scholastika all Dieses auch schon weiß; denn er hatte, wie es sich bald zeigen wird, seine guten Gründe dazu.

Als der Richter das Alles vernommen hatte, gerieth er immer mehr und mehr in Aufregung und Zorn. Wie ein Besessener rannte er in der Amtsstube auf und ab und schnaubte und keuchte dabei, als wenn er so eben einen großen Strauß bestanden hätte. Dann blieb er plötzlich vor dem Körbelnatzi stehen, faßte diesen mit zitternden Händen an den beiden Schultern und rief: „He, ist das möglich!? Kann mir so Etwas passiren? Kann in meinem Gerichtssprengel so Etwas geschehen, solch ein heilloser

Betrüger leben, ungehindert schalten und walten, solch arges und himmelschreiendes Unwesen treiben?! He, ist das möglich und dergleichen u. s. w.?!"

„Das ist möglich, sogar sehr leicht möglich," warf der Körbelnatzi gleichgiltig hin.

„Den Kerl laß ich sogleich einfangen, foltern, dann hängen, köpfen und in Stücken entzweien!" tobte der erzürnte Gerichtsmann.

„Das thät' ich Alles nicht an Eurer Stell'," sagte der Körbelnatzi ganz ruhig.

„Nicht, warum nicht, wozu nicht?" rief der Richter heftig aus. „Ich will's, die Gerechtigkeit will's, unser Herrgott will's, also geschieht's und dergleichen u. s. w.!"

„Ich thät's doch nicht," gab Körbelnatzi mit gleicher Ruhe zur Antwort.

„Nicht? — Red'!" geiferte in voller Wuth der gestrenge Richter. „Red', red'! Ich, ich bin jetzt schon so auseinander, daß ich, wie ein grimmiger Satan, gleich zum Loch, respektive zur Amtsstube, hinaus fahren und rumpeln, gleich Alles einfangen, foltern, köpfen, hängen und entzweien könnt' und dergleichen u. s. w.! Red'!"

„So hört mich an!" forderte der Körbelnatzi den Erzürnten auf.

„Red'! Kurz heraus damit! Die Gerechtigkeit kann und darf nimmer länger warten und dergleichen u. s. w.!"

„Ihr wollt die ehr= und tugendsame Frau Scholastika ....?"

„Ja ... und ... und der andre Lump, der Beterlmacher, will's auch! Kreuz, Hagel und Element! Ich wollt gleich ...! Red'!"

„Nun gut! Wenn Ihr also wollt, daß die Frau Scholastika Fichtenwaldin bald und ganz sicher die Eurige werden soll, ganz sicher, sag ich, so ist dazu gerad' jetzt die beste Zeit und Gelegenheit vorhanden — und zwar durch den Beterlmacher."

„Durch den Beterlmacher? — Kreuz, Hagel und Element! Red'! Wie so, wie dann, wie hernach und dergleichen u. s. w.!"

„Der Beterlmacher will also die Frau Scholastika hinter das grüne Bergel hinaus beschwören, ihr draussen durch sein Gauckelwerk das Jawort abnarren und sie dann heirathen . . ."

„Aber eben, weil er das will, und sie hinaus geht und sich sonder Zweifel das Jawort abnarren läßt, eben, weil und wenn das geschieht und es Niemand hindert, so, dann und hernach kriegt er sie ja auch? Er kriegt sie dann, ohne weiters kriegt er sie! — Kreuz, Mord, Hagel und Steinteufel! Aber wart, wart, ich will dem verfluchten Gesellen das Hinauslocken, sein Hokuspokusmachen, die Scholastika, das Heirathen und alles Andere, Nähere, Weitere und Fernere schon vertreiben?! Vertreib's ihm gewiß und dergleichen u. s. w.!"

„Laßt mich nur erst reden!"

„Erst reden? Red' und dergleichen u. s. w.!"

„Also, der Beterlmacher will das so und so, und somit und so weiter die Frau Scholastika; er will, daß sie am Freitag Nachts um 12 Uhr da hinaus geht, und daß sie hinausgeht und kömmt, das soll ich zu Stand' bringen, dazu soll ich sie verlocken und antreiben."

„Das thust Du aber fein nicht! Und die Frau Scholastika geht auch nicht hinaus, dieweil sie weiß, daß das

ganze Zeug und Wesen des Beterlmachers nichts Weiteres ist, als lauter Betrug und leeres Gauckelwerk."

„Sie weiß es aber noch nicht?!"

„Dann sagt man's ihr, sogleich, auf der Stell' sagt man's ihr und dergleichen u. s. w.!"

„Dann geht sie auch nicht hinaus, so sie das weiß."

„Das soll sie aber auch nicht, das will ich auch nicht! Kreuz, Blitz, Donner, Hagel und Nordstern!"

„Dann geht's auch mit Euern Vorhaben nicht, also durchaus nicht so, daß Ihr sie bald bekömmt und zum Altar führen könnt."

„Nicht und dergleichen u. s. w.?!"

„Nein!"

„Also red'!"

„Also, sag' ich so: Wenn Ihr sie, die Frau Fichtenwaldin, bald die Eurige nennen wollt, so muß sie zur besagten Beschwörung hinaus kommen. Sie geht auch hinaus. Freilich wird sie sich nicht mit Leichtem zu solch' einem Gang verstehen wollen. Aber, wenn ich ihr sage, daß sie dabei Nichts zu befürchten hat, ihr hoch und theuer schwöre, daß sie nur dann, wenn sie mir Folge leistet, von den Nachstellungen des Beterlmachers sicher frei und ledig werden kann, dann weiters ihr auseinander setz', daß, wenn sie nicht einwilligt, hinaus zu gehen, der Beterlmacher sie ohne Weiters verhexen und verzaubern könnt', so wird sie sich, so ich Ihr dieß Alles sag', am Ende ganz gewiß dazu verstehen und den Gang machen."

„Gut also, sie willigt ein und geht hinaus! Was dann? Red' und dergleichen u. s. w.!"

„Höret! — Das wird dann so gehen. — Wenn sie also Nachts 12 Uhr hinaus kommt und zu dem Zauber=

kreis beim Kreuzweg heran tritt, so soll ich, auf Beterlmachers Geheiß und weil er's sich so ausgedacht, als Geist vermummet ebenfalls heran kommen und erscheinen, zuerst allerlei närrische Sprüch' machen und dann ihr ungefähr in folgenden Worten zurufen: „„Frau Scholastika, komm, komm, komm herein in diesen Kreis! Dein Glück erwartet Dich hier. Der, den Du hier siehst, ist der von Deinem Schutzgeiste für Dich Auserwählte! Er und kein Anderer ist Dir bestimmt und Du wirst mit ihm alles Glück der Welt genießen und, so Du die Seinige bist, verborgene Schätz' aus der Erde heben, also unendlich reich und angesehen werden! Wehe, wehe Dir aber, so Du ihm nicht Dein Jawort geben, ihn nicht zu Deinem Gemahl erküren und nehmen willst! Drum tritt herein und sage ja, sei dann reich und glücklich mit ihm! Willst Du das nicht, so sollst Du nie mehr eine gute Stund' im Leben haben und bald eines jähen Todes dahinsterben. Herein, herein, Frau Scholastika! Dein Glück erwartet Dich!""

Hab' ich diese Wort' gesprochen, so wird, wie es bereits ausgemacht ist, der Beterlmacher schnell zur Frau Scholastika heran eilen, sie in den vermeintlichen Zauberkreis führen, um drinnen von ihr das Jawort in Empfang zu nehmen. Ihr aber müßt da auch in der Näh' sein, seid da ebenfalls schnell bei der Hand, tretet ihm jach in den Weg, zieht die Frau Scholastika vom Kreis um einige Schritt zurück und hinweg. Im nämlichen Augenblick werd' ich als Geist bei Euch sein und Euch zurufen: „„So, der ist der Deine, der Rechte, Frau Scholastika! Der, so Dich da aus böser Gewalt errettet und befreiet, ist Dir von Gott zum Ehegemahl zugesandt und bestimmt!"" Zu gleicher Zeit, in der ich also Euch diese

Worte zurufe und Ihr mit der ehr- und tugendsamen Scholastika von hinnen eilet, müssen Eure Schergen und Häscher aus einem Hinterhalt über den Beterlmacher herfallen, ihn ergreifen, tüchtig durchprügeln, mit Stricken binden und in's Gefängniß führen. Mich aber sollen sie davon laufen lassen. Ich werd' aber schnell auf kurzem Umweg wieder zu Euch und der Frau Scholastika heran kommen und thun, als ob ich ein Weltpriester wär', und Euch Beide gleich auf dem Fleck frischweg zusamm' copuliren. In der Angst und Verwirrung, so wie aus Dankbarkeit für die Rettung, wird die Frau Scholastika sich das Alles gutwillig gefallen lassen, das Ja sagen und Euch die Hand zum Bunde reichen. Dabei werd' ich die rechten Wort' schon finden und sie dann zu Euch Beiden sagen. — Seht, das ist so mein Plan! Er geht durch, das weiß ich, so Ihr anders dazu stimmt und frisch weg bei der Sach' sein wollt. Ihr habt dann mit der ehr- und tugendsamen Frau Scholastika Euer Ziel erreicht, und der Beterlmacher hat Nichts dabei, wird auf einmal in Schand und Spott gesetzt und kommt noch obendrein in's Loch. — Nun, was sagt Ihr dazu?!"

„Vortrefflich, ungemein herrlich und klug aus- und zusamm' gedacht!" rief der Richter. „Herr Natzi, Du bist fürwahr ein ganz weiser Mann! Hätt' so was nicht zusamm' gebracht! — Glaubst Du aber auch, es könnt so gehen und es geht so?"

„Es geht so, so wahr ich da bin und vor Euch steh'!" betheuerte der Körbelnatzi. „Ich werd' das Alles gehörig einleiten und zu Stand bringen, besonders aber mit der Frau Fichtenwaldin noch das Nöthige verabreden und wegen des Hinausgehens zur Beschwörung in's Reine bringen."

„Gut, dann bin ich dabei!" gab der Richter entschlossen zur Antwort. „Red' aber jetzt nichts mehr und laß' mich über die Sach' ein wenig nachdenken!"

Der Richter legte nun sein bärtiges Kinn in die Rechte und dachte eine Weile nach. Und nachdem das Eine und Andere in seinem Kopfe Beifall gefunden und die Prüfung bestanden hatte, ließ er sich vom Körbelnatzi den ganzen Plan noch drei- bis viermal erzählen. Dann dachte er wieder nach, und je mehr er nachdachte, desto mehr und mehr gefiel ihm auch der Körbelnatzische Plan, desto sicherer glaubte er sich schon im vollen Besitz der ehr- und tugendsamen Frau Fichtenwaldin.

„Nun geh' und laß' mich allein!" sprach er dann mit wohlgefälliger Miene und feierlicher Stimme zum Körbelnatzi. „Geh' und schlicht' in der Sach' Alles, was dazu gehört und auch nicht dazu gehört, noch fein und sauber zurecht! Schweig da so und red' dort so, sonst redest Nichts und dergleichen u. s. w.!" Morgen kommst wieder, damit wir das Weitere und Nähere nochmals mit einander sattsam und weise besprechen, erörtern, überlegen und auseinander setzen können."

Dann öffnete er einen Geldsäckel und zählte aus demselben dem Natzi einstweilen die Hälfte von den ihm versprochenen fünfzig Gulden auf den Tisch, um ihn durch diesen Vorschuß zur richtigen Ausführung der fraglichen Sache noch mehr anzueifern.

„So, jetzt Das und hernach das Andere!" sprach er ganz heiter und vergnügt. „Will dann sogar noch zehn Stück dazu legen, wenn's so geht, wie's gehen soll. — Siehst also, wie ich in solchen Dingen bin und Wort halt' und dergleichen u. s. w. In Gottes Namen, die ehr- und

tugendsame Scholastika — sie soll, muß mein werden! Und wegen des verdammten Beterlmachers werd' ich die strengste Gerechtigkeit walten lassen. Geh', mach' und betreib' Alles weise und klug! Morgen in aller Früh' sehen wir uns wieder!"

Ungemein vergnügt über den bereits empfangenen Vorschuß und mit allen möglichen Versprechungen, Alles auf das Beste zu schlichten und anzuordnen, entfernte sich der Natzi und eilte schnurstracks zum Beterlmacher.

Dieser harrte schon lange und mit der größten Sehnsucht auf ihn. Als der Natzi bei ihm eintrat, eilte er ihm mit großer Hast entgegen und rief:

„Nun, wie steht's? Was hast bei der Frau Scholastika ausgerichtet?!"

„Sie geht ein! Wir haben sie schon im Netz!" keuchte fast athemlos der Körbelnatzi, indem er sich so stellte, als ob er sehr schnell gelaufen wäre und es ihm die größte Anstrengung gekostet hätte, um die Frau Scholastika herum zu bringen und für den fraglichen Antrag, nämlich nach Beterlmachers Sinn, willfährig zu stimmen.

„Rede! Wie ging's und was sagte sie?!" drängte der Andere, voller Neugierde und mit spannender Erwartung.

„Laß mich nur vorerst ein wenig ausschnaufen!" erwiederte Körbelnatzi mit erkünstelter Athemlosigkeit und sich, wie wenn er ganz erschöpft wäre, in einen alten Lehnstuhl werfend.

„Also sie geht ein?" fragte der Beterlmacher wiederholt und mit gesteigerter Neugierde.

„Wir haben's, alles in bester Ordnung!" betheuerte und heuchelte der Natzi. „Hat aber weiter keine Hitz' gekostet, das?!" fuhr er dann bedächtlich fort, indem er

dazu langsam mit dem Kopf nickte. „Sie gerieth ungemein in Angst und Schrecken und zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub, als ich ihr's sagte. Sie weinte und heulte, bat mich mit aufgehobenen Händen, daß ich Dich von diesem Schritt abwendig und überhaupt die ganze Sach' wieder rückgängig machte möchte. Ich mußte meine ganze Zungenfertigkeit aufbieten, um ihr Stand zu halten. Sie wollte zu Dir laufen und Dich selbst bitten, sie mit einer solch schrecklichen Sach' zu verschonen. Ich ließ sie lange reden, weinen und jammern. Da ich aber sah, daß da im Guten Nichts auszurichten sei, so fing ich in einem andern Ton zu reden an. Ich machte ihr weiß, daß da alles Widerreden nichts mehr hilft, daß sie sich in das Unvermeidliche schicken und ohne Weiteres zur besagten Beschwörung hinaus muß, daß Du die Sach' bereits mit überirdischen Wesen eingeleitet hast und sie ohne eigene Gefahr nicht mehr rückgängig machen kannst, daß sie mit Niemanden, vor Allem aber auch mit Dir nicht, darüber ein Wörtchen sprechen soll und darf, weil sonst ohne Weiteres alle Hexen und bösen Geister Gewalt über sie bekommen würden."

„Sehr pfiffig, sehr pfiffig ausgedacht und gesagt!" unterbrach der Beterlmacher den über das gute Gelingen seines Lügens sehr zufriedenen Erzähler. „Weiter, weiter! Was kommt hernach?"

„Dann, dann sagte ich ihr," fuhr der Körbelnatzi fort, „daß ihr Beide, sie für Dich und Du für sie, von überirdischen Wesen für einander bestimmt worden seid, daß sie an Dir einen kreuzbraven und angesehenen Gemahl bekommt und sie an Deiner Seite große Schätz' bekommen und folglich ganz steinreich werden wird. Fer-

ners sagte ich, daß sie, so sie zu der Beschwörung nicht hinaus geht und gehen will, Alles Schlimme und Böse zu befürchten hat, geht sie aber, so hat sie Nichts, gar Nichts zu befürchten. Ueber das schwor ich ihr auch bei Allem, was mir theuer und heilig ist, daß das Alles so und nicht anders sei und sein kann, und daß ihr, so sie einwilligt und hinaus geht, freiwillig und ohne Gezwäng' und Aengsten, nicht das mindeste Leid geschehen wird, und daß Dieß von überirdischen Geistern einmal so bestimmt ist. — Dieß Alles und noch viel Mehreres sagte ich ihr, log ich ihr vor. Nach langem Hin- und Herreden, Versprechungen und Betheurungen gab sie sich endlich nach und nach drein und sagte, daß sie mir folgen und in der Nacht zum besagten Bergel hinaus gehen will. Dann gab ich ihr die Hand drauf, daß das Alles so sei und gehen wird. Also ist die Sach' so viel wie richtig und nun weißt Du's!"

„Gewonnenes Spiel! Nun haben wir sie, die hochfärtig und einfältige Gans!" triumphirte der Beterlmacher mit lautem und spotthaften Gelächter. „Hab' mir's doch gleich gedacht, so wird's am End' kommen. Es ging ja schon so gar Vieles nach meinem Kopf, warum soll's denn da nicht auch gehen? — Hast deine Sach' brav, fast mehr als pfiffig gemacht, Natzi!" lobte er dann. „Sollst schon einen tüchtigen Lohn dafür bekommen. Verlaß' Dich d'rauf!"

„Hol' Dich der Satan mit Deinem tüchtigen Lohn!" dachte sich im Stillen der Körbelnatzi. „Wart, Halunke, Du sollst von mir auch bald Deinen Lohn bekommen, und zwar so viel, daß Du gewiß für dein Leben lang' genug daran hast!"

Darauf ward noch weiters verabredet, wie es im

Ganzen und Einzelnen bei der fraglichen Beschwörung gehalten und wie Alles vollführt werden sollte, und der Körbelnatzi beauftragt, im Laufe der nächsten Tage der Frau Scholastika noch Manches wegen der Sache in's Ohr zu reden und dafür zu sorgen, daß sie nicht mehr andern Sinnes, mit ihrer Zusage nicht mehr wankelmüthig oder etwa gar widerspenstig werde.

Körbelnatzi versprach Alles.

Nach der Unterredung ging Körbelnatzi heim und legte sich zu Bette, heiter und wohlgemuthet, weil ihm an diesem Tage Alles so vortrefflich gelungen und er bei allen Dreien, der Scholastika, dem Richter und Beterlmacher, das Eine wie das Andere so fein und sauber angerichtet und eingefädelt hatte.

Das Alles geschah am Montag vor dem Freitag.

In den darauf folgenden Tagen, nämlich bis zu dem besagten Freitag hin, hatte der Körbelnatzi wegen der Sache noch allerlei Gänge zu machen. Bald rannte er zum Herrn Richter, bald zur Frau Scholastika, bald wieder zum Beterlmacher. Alles gestaltete sich nach seinem Wunsche. Nirgends ergab sich mehr ein Hinderniß. Der Beterlmacher freute sich, durch die bereits pfiffig eingeleitete und sicher auch nach seinem Wunsch zur Ausführung kommende Hokuspokusgeschichte bald die ehr- und tugendsame Frau Scholastika zu bekommen; die Frau Scholastika freute sich, bald des Beterlmachers für immer los zu werden und ihn durch sein eigenes Werk zu Schanden kommen zu sehen; der Herr Richter freute sich ebenfalls, bald zum Besitz der Frau Scholastika zu gelangen und bei der zärtlichen Besitznahme derselben den verwünschten Beterlmacher mit einem Schlage zu vernichten, und der Körbelnatzi freute

sich nicht minder auf den baldigen Untergang des Beterl-
machers, so wie auch noch weiters auf die andere Hälfte
des ihm vom Richter versprochenen Lohnes.

Der von allen Seiten mit großer Spannung und
Sehnsucht erwartete Freitag kam heran. Es war ein
trüber, düsterer Tag. Die Sonne ging unter, und kaum
war ihre Nachfolgerin, die Dämmerung, verschwunden, so
ward es allmählig sehr dunkel und finster und eine un-
heimliche Stille waltete durch die Nacht. Diese Stille
war aber dem Beterlmacher nicht so ganz recht. Es wäre
ihm viel lieber gewesen, wenn ein starker Wind oder gar
ein Sturm durch die düstere Nacht geheult hätte.

Eine gute Stunde vor Mitternacht schlichen Beterl-
macher und Körbelnatzi in größer Stille und mit allem
Möglichen versehen, was dem Ersteren zu der beabsich-
tigten Beschwörung nöthig zu sein schien, zum Dorfe hin-
aus und eilten auf einen abgelegenen Fußpfad dem so ge-
nannten grünen Bergel zu, in dessen Nähe zwei Fahrwege
sich kreuzten.

Fast zur nämlichen Zeit machte sich der Richter in
Begleitung zweier Schergenknechte und noch eines andern
handfesten Burschen ebenfalls auf den Weg zu dem be-
stimmten Platz. Um beim Hinausgehen mit dem Beterl-
macher nicht zusammen zu stossen, schlug er, wie mit dem
Natzi verabredet ward, zum besagten Bergel einen andern
Weg ein.

Eine halbe Stunde später sah man aus dem Hause
der Frau Scholastika fünf dunkle Gestalten schleichen, Alle
theils mit Waffen, theils mit Stöcken wohl versehen.
Unter diesen fünf Gestalten befanden sich die Frau Scho-
lastika und noch eine andere nach der Größe und Dicke

ihr ziemlich ähnliche Weibsperson, die ganz schwarz gekleidet war, dann auch sogar ein vornehmer Gesell aus dem Ritterstande.

Dieser vornehme Gesell hieß Ritter Tobias von Trutzigen; er war klein und sehr mager, etwa gegen fünfzig Jahre alt und bis zur Stunde noch ein Hagestolz. Er lebte, abgeschieden von allem ritterlichen Thun und Treiben, ganz behäbig und friedfertig auf seinem kleinen Gesaß, das sich ungefähr eine halbe Stunde von dem Hause der Frau Fichtenwaldin auf einer niedlichen Anhöhe befand, und war schon seit Längerem, und zwar in aller Stille, der begünstigte Anbeter der bemeldeten Frau Scholastika. Von diesem stillen, ganz in Geheim gehaltenen Liebesverhältniß wußte aber weder der Beterlmacher und der Körbelnatzi, noch der Richter oder sonst Jemand im Orte und in der Umgegend irgend ein Wörtchen. Höchstens so viel war bekannt, daß Ritter Tobias von Trutzigen mit der ehr- und tugendsamen Frau Fichtenwaldin in einer mehr oder minder freundschaftlichen Beziehung stehe, hie und da, wenn er an ihrem Hause vorbei ging oder ritt, ein wenig zusprach und ihr, wie es der sehr friedliebende, ritterliche Tobias auch gegen andere Leute machte, immer sehr wohlwollend und gnädig entgegen komme.

Diesen ihren stillen Anbeter hatte nun, wie leicht begreiflich, Frau Scholastika sowohl von dem ihr zugemutheten Heirathsantrage des Beterlmachers, als auch von dem des Herrn Richters in genaue Kenntniß gesetzt und ihm Alles und Jedes von der durch Körbelnatzi ihr eröffneten und vorgespiegelten Beschwörungsangelegenheit haarklein mitgetheilt. Ritter Tobias war bei dieser Eröffnung fast ein wenig zornig und aufgebracht, bei genauer An-

schauung und Ueberlegung der ganzen Sache aber auch bald wieder ruhig, ja fast wohlgemuthet und heiter, und verabredete mit Frau Scholastika ebenfalls ein kluges Plänchen, um sich einen lustigen Spaß zu machen und sich an seinen Widersachern, dem Beterlmacher und Herrn Richter, wegen ihres gegen Frau Scholastika so kühnen und frechen Vorhabens nach Gebühr und recht exemplarisch zu rächen.

Deßhalb zog also heute auch Ritter Tobias als Mitverschworner der ehr- und tugendsamen Frau Scholastika, als ihr Schützer und Helfer zu der Beterlmacher'schen Beschwörung zum so genannten grünen Bergel hinaus.

Bis zur bestimmten Stunde waren Alle auf ihren Plätzen. Etwa hundert Schritte von dem bekannten Kreuzwege entfernt, lauerte, hinter einem Gebüsche versteckt, der Herr Richter mit seinen Leuten. Auf der entgegen gesetzten Seite und fast in gleicher Entfernung von dem Zauberkreise standen in einer engen Schlucht Ritter Tobias, die ehr- und tugendsame Frau Fichtenwaldin und die Andern, welche mit ihnen hinaus gezogen.

Während sich also die beiden Gruppen, ohne von einander Etwas zu wissen, in ihre Verstecke machten und aus denselben in spannender Erwartung hervor lauerten, waren Beterlmacher und Körbelnatzi am Fusse des grünen Bergels, wo sich die zwei Wege kreuzten, bereits mit ihren Vorrichtungen beschäftiget. Mit großer Emsigkeit zog Beterlmacher auf der fraglichen Stelle einen großen Kreis und belegte denselben mit verschiedenen Beinern von Menschen und Thieren und andern Dingen. Innerhalb des Kreises schlug er drei Pflöcke in die Erde, auf welchen er Todtenköpfe befestigte, und in der Mitte desselben schichtete er allerlei Geripp und anderes Zeug um einen großen

Block, auf welchem bereits ein kleines, bläulichtes Flämmchen flatterte und durch ihren unheimlichen Schimmer die nächsten Gegenstände schwach beleuchtete. Im Kreise herum wurden ebenfalls etliche mit Unschlitt gefüllte Lämpchen gestellt, welche im rechten Augenblicke angezündet werden sollten.

Körbelnatzi, bereits schon als Geist verkleidet, half dem Veterlmacher bei diesen Vorrichtungen mit scheinbar erkünstelter Emsigkeit und gab sich alle Mühe, dabei sein höhnisches, boshaftes Lächeln zu verheimlichen und zu unterdrücken, um sich dem Veterlmacher nicht zu verrathen.

Mit großer Neugierde und in der spannendsten Erwartung auf die Dinge, die da kommen werden, sahen die Andern hinter dem Gebüsche und in der Schlucht dem Thun und Treiben des Veterlmachers und seines Helfers zu. Dem Herrn Richter ward dabei dann und wann fast etwas unheimlich zu Muth; denn in ihm stieg immer wieder der Gedanke auf, daß es vielleicht mit der Zauber- und Geisterbeschwörungskunst des Veterlmachers doch etwas anders sein könnte, als wie ihm der Körbelnatzi berichtet, und er, wenn dieser ihm etwa nicht das Wahre an der Sache mitgetheilt hätte, ohne Weiteres mit Hexen und Gespenstern und am Ende sogar mit dem Bösen in ein höchst verdrießliches und gefährliches Spiel gerathen würde und müßte. Doch die Aussicht auf den baldigen Besitz der Frau Scholastika stärkte ihn immer wieder etwas, so gerade mit so viel Muth, um seine Zweifel und Befürchtungen zu überwinden, bei dem einmal begonnenen Unternehmen standhaft auszuharren und Alles so durchzuführen, wie es zwischen ihm und dem Körbelnatzi verabredet und beschlossen wurde.

Nicht so war es bei den Andern in der Schlucht. Ritter Tobias, die Frau Fichtenwaldin und ihre Helfer waren ganz guten Muths, konnten den Augenblick kaum erwarten, in welchem der Spaß angehen sollte, und freuten sich schon darauf, mit ihren Stöcken den verfluchten Hexen- und Zauberkünstler recht tüchtig durchbläuen zu können.

Endlich hatte Beterlmacher Alles fix und fertig.

„Also, jetzt nimm Dich zusammen!" sprach er halblaut zum Körbelnatzi. „Was Du zu sagen und zu thun hast, weißt Du!"

„Alles richtig und gut. Verlaß' Dich d'rauf!" gab ihm dieser zur Antwort.

„Wenn die Fichtenwaldin nur nicht gleich scheu wird, so sie daher kommt und schon von Fern' unser Gezeug da und das Lichtel sieht," fuhr der Beterlmacher bedächtlich fort und seine Vorrichtungen mit prüfendem Blicke musternd.

„Hab' auch schon daran gedacht," erwiederte der Natzi, indem er dem Beterlmacher einen schelmischen Blick zuwarf. „Könntest ja das Lichtel da ein wenig unter Etwas verstecken, für so lange, mein' ich, bis die Scholastika da ist."

„Es geht nicht recht, macht sonst nicht die gehörige Wirkung," meinte der Beterlmacher. „Doch, hast recht, ich will Dir folgen," fuhr er nach einigem Besinnen fort, nahm dann das Flämmchen vom Block und suchte es unter die Gegenstände zu verstecken, die er neben demselben aufgeschichtet hatte. „Noch Eins!" sprach er, nachdem er mit dieser Arbeit fertig war. „Leg' da diesen Mantel um dein Gelump und geh' der Frau Scholastika ein wenig entgegen! Siehst Du sie kommen und sie sollt' beim Hergehen etwa wankelmüthig und furchtsam werden, oder sich

gar sträuben, noch weiter zu gehen und wieder umkehren wollen, so red' ihr fleißig zu und laß sie nicht mehr aus, bis sie da ist! Ich will da einstweilen im Kreis herum gehen, bis Du wieder kommst. Bist Du mit ihr in der Näh', so sprich ihr nochmal recht Muth zu, dann springst Du schnell auf die Seit', legst schnell den Mantel ab und machst hernach Alles so, wie wir's miteinander verabredet haben! Was mich betrifft, so werd' ich schon im rechten Augenblick mit meinem Getreib da den Anfang machen. Also, geh' schnell! Aber paß' fein recht auf und mach' Alles g'scheid!"

Rasch warf der Körbelnatzi den Mantel des Veterlmachers um und huschte davon. Kaum hatte er sich aber einige Minuten entfernt, so schlug die Uhr auf dem Thurme des nahen Dorfes die zwölfte Stunde. Veterlmacher warf einen forschenden Blick nach der Richtung hin, in welcher der Natzi verschwunden war, und von welcher er mit der Frau Scholastika wieder herkommen sollte.

In diesem Augenblicke tauchte in einer andern Richtung eine schwarze Gestalt aus der Dunkelheit hervor und näherte sich langsamen Schrittes dem Kreise. Etwa zehn Schritte vor demselben blieb sie stehen.

„Beim Teufel, da ist sie schon und der verdammte Dummkopf, der Natzi, ist nicht da und auch nicht bei ihr!" murmelte Veterlmacher in seiner Ueberraschung unwillig vor sich hin. „Der Esel hat sie also auf dem Weg ganz verfehlt. Was thu' ich jetzt gleich, wenn er nicht da ist?..."

Unentschlossen stand er einige Augenblicke da und blinzelte voll Beklommenheit durch das düstere Dunkel nach der kohlschwarzen Gestalt hin. Nun entschloß er sich rasch, hob, ohne auf die Zurückkunft des Körbelnatzi noch länger

zu warten, das verborgene Flämmchen wieder auf den Block und begann die Beschwörung. Langsamen Schrittes und mit phantastisch erhobenen Armen ging er dreimal im Kreise herum, während er dabei so laut, daß man es in der Nähe wohl vernehmen konnte, verschiedene unverständliche Worte sprach. Dann blieb er vor dem Flämmchen stehen, neigte sich öfters über dasselbe, machte über dasselbe mit seinem Zauberstabe allerlei komische Bewegungen und rief dann mit geisterartiger und ziemlich lauter Stimme: „Komm, komm heran, Du Auserwählte meines Herzens! Rapia, Domino, Mixum Ostrium! Gute Geister erscheinet auf meinen Befehl und steht mir bei, auf daß sie in dieser Stund' die Meine wird! Habala, Faxis, Diabolo, Habun, Nicolum! Komm, komm, edle Scholastika! Raspium und tritt keck herbei! Eliaudum und fürchte Nichts, tritt herein, zu mir in den Kreis, wo Dir Dein einzig Glück erblüht! Zögerst Du aber, so droht Dir Unglück und Verderben! D'rum komm, komm herein, edle Scholastika und fürchte Nichts! Scholastika, Scholastika! Mixum, Elastria, Rabulum!"

Während der Beterlmacher diese Worte gesprochen und dabei seinen phantastischen Hokuspokus getrieben, hatten sich, leise und vorsichtig, sowohl der Ritter Tobias und Frau Scholastika mit den Ihrigen, als auch der Richter mit seinen Leuten bereits bis zu einer gewissen Entfernung, und zwar von verschiedenen Seiten, dem Zauberkreise genähert, ohne daß es der Beterlmacher in seinem Eifer bemerkte.

Beim Heranschleichen zum Kreise schlug der Herr Richter, um sich für alle Fälle möglichst zu schützen, öfters ein großes Kreuz und befahl seinen Leuten, ein Gleiches

zu thun; denn der Herr Richter wußte noch immer nicht recht, wie es mit der Beterlmacher'schen Zauberkunst beschaffen sei und hatte also deßhalb auch immer noch so ziemlich große Furcht vor demselben.

Auch die schwarze Gestalt schlich langsam bis auf etliche Schritte zum Kreise heran, ohne mit den Andern in Berührung zu kommen.

Plötzlich huschte jetzt auch der Körbelnatzi, in seiner Verkleidung als Geist, herbei, rannte unter allerlei komischen Geberden in den Zauberkreis, auf den Beterlmacher hin, dann wieder hinaus und auf die schwarze Gestalt los, flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, nahm sie dann, in der festen Meinung, sie sei wirklich die Frau Scholastika, bei der Hand und führte sie rasch in den Kreis. Lautlos folgte die Gestalt, welche in lange, schwarze Kleider gehüllt war und das Gesicht so verdeckt und verbunden hatte, daß man sie wohl nicht leicht erkennen konnte.

„Fürchtet Nichts, ehr= und tugendsame Frau Scholastika!" redete sie der Beterlmacher an. „Du bist da, Auserwählte! Fürchtet Nichts in diesem Zauberkreis; denn der Beste unter den Geistern hat Euch herein geführt! Alle andern Geister der Welt können Euch da Nichts anhaben, wo ich bin. Nun höret und wisset! Die überirdischen Mächte haben beschlossen, daß Ihr mein sein sollt. Sie haben Euch für mich und mich für Euch bestimmt, auf daß wir mit einander alles Glück und Heil der Welt genießen sollen. So ist's beschlossen. Nun beschwör' ich Dich nochmals, guter Geist!" fuhr er dann, gegen den Körbelnatzi gewendet, fort. „Rede und sprich es in Deiner unendlich großen Weisheit aus, auf daß es hier auf diesem heiligen Grund die ehr= und tugendsame Frau Scholastika

selbst aus Deinem überirdischen Mund vernehmen kann, ob ich der Rechte, der einzig Auserwählte für sie bin oder nicht! Sixtum, Habolari, Bokum! Du weißt, was diese inhaltsschweren Worte heißen. D'rum rede, rede! Ich beschwöre Dich, edler Geist!"

„Gleich, gleich sollst Du es vernehmen!" sprach der Körbelnatzi mit hohler, düsterer Stimme. Dann machte er einige phantastisch komische Bewegungen, hüpfte rasch über den Kreis hinaus und auf den Herrn Richter zu, den er sogleich an der weißen Binde erkannte, welche derselbe, wie mit ihm zuvor verabredet, an seinem linken Arm trug. In einigen Augenblicken stand der Körbelnatzi mit dem Richter, der schüchtern und sehr zaghaft folgte, wieder im Zauberkreise, vor dem Beterlmacher und der schwarzen Gestalt.

Durch diesen unerwarteten Auftritt ganz verblüfft und auf's Höchste überrascht, stand der Beterlmacher da. „Wie, was... was ist das, Geist?!" stotterte er im größten Aerger und in der größten Verlegenheit.

„Schweig, schweig!" herrschte ihm barsch der Natzi zu. Dann wendete er sich zu den Andern und sprach mit lauter, kräftiger Stimme:

„Nun höret und vernehmet Alle meinen Ausspruch! Nicht Dieser da," auf den Beterlmacher deutend, „sondern Dieser da," auf den Herrn Richter zeigend, „ist der Rechte, der Auserwählte für die ehr- und tugendsame Frau Scholastika! Dieser da ist für sie von den überirdischen Mächten auserwählt und bestimmt. Also ist es; denn ich war selbst dabei, als die überirdischen Mächte diesen Beschluß gefaßt. So ist's beschlossen. Also und somit habt und liebt Euch!"

Mit diesen Worten legte Körbelnatzi die Hand des Richters in die Rechte der schwarzen Gestalt.

„Nun sagt zu einander das Ja und seid glücklich!" setzte er dann mit feierlicher Stimme bei.

Ein derbes „Ja" ertönte aus dem Munde der schwarzen Gestalt.

„Ja," stotterte der Herr Richter halblaut und kaum vernehmbar, indem er die Rechte der Schwarzen schüchtern, aber doch etwas zutraulich schüttelte.

Beterlmacher gerieth über diese, ihm rein unbegreifliche Wendung der Dinge fast aus aller Fassung. Es schien ihm Alles, was er sah und hörte, rein unmöglich. So Etwas hatte er sich nicht erwartet, besonders nicht von seinem Freunde Körbelnatzi.

„Geist, was willst Du und was sprichst Du da!?" schnurrte er nach kurzer Pause mit bebender, vor Zorn und Aerger halb erstickten Stimme den Körbelnatzi an. „Ich beschwöre Dich, widerruf' auf der Stell' diese Worte! Sprich Das, was Dir als guter Geist zu sprechen Pflicht ist! Auf der Stell', sag' ich, oder Du bist ewig verloren!"

Der Körbelnatzi sah dem Beterlmacher mit höhnischem Lachen einige Augenblicke in's Gesicht und hob dann drohend seine beiden Fäuste gegen ihn empor, ohne ihm auf diese Aufforderung eine Antwort zu geben. Dann sprach er zu dem Richter und der schwarzen Gestalt weiter: „Nun habt Ihr's aus meinem Mund vernommen! Also habt Euch auch in Ehren lieb und geht in Gottes Namen und im Frieden von hinnen!"

Rasch trat der Herr Richter mit seiner ihm nun vermeintlich Neuverlobten aus dem Zauberkreis, um sich mit ihr zu entfernen.

Nun vermochte der Beterlmacher seine Wuth nicht mehr zu bezähmen. „Was," rief er im heftigsten Zorn, „was willst Du, was unterstehst Du Dich, Du elender, miserabler Geist? Gleich vernicht' ich Dich zu Staub, Du Schurke Du, so Du mir nicht auf der Stell' gehorchst!" Mit diesen Worten fuhr er so wüthend auf Körbelnatzi los, als ob er ihn zerreissen wollte.

„Weich' von mir, Du elender Bösewicht!" schrie Natzi, der jetzt auch in Zorn gerieth. „Weich' von mir! Deine Betrügereien sind entdeckt und für immer zu End'! Noch ein Wort, und es soll Dir heut' schlimm ergehen!"

Wie ein wüthendes Thier und geifernd vor Zorn und Wuth, packte der Beterlmacher den Natzi beim Kragen und schlug mit seinem Zauberstabe gewaltig auf ihn los. Dieser griff ebenfalls rasch an und rannte den Beterlmacher so heftig von sich, daß dieser über den Block stolperte und auf den Boden fiel. Im Nu war aber der Beterlmacher wieder auf den Beinen und stürzte auf's Neue auf seinen Gegner.

„Donner und Teufel! He, was gibt's da!?" rief in diesem Augenblicke Ritter Tobias, indem er mit den Seinigen rasch herbei eilte und auf die Kämpfenden eindrang. Im gleichen Moment kehrten auch der Herr Richter und die schwarze Gestalt auf den Zauberkreis zurück. Rasch folgten ihm seine Schergen mit ihren Stöcken und Knitteln und schickten sich sogleich zum Angriff.

Eine gewaltige Prüglerei begann. Jeder schlug im Finstern darauf los, ohne eigentlich zu wissen, wen und wohin er traf. Ritter Tobias und ein Paar von den Seinigen droschen einige Augenblicke auf den Beterlmacher und den Körbelnatzi, dann fielen sie im Tumulte über den

Richter her und bläuten auch diesen tüchtig durch. Unter furchtbarem Schreien, Schimpfen und Lärmen ward der Kampf immer ärger. Jeder schlug auf den Nächsten und Besten los; Jeder bekam seine Tracht Schläge, ohne zu wissen, von wem er sie bekam. Wie verbissene Hunde hingen der Veterlmacher und der Körbelnatzi an einander, während, so im Vorbeigehen, der Eine oder der Andere ihnen immer wieder einige tüchtige Hiebe versetzte. Wiederholt taumelten Beide in ihrer Wuth auf dem Boden. Andere purzelten in der Verwirrung über sie hin und setzten, liegend und mit Händen und Füssen auf einander schlagend und stossend, mit der größten Erbitterung die Rauferei fort. Auch die ehr- und tugendsame Frau Scholastika wollte ihren Zorn und Ingrimm an dem Veterlmacher abkühlen und ihm einige tüchtige Faustschläge versetzen. Sie gerieth aber in der Finsterniß und bei der großen Verwirrung, statt an den Veterlmacher, gerade an ihren Anbeter, den Ritter Tobias, und erst, nachdem sie sich gegenseitig etliche Schläge versetzt hatten, erkannte sie ihren Irrthum, während fast zur gleichen Zeit wieder Andere über sie herfielen und mit Stöcken und Fäusten auf sie einhieben. Einen günstigen Augenblick benützend, wollte der Herr Richter, der bereits seinen Theil hatte, aus dem Tumulte entfliehen. Aber die schwarze Gestalt zerrte ihn wieder zurück, mitten in das Gewirr hinein, und nun mußten sein Kopf und Rücken noch ein gutes Dutzend aushalten.

Nachdem also auf diese Weise die Schlägerei eine gute Weile gedauert und bei derselben Jedes eine gehörige Portion Hiebe empfangen und auch ausgetheilt hatte, ward endlich, und zwar auf öfter wiederholtes Machtgebot des

Ritters Tobias, der erbitterte Kampf eingestellt. Da zeigte es sich, daß Alle mehr oder minder blutige Köpfe hatten und ihre Kleider zerrissen waren. Furchtbar zugerichtet war der Haupturheber des Ganzen, der Beterlmacher, und eben so sein Gespenst, der Körbelnatzi. Der Herr Ritter, dem bei dieser Geschichte ebenfalls so arg zugesetzt wurde, daß er kaum mehr recht stehen und gehen konnte und am ganzen Leibe zitterte, gab nun seinen Schergen den Befehl, den Beterlmacher sogleich in Haft zu nehmen, unter guter Bedeckung in's Dorf zurück zu führen und in eine sichere Keuche zu sperren.

Noch eine gute Weile ward auf dem Platze fortgeschrien, geschimpft und gejammert. Dann bewegte sich der sonderbare Zug, ebenfalls unter immerwährendem Streiten und Lärmen, in's Dorf zurück, dessen Bewohner, durch das gewaltige Geschrei aus dem Schlafe geschreckt, fast Alle aus den Häusern liefen und den Ankommenden entgegen eilten.

Voran ward von den Knechten des Richters der Beterlmacher geführt. Der Richter selbst wackelte ganz erbärmlich am Arme eines festen Bauern, der ihn stützte, hinten nach. Seine Verlobte aber, die schwarze Gestalt, ließ sich nicht mehr an seiner Seite sehen. Sie ging neben Ritter Tobias und der Frau Fichtenwaldin, die den Schluß des sonderbaren Zuges bildeten. Der Körbelnatzi hatte sich weggeschlichen und ging, furchtbar zugerichtet, allein in's Dorf zurück.

Am nächsten Tage wollte der Herr Richter, obwohl er wegen des Gestrigen noch sehr unbaß war, gegen den Beterlmacher sogleich einen furchbaren Kriminalprozeß einleiten, um ihn als Erzzauberer und Betrüger so bald wie

möglich auf den Scheiterhaufen, oder wenigstens auf den Galgen zu bringen. Vor Allem ließ er den Körbelnatzi vor sich rufen, um mit ihm wegen des Beterlmachers über das Eine und Andere, namentlich aber auch in Betreff seiner Herzensangelegenheit und gestrigen Verlobungsgeschichte mit der ehr- und tugendsamen Frau Scholastika, so wie nicht minder wegen der sonderbaren und ganz unerwarteten Dazwischenkunft des Ritters Tobias bei der Beterlmacherschen Beschwörung und noch über manches Andere gehörige Rücksprache zu nehmen. Der Körbelnatzi erschien mit sehr übel zugerichtetem Gesichte und verbundenem Kopfe und traf den Richter ebenfalls mit bedeutend blauen Augen und einem Bund um dessen weise Stirne.

Der Natzi erklärte, daß er der festen Meinung sei, sein Versprechen und seine Aufgabe bei der fraglichen Beschwörung auf die beste Weise und ganz vollkommen gelöst zu haben, daß sich folglich der Herr Richter von nun an durchaus als rechtmässiger Besitzer der Frau Scholastika zu betrachten und er ihm somit den noch fehlenden Rest von den fünfzig Gulden nach Recht und Gebühr auszuhändigen habe. Was den Ritter Tobias anbelangt, so wisse er vor der Hand nicht anzugeben, wie und warum dieser mit noch Andern zur fraglichen Beschwörung hinaus gekommen sei, und versprach, das Wahre hierüber bald heraus bringen zu wollen. Uebrigens sei ihm draussen bei der verdammten Beschwörung neben der Schwarzen, die nach seiner Ansicht keine Andere, als die Frau Scholastika gewesen sein konnte, und die er deßhalb auch dem Herrn Richter zugeführt, auch noch eine andere weibliche Gestalt sehr aufgefallen, um so mehr, da diese der Frau Scholastika fast etwas ähnlich zu sein schien. Das sei ihm un-

erklärlich und noch ein wahres Räthsel. Der Herr Richter meinte nicht minder, draussen im Finstern etwas Aehnliches bemerkt zu haben und das sei ihm ebenfalls ein wahres Räthsel so und dergleichen u. s. w.

Im Laufe des Zwiegespräches suchte der Körbelnatzi immer wieder auf den fraglichen Rest von dem ihm zugesagten Lohn zurück zu kommen. Der Herr Richter hielt es aber für gut, denselben dem Natzi heute noch nicht auszuzahlen, sondern erst dann, wenn die Sache mit der Frau Scholastika vollkommen im Reinen sein werde.

Der Herr Richter und der Körbelnatzi hatten mit einander noch nicht ausgesprochen, als ihnen mit Einemmale über das Eine und Andere, was ihnen in Sachen der fraglichen Beschwörungsangelegenheit noch nicht bekannt war und ein wahres Räthsel zu sein schien, ganz klarer Wein eingeschenkt wurde.

Es kam nämlich, während sie noch beisammen waren, von Ritter Tobias ein Brief, der an den Richter gerichtet und in sehr derben Ausdrücken abgefaßt war. In demselben machte Ritter Tobias dem Herrn Richter über die schlechte und betrügerische Art und Weise, durch welche er, der Richter, das Jawort und die Hand der ehr- und tugendsamen Frau Scholastika zu erlangen suchte, die ärgsten Vorwürfe und erklärte, daß die schwarze Gestalt, die der Körbelnatzi draussen bei der lumpigen Beschwörung dem „einfältigen Herrn Richter“ zugeführt, nichts weniger, als die Frau Scholastika, sondern des Kohlenbrenners einäugiger Sepperl gewesen sei. Diesen Sepperl habe er mit Uebereinstimmung und Hilfe der Frau Scholastika als Weibsbild verkleidet und zur anberaumten Beschwörung mit hinaus genommen, um mit ihm den „alten verliebten

Esel," nämlich den Herrn Richter, recht tüchtig zu foppen. Ferners stand in dem Brief, daß er, der Tobias, fast gute Lust hätte, den hochweisen, aber dabei doch blitzdummen Herrn Richter, wegen seiner Theilnahme an der fraglichen Beschwörung bei der höchsten Obrigkeit in wohlverdienten Anklagestand zu versetzen, um ihn dadurch für seine tölpelhaften Gelüste nach der Scholastika gehörig und nach Fug und Recht zu bestrafen.

Als der Herr Richter diesen groben Brief durchgelesen, war er ganz ausser sich vor lauter Zorn und Aerger. Er sah nun zu seinem größten Erstaunen und Schrecken ein, in welch verhängnißvolle Angelegenheit er sich, als Mann der Gerechtigkeit und als Aufrechterhalter der Ruhe und Ordnung, wegen der Frau Fichtenwaldin gestürzt habe, daß diese nun für ihn für immer verloren sei, und wie er bei der Beschwörung draussen genarrt und zum Besten gehalten wurde. Nach einigem Ueberlegen sah er ferners ein, daß es, in Anbetracht des Geschehenen und laut des Tobias'schen Briefes, im Weiteren sehr gut und gerathen sei, den bereits beschlossenen Kriminalprozeß gegen den Beterlmacher nicht einzuleiten und in Ausführung zu bringen, diesen durch irgend einen klug ausgedachten Vorwand wieder aus der Keuche zu entlassen und folglich die ganze Sache so viel, wie möglich, im Stillen abzumachen, zu unterdrücken und zu vertuschen und dergleichen u. s. w.

Das Alles sah der Herr Richter ein, und weil er es einsah, so geschah es auch so. —

Das Ende der ganzen Geschichte war also, daß der Herr Richter die ehr= und tugendsame Frau Scholastika nicht bekam, daß ihn die Leute wegen seiner Theilnahme bei der unglücklich ausgefallenen Beschwörung verlachten

und verspotteten, und er sich deßhalb in Zukunft bei der Ausübung seiner Amtsgewalt in manchen Stücken sehr hart that, oft sogar eine spitzige und boshafte Rede stillschweigend hinnehmen und verschlucken mußte. Der Körbelnatzi bekam den fraglichen Rest von den Fünfzigen ebenfalls nicht mehr, hatte also bei der ganzen Geschichte nicht besonders viel verdient, dafür aber eine sehr bedeutende Tracht Schläge und dazu auch noch ein wundgerissenes Gesicht bekommen. Der Veterlmacher bekam die Scholastika wieder nicht und hatte dabei noch obendrein das für ihn sehr bedeutende Unglück, daß ihm mit Einemmale sein ganzes Handwerk in Sachen der Zauber- und Geisterbeschwörungskunst gelegt war, kein Mensch mehr an ihn glaubte, all sein Ruhm und Ansehen verloren ging, ihn Jedermann, Alt und Jung, als einen gemeinen Betrüger mit Spott und Hohn überhäufte, so daß er sich fast nirgends mehr unter den Leuten sehen lassen konnte. Und da ihm also auf diese Weise sein Leben im Dorfe und in der Umgegend bald unerträglich wurde, so entschloß er sich, in ein fremdes Land zu wandern, das Zauber- und Geisterbeschwörungs-Handwerk ganz und für immer bei Seite zu legen und sich wieder mit Veterlmachen zu ernähren und fortzubringen. —

Der Ritter Tobias aber blieb hernach, wie zuvor, der begünstigte Anbeter der ehr- und tugendsamen Frau Scholastika Fichtenwaldin und kurze Zeit darauf führte er sie, zum Trutz des hochweisen Herrn Richters und zum größten Aerger und Verdruß desselben, sogar als seine Auserkorne zum Altar. —

Das ist also die Geschichte des schwarzen Beterlmachers, der mit seinen betrügerischen Zauberkünsten, seinen Hexen- und Geisterbeschwörungen so lange die Leute im Orte und in der Umgegend zum Besten gehalten, sich dadurch ein ungemein großes Ansehen und viel Geld erworben hatte, dem dann auf diese Weise sein Handwerk gelegt wurde und der am Ende, mit Schimpf und Schande beladen, in ein fremdes Land ziehen mußte. Es erging ihm also, wie es in der Welt zuletzt jedem Betrüger geht, und so ist es auch recht. Die gerechte Strafe ereilt ihn gerade oft da, wo er sich ganz sicher glaubt und es am wenigsten vermuthet. —

Wie Zwei ihren Schwur halten.

Fräulein Laura Otilie Philippine war die einzige Tochter des Geheimrathes Hilarius Bückelmeyer. Sie hatte ein hübsches, feines Gesichtchen, blaue Augen, blonde Haare und war überhaupt sehr hold und lieblich. So meinten und sagten gar Viele, besonders meinte Dieß Laura auch und sagte es auch oft hundertmal an einem Tage zu sich selbst. Herr Hilarius Bückelmayer, der schon seit etlichen Jahren als Wittwer lebte, hatte eine ungemein große Freude mit seinem schönen Töchterlein und wendete Alles an, um ihm eine feine, so genannte standesgemäße Bildung zu geben. Dieß gelang auch ganz nach seinem Wunsche. Laura machte in Hinsicht ihrer Ausbildung die besten, nach der Ansicht ihres Vaters, sogar riesenhafte Fortschritte. Kaum fünfzehn Jahre alt, hatte sie schon Alles los, was man so gewöhnlich zur „feinen Bildung" eines Frauenzimmers vom Stande rechnet. Laura plapperte französisch, klimperte auf dem Piano, tanzte vortrefflich und wußte sich bereits in Gesellschaften ganz vorlaut und ungenirt zu benehmen, namentlich aber gegen junge

Herren, deren Huldigungen sie mit vieler Fertigkeit und großer Freundlichkeit entgegen zu nehmen und zu erwiedern verstand. Ein Paar Jahre später war Fräulein Laura in ihrer Bildung so weit voran geschritten, daß sie sich über Alles, über Musik und Theater, über Poesie und Literatur, ja sogar über Philosophie und Staatsangelegenheiten zu sprechen getraute, und zwar mit einer Kühnheit und Zungenfertigkeit, daß sich darüber Alles männiglich erstaunen mußte. Herr Geheimrath war entzückt über die riesenhaften Fortschritte seiner Tochter. Ein ganzer Schwarm von jungen und alten Stutzern und Gecken machten dem glücklichen Vater die schönsten Komplimente, und überhäuften „das holde und geistreiche Laurchen" mit Schmeicheleien und Lobeserhebungen aller Art. Wo sich der Herr Geheimrath mit seiner Tochter zeigte, da versammelte sich ein halbes Dutzend solcher Leute. Alles, was Laura sprach und that, war in ihren Augen ungemein schön, liebenswürdig und höchst geistreich. Laura war ein Engel, ein himmlisches Wesen und der Herr Geheimrath der glücklichste Vater. War Laura im Theater oder Conzert, so ging ihr blondlockiges Köpfchen immer hin- und her, und ihre blauen Augen waren stets mit einem großen Doppelgucker bewaffnet; sie kokettirte mit Jedem, der sich ihr näherte, bald ernst und schmachtend, bald heiter und scherzhaft. Jeder suchte von ihr einen freundlich schmachtenden Blick, ein süßes Wörtchen zu erhaschen, und Laura verstand es, Worte und Blicke mit solcher Gewandtheit auszutheilen, daß fast Jeder in den Wahn gerieth, er sei der Glückliche und Auserwählte, er könne und werde bei ihr alle Andern aus dem Felde schlagen.

Ganz bezaubert und hingerissen von ihrer unendlichen

Liebenswürdigkeit, wagte es endlich der Kühnste unter ihren Anbetern, Herr v. Sandkiesel, um ihre Hand anzuhalten. Er war, aber erst nach vielem Zögern und mit Ueberwindung mancher Schwierigkeiten, so glücklich, ihr und ihres Vaters Jawort zu erhalten. Laura ward also Braut und Herr v. Sandkiesel der glücklichste Bräutigam unter der Sonne. Aber diese Glückseligkeit dauerte nicht lange; denn Herr v. Sandkiesel mußte bald die traurige Erfahrung machen, daß ihm die holde Braut die bittersten Pillen in die von ihm erst vor Kurzem in Besitz genommene, ihm ungemein süß dünkende Quelle seiner Glückseligkeit mischte. Laura konnte es nämlich nicht unterlassen, während ihres glücklichen Brautstandes auch noch mit Andern ein wenig zu kokettiren, und zwar auf eine so auffallende Weise, daß Herr v. Sandkiesel bald kein ruhiges Stündchen mehr hatte, ihm kein Schlaf und auch kein Bissen mehr recht schmecken wollte. Er gerieth in Verzweiflung, machte ihr Vorwürfe, flehte zu ihr, beschwor sie bei seiner und ihrer Liebe, bei Gott und allen Heiligen. Alles war umsonst. Mit stolzer höhnischer Miene und kaltem, schonungslosen Herzen geberdete sich Laura; sie fühlte sich tief gekränkt, beleidiget. Es kam zum Streit und in Folge des Streites zu Mißhelligkeiten und endlich zur gänzlichen Entzweiung. Herr v. Sandkiesel war also wieder frei, und nach einigem moralischen Katzenjammer konnte er auch bald wieder ruhig schlafen und mit Appetit seinen Imbiß verzehren. —

Bald darauf ward die holde Laura wieder Braut. Herr Anselm Graskopf, ein in Liebesangelegenheiten wohl erfahrner Geschäftsmann, war so glücklich, sie zu erobern. Aber er konnte die Wonne des Brautstandes an der Seite

seiner holden Braut eben so wenig lange aushalten, wie Herr v. Sandkiesel. Laura machte ihm durch ihr kokettes Wesen die Hölle bald so heiß, daß seine Liebe zu ihr nach und nach fast gänzlich ausbrannte. Er ließ ihr Dieß durch sehr eindringliche Worte vermerken. Laura erwiederte ihm mit spöttischem, gleichgiltigen Lächeln und spielte dabei die Spröde und Stolze, Herr Graskopf dagegen aber den Ruhigen und Gleichgiltigen. Es kam zu ernsten Erörterungen. Graskopf suchte und fand einen geeigneten Moment, um diese Erörterungen plötzlich abzubrechen, griff dann rasch nach seinem Hut und ließ mit allem gehörigen und auch nicht gehörigen Anstand seine holde Braut sitzen.

Laura blieb nun fast über zwei Jahre so sitzen, aber, wie sich leicht denken läßt, äusserst ungern und immer voller Unruhe. Nach Verlauf dieser Zeit war sie so glücklich, zum Drittenmale Braut zu werden. Dießmal wollte sie die Sache klüger und vorsichtiger behandeln und abmachen. Unter dem Vorgeben, daß sie keine große Freundin eines langwierigen Brautstandes sei, drängte sie ihren neuen, bereits dritten Bräutigam, seine zum Heirathen nöthigen Angelegenheiten schleunigst in's Reine zu bringen, um sie recht bald zum Altar führen zu können. Während nun ihr Dritter mit allem Eifer hin- und herrannte, um die heißen Wünsche seiner theuren und angebetenen Braut zu erfüllen, hielt es diese, nach einiger Ueberlegung, doch für gut, ihre andern Anbeter nicht gänzlich aus dem Auge zu lassen, sondern mit ihnen, aber möglichst klug und vorsichtig, noch ein wenig fort zu liebäugeln, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, um, für den Fall, daß es mit dem fraglichen Dritten etwa

wieder nichts werden sollte, den Einen oder Andern für allenfallsige kommende Zeiten noch in petto zu haben. Aber der fragliche Dritte war so klug und machte, trotz seines eifrigen Hin- und Herrennens, doch dann und wann ein wenig die Augen auf, und je öfter er sie aufmachte und je länger er sie offen ließ, desto deutlicher sah er ein, daß seine holde Braut ganz sonderbare Begriffe von zärtlicher Liebe und treuer Ergebenheit habe, daß sie alle Eigenschaften einer gefallsüchtigen und herzlosen Kokette, aber nicht das Mindeste von Dem besitze, was einen Mann an ihrer Seite ein nur einigermassen erträgliches Leben bereiten könnte. Er ruhte von seinem Hin- und Herrennen ein wenig aus, und überlegte sich dabei die Sache nochmals und zwar ernstlicher, denn zuvor. Und während er sich die Sache so nochmals überlegte, sah er im Geiste auf seinem Kopfe schon die Hörner wachsen, die ihm einst das holde Laurchen sehr wahrscheinlich aufsetzen könnte. Mit Schauder und Entsetzen schüttelte er sein Bräutigamshaupt. — Dann setzte er sich an den Tisch und schrieb seiner holden Braut, daß er bis zur bestimmten Frist seine, zum Heirathen erforderlichen Angelegenheiten unmöglich in Ordnung bringen könne, und daß er, bei näherer Untersuchung derselben, überhaupt eingesehen habe, sie auch später nicht nach Wunsch bestellen zu können, und er folglich aus diesem Grunde und zwar zu seiner größten Verzweiflung, auf ihre zarte Hand und ihr „edles und gefühlvolles Herz" für immer verzichten müsse. —

Auf diesen Brief war Laura fast zwei Tage sehr betrübt. Am dritten Tage aber ward sie wieder etwas heiterer und bald darauf schon wieder sehr heiter. Der süße Gedanke, daß sie noch eine hübsche Zahl Anbeter und

Verehrer habe, versetzte sie wieder in die gehörige Stimmung. „Warum sich da eine Weile grämen?“ sagte sie im muntern Tone und mit spöttischer Miene. „Laß' diesen einfältigen Menschen laufen, wohin er will! Es gibt noch genug, die mich recht gerne haben möchten und die mir die Hand ablecken, wenn ich sie ihnen nur ein wenig hinreiche. Pfui, Laura, solch alberne Gedanken sind nicht schön von dir!“ —

Kurze Zeit darauf starb ihr Vater, Geheimrath Hilarius Bückelmeyer. Laura weinte und trauerte um den Vater, nach üblicher Weise und während üblicher Zeitdauer, in Allem und Ganzem so, wie Leute von Grundsätzen und Gesinnungen, wie sie sie hatte, gewöhnlich zu weinen und zu trauern pflegen. Während dieser Trauerzeit unterließ sie aber nicht, fleißig nach zu denken, wie sie es fürderhin angehen sollte, um bald wieder Einen in's Garn zu locken. Sie fand es für räthlich, in Betreff der Kniffe und Kunstgriffe, die sie sonst gewöhnlich bei ihren Liebeshändeln in Anwendung zu bringen suchte, einige Abänderungen und Verbesserungen zu machen. Sie spielte von nun an die etwas Spröde und sehr Tugendhafte, dann wieder mehr oder minder die Schmachtende, Zartfühlende; sie ließ dann und wann gleichgiltige oder harte Worte wider die Männer fallen, zitirte häufig auswendig gelernte Verse und Sinnsprüche, und gab sich überhaupt den Anschein, als fasse sie von nun an die Liebe und das Lieben von einem rein poetischen Standpunkte auf.

Aber trotz dieser Abänderungen und Verbesserungen, trotz dieser rein poetischen, zärtlich schmachtenden, tugendhaft spröden Auffassung, wollte es ihr doch nicht mehr recht gelingen, wieder einen andern Brautwerber an sich

zu locken und fest zu packen, obgleich sie noch immer ein halbes Dutzend Verehrer und Courmacher zu beschäftigen wußte und bald dem Einen, bald dem Andern zu verstehen gab, und zwar so deutlich, als nur immer möglich, daß sie fast ein wenig Zutrauen und Neigung zu ihm haben könnte, daß er vielleicht doch Derjenige wäre, dem sie etwa, natürlich nur nach Gestalten seiner etwaigen Kundgebungen, noch ihre Gunst und Geneigtheit schenken könnte, würde und möchte. —

Endlich, nach sehr mühevollen, sehr anstrengenden Kreuz- und Querzügen, nach vielem Manövriren und Kämpfen war Laura wieder so glücklich, Einen zu besiegen und ihn durch allerlei poetisch zärtliches, leise festes Anklammern und Nichtmehrauslassen zu zwingen, daß er sich freiwillig zu ihrem glücklichen Bräutigam erklärte. Es war der Zahmste und Leichtgläubigste unter ihren Anbetern. Er versprach ihr ewige Liebe und Treue und schwor bei den ewigen Sternen, sie ohne Weiteres zu heirathen. Laura war wieder unaussprechlich glücklich, ihr neuer, nun bereits Vierter, war es nicht minder, wenigstens sagte er so, daß er sein unaussprechliches Glück nicht aussprechen könne. Aber leider dauerte dieses unaussprechliche Glück wieder nicht sehr lange; denn kaum glaubte sie, ihren Zahmen und Leichtgläubigen ganz und gar zu besitzen, mit voller Sicherheit in ihrer Gewalt zu haben und von ihm im Triumphe zum Traualtar geführt zu werden, so machte sich, unter gewissen Anständen und verschiedenen Bedenklichkeiten, auch dieser Zahme und Leichtgläubige wieder aus dem Staub, und zwar gerade an dem Tage, an welchem das Verlobnißfest hätte gefeiert werden sollen. —

Laura kam also wieder nicht unter die Haube. Sie

ward wieder traurig, dießmal sogar etwas länger, als zwei Tage. Sie fing nun an, ein wenig ernsthafter nachzudenken und während sie, ihr blondlockiges Köpfchen auf die Rechte gestützt, so über das Eine und Andere nachdachte, gerieth sie fast allmählig in Verzweiflung; denn sie sah zum ihrem größten Schrecken ein, daß ihre ohnehin schon ziemlich verwelkte Blüthezeit bereits vorüber und ihr acht und zwanzigster Geburtstag nicht mehr weit entfernt sei. Laura zitirte Verse über Weltschmerz, über die Vergänglichkeiten alles Schönen auf Erden. Sie setzte sich an das Klavier und schlug, tief seufzend, einige Moll-Accorde an; sie betete zu Gott, daß er ihre Schritte künftig besser und sicherer lenken möchte, d. h. geraden Weges auf Einen hin, der sie nicht mehr sitzen läßt, sondern sicher frischweg heirathet. Sie überlegte Alles, so und so oft und kam so, aber erst nach sehr unbehaglichen, mitunter sogar äusserst heftigen, durchaus nicht mehr besonders zärtlich poetischen Gemüthsbewegungen, zu der unangenehmen und höchst prosaischen Ueberzeugung, daß sie künftighin ihre Ansprüche etwas herabstimmen und, wenn es Gott anders so will, nun mit einem Solchen zufrieden sein müsse, mit welchem sie noch vor ein Paar Jahren nicht zufrieden gewesen wäre. Sie raffte sich allmählig wieder auf, stimmte sich mit Anwendung einer hinlänglichen Portion Leichtsinns wieder etwas heiter, allmählig mehr und dann wieder sehr heiter, putzte sich wieder nach aller Möglichkeit nett und zierlich zusammen, und begann dann aufs Neue, mit frischem Muth nach ihrer bereits gewohnten Art und Weise alle jene Schritte zu thun, die ihr zur Erreichung ihres Vorhabens zweckmässig und ersprießlich zu sein schienen.

Im Laufe der nächsten Zeit band sie, bald mehr, bald weniger mit Diesem oder Jenem an, gleichviel, ob er hübsch oder häßlich, alt oder jung, moralisch oder unmoralisch, dumm oder gescheid war. Wenn's nur Einer war, der heirathen konnte und einiger Massen auch Lust zeigte, sie heirathen zu wollen, so war sie schon zufrieden. So kam es, daß Laura sich noch öfters verliebte, oder vielmehr sich so zeigte, als ob sie in Den oder Jenen verliebt wäre, daß sie noch etliche Mal, bald wirklich, bald angeblich Braut wurde. Aber am Ende ward aus Allem wieder Nichts. Alles war wieder Täuschung, Lüge und Verrath. Laura konnte sich also, trotz all ihrer Bemühungen, all ihrer Kunstgriffe, keinen Bräutigam mehr erobern und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil auch der Dümmste und Blindeste einsah und einsehen mußte, daß es nicht gut sei, eine flatterhafte, putz- und gefallsüchtige Kokette zur Frau zu haben. —

So ging es fort und fort, bis die holde Laura sechs und dreißig Jahre auf dem Rücken hatte. Nun war's die höchste Zeit. Diese unheilvollen Sechsunddreißig stimmten das holde Laurchen sehr, ungemein muthlos. Doch Laura nahm sich immer wieder zusammen, raffte sich immer wieder auf; sie war wahrlich eine Heldin, eine kühne Streiterin auf dem Felde der Liebe, wenn es sich darum handelte, einen Mann zu besiegen, zu erobern und als Siegesbeute heimzuführen. Sie versuchte ihre letzten Kraftanstrengungen, manövrirte mit allen ihr zu Gebot stehenden und durch lange Praxis gut eingeschulten Kunstgriffen; sie kehrte alle ihre liebenswürdigen Seiten hervor, lächelte stets honigsüß und überaus freundlich, schmachtete und schwärmte nach wohlüberlegter, kunstgerechter

Form, theilte bald mässig, bald verschwenderisch vielsagende Blicke aus und siehe da, das war gut. Ein schon ziemlich bejahrter und von den vielen Anstrengungen und Kämpfen, die er auf verschiedenen Irrwegen des Lebens durchgemacht, bereits sehr ermüdeter Junggesell war so gefällig, sich von ihr erobern zu lassen. Laura wußte aber das Ding so zu stellen, daß er glaubte, er habe sie erobert, und zwar mit vieler Mühe und nach manch heißen Kämpfen. Theodor v. Schnackelberger — so nannte sich der Glückliche — schwor ihr, wie es bei solchen Allianzen gewöhnlich zu geschehen pflegt, ewige Liebe und Treue, sie ihm ebenfalls alles Mögliche und auch Nichtmögliche; er schwärmte in Wonne und Seligkeit und nannte sein Laurchen das holdeste und süßeste Wesen, das je auf dem Erdboden gewandelt. Laura überhäufte den schwärmerischen Schnackelberger mit den zärtlichsten Worten, nannte ihn ihr Ideal, ihren lieben, zartfühlenden und edel denkenden Theodorl, und das so lange, bis er ihr versprach, sie zu seiner glücklichen Gattin zu machen. Laura war noch mehr unaussprechlich glücklich, obwohl sie nur zu gut fühlte, daß ihr eigentlich der Schnackelberger ganz gleichgiltig sei und sie ihn auch nie lieben könne und werde. Aber daran war ihr gerade Nichts gelegen. Die Liebe war ihr, in Anbetracht ihrer Sechsunddreißig, nur Nebensache. Er hat ihr versprochen, sie zur Frau zu machen, und das war ihr genug.

Schnackelberger hielt wirklich Stand und das Verlobungsfest ward gefeiert. Acht Tage darauf sollte schon die Hochzeit sein; denn Laura wollte so bald als möglich Frau von Schnackelberger heißen. Aber acht Tage sind immer noch eine schöne Zeit, namentlich für eine Braut,

die lieber heute als morgen zum Traualtar geführt werden will. Herrn v. Schnackelberger kamen aber diese acht Tage nicht gar so schrecklich langwierig vor, wie seiner Braut. Es war ihm sogar lieb, vor der Hochzeit noch so viel Zeit zu finden, um sich ein wenig in seinen kommenden Stand hinein denken, so zu sagen ein wenig hinein schwärmen zu können. Er fing an, sich das Eine und Andere etwas mehr zu überlegen, namentlich wie er sich als Ehemann und Laura als seine Gattin ausnehmen werde. Er ließ sich während dieser acht Tage von seinen Bekannten und Freunden über Laura's frühere Liebschaften und Brautstandsangelegenheiten auch etwas Weniges und dann etwas Mehreres erzählen, um zu erfahren, was Einer nie gerne von Der hört, die er heirathen will. Das Erzählte stimmte mit etlichen Punkten genau zusammen, welche er an seiner holden Braut bereits selbst schon entdeckt zu haben meinte und bereits auch schon in nähere Erwägung gezogen hatte; er grübelte nach, bei Tag wie bei Nacht, und während er über das Eine so nachgrübelte und das Andere wieder überlegte, bemerkte er auf einmal, daß seine heiße Liebe zu seiner Braut allmählig kälter wird, und ihm die Lust zum Heirathen so ziemlich wieder vergangen sei. Zufälliger Weise entdeckte er auch noch, daß ihm Laura fast gar keine Mitgift in's Haus bringen werde, und daß seine Vermögensverhältnisse bei Weitem nicht hinreichen, um damit eine Frau so zu erhalten, wie sehr wahrscheinlicherweise Laura als Frau erhalten zu werden wünschte. Nebst allen Diesem fand Herr v. Schnackelberger zufälligerweise Gelegenheit, mit Einer aus seinen früheren Liebschaften wieder anzuknüpfen, und er versäumte auch nicht, das Nöthige zu dieser Anknüpfung sogleich ein=

zuleiten. Und nachdem er diese Anknüpfung vollständig bewerkstelliget, schrieb er seiner holden Braut einen zärtlichen Absagebrief, und brannte dann in aller Stille mit seiner wieder neuangeknüpften Liebschaft durch. —

Das war zwei Tage vor dem Tag, an welchem die Hochzeit hätte gefeiert werden sollen. Laura fiel in Ohnmacht, als sie den zärtlichen Absagebrief gelesen hatte. Das war zu viel. So Etwas, eine solche Treulosigkeit, einen solchen Verrath hätte sie von ihrem poetisch zärtlichen Schnackelberger — von ihrem Ideal — nie und nimmer erwartet. Sie seufzte, sie weinte, verfluchte alle Männer und schwur hoch und theuer, von nun an nie mehr Einen zu lieben, sondern in ein Kloster zu gehen, um da zwischen vier Mauern über ihr Lebensschicksal zu weinen und zu trauern, bis an's selige End.

Um sich ihr großes Herzenleid einiger Massen zu erleichtern, oder vielmehr, sich demselben recht ungestört hingeben und darüber klagen zu können, ging nun Laura öfters in's Freie hinaus manchmal weit, weit in den englischen Garten hinunter und suchte sich dort ein einsames und für ihre Stimmung ganz passendes Plätzlein. Dort saß sie oft lange und sann über ihr hartes Schicksal nach, seufzte und weinte darüber sehr viel und verwünschte alle jene unglückseligen Stunden, in welchen sie so gerne auf die süßen Worte der Männer gehört und an ihre Verheißungen, an ihre Treue geglaubt hatte. —

Und als sie denn wieder einmal weit unten im englischen Garten so da saß und über ihr hartes, nach ihrer Ansicht, ganz unverdientes Schicksal und über die ungeheure Treulosigkeit der Männer viel bittere und harte Klagen im Munde führte, da ward ihr auf einmal unge-

mein wirr im Kopfe und überaus wehe im Herzen und sie erneuerte im Angesicht der untergehenden Sonne und bei dem leisen Rauschen der kühlenden Abendlüfte ihren Schwur, nie und nimmermehr einem Mann zu glauben, nie und nimmermehr Einen zu lieben, sondern sich für immer ihren heuchlerischen Liebkosungen zu entziehen, und, wie schon so und so oft beschlossen wurde, sobald als möglich ihr jungfräuliches Antlitz vor den profanen Liebäugelungen der ihr nun gänzlich verhaßten Männerwelt im nächsten besten Kloster für immer zu verbergen, in demselben ausschließlich den Tugenden zu obliegen und sich frommen Betrachtungen hinzugeben. „Ja, es sei fest, unabänderlich beschlossen!" rief sie nach langem Sinnen, mit fester Stimme und mit zum Himmel erhobenen Antlitz. „Ja, es sei! — Ich hab's geschworen und Laura weiß ihren Schwur zu halten, fest und unverbrüchlich. Und eher sollen die Berge einstürzen und die Wasser des Meeres ihr Ufer verlassen, als daß ich je den mindesten Hauch meines Eides verletze! Nie und nimmer vermag ich Einen zu lieben; denn Keiner ist meiner und meiner Liebe würdig, Keiner weiß mein edles, gefühlvolles Herz zu schätzen, und weil dem so ist und nicht anders, so soll es auch nie mehr Einer besitzen. — Ich entsage für immer diesem falschen, heuchlerischen, treulosen Geschlechte. — — — O, o, Laura, dahin mußte es mit dir kommen?! Wer hätte das je von dir gedacht, geahnt . . . es nur zu ahnen gewagt!? — — O Schnackelberger, o Schnackelberger, Du hast mir das Herz gebrochen!! — Sogar auch Du — Du, mein letzter Hoffnungsstrahl — mein Ideal — sogar auch Du konntest mich hintergehen, verrathen und — mit einer Andern, einer Nichtswürdigen,

durchbrennen!! — — O, o, es ist scheußlich, schrecklich, fürchterlich!! — —"

Laura schwieg und verfiel wieder in ein trübes, tiefes Sinnen. Und während sie so da saß und sich mit beiden Händen das Angesicht verhüllte und ihr ganzes geistiges Ich in dieses tiefe Sinnen einwickelte und sich immer mehr und mehr in den tiefsten Grund ihrer Gedanken vertiefte, hörte sie hinter nahem Gebüsche plötzlich eine dumpfe Stimme ertönen:

„O, ich Unglückseliger und Beweinungswürdiger!" tönte es ernst und schauerlich. „Ich kam hieher, um mir den Tod zu geben, mich aus Verzweiflung in das nahe Gewässer zu stürzen . . . . Wehe, wehe mir! — Ach, wohin bin ich gerathen?! — — — Doch, nein, nein, ich thue es nicht! — Sie, die Ungetreue, ist es nicht werth, daß ich in der Verzweiflung hinsterbe. Sie ist und bleibt ein falsches, vernunft- und herzloses Wesen, ein Scheusal von einer weiblichen Individualität. — D'rum auf, auf, edler, tiefgebeugter, tiefverletzter Vitelius! Sei ein Mann, ertrag' mit festem Muth dein Schicksal und schlag' sie Dir, dieses weibliche Unding, aus dem Kopf'! — — Doch nein, ich vermag es nicht . . . ich kann sie nicht vergessen! — O, Elisabetha, o Elisabetha, warum hast Du mir Das gethan!? Ich soll fürderhin leben und indem ich so in meinem Kummer und in der unbändigsten Verzweiflung dahin lebe, das Schrecklichste wissen — wissen, daß Du in den Armen eines Andern . . . . O, es ist schrecklich . . . zum Verzweifeln . . . zum Wahnsinnigwerden . . . .!! Doch, es sei! — Nie mehr Eine — weder sie, noch eine Andere! — Aber scheußlich, schrecklich, fürchterlich . . .!!"

Mit bebendem Herzen vernahm Laura diese dumpfen, fürchterlichen Worte. Sie wollte fliehen, aber ein gewisses Etwas hielt sie zurück. Und während sie so da saß und nicht recht wußte, ob sie noch länger bleiben oder auf der Stelle fliehen sollte, kam der Eigenthümer dieser schauerlich dumpfen Stimme hinter dem nahen Gebüsche hervor, ernst, verwirrt und mit zerzausten Haaren, und ließ sich, mehr traurig und wehmüthig als freundlich grüßend, rasch neben Laura auf das grün angestrichene Kanapee nieder.

Es war ein Mann von mehr als sechszig Jahren, groß und mager, mit kleinen Augen und sehr großer, krumgebogenen Nase. Das schlanke, fast ein wenig dünne und schon etwas schief gebogene Futteral seines Geistes war in einem langen, hellblauen Rock eingeknöpfelt, der nach dem culturgeschichtlichen Schnitt der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gefertiget war; das Kinn stack fest in einer bedeutend hohen Kravatte, aus welcher das Haupt, wie ein rundgeformtes Kastel aus der Ringmauer, empor ragte, und über die Stirn war ein großer, oben etwas weiter gestalteter Hut gedrückt. Es war Vitelius Erasmus Erlbach, Aktuarius bei der städtischen Schmalz- und Heuwage, nebstbei auch im Stillen Dichter. Seine Ideen stiegen meistens sehr hoch und seine Schwärmerei war in der Regel sehr groß.

Als dieser Vitelius sich neben Laura hingesetzt hatte, zog diese rasch ein Buch aus der Tasche und blätterte in demselben. Es waren „Young's Nachtgedanken," in Schweinsleder gebunden.

Vitelius Erlbach stützte sein schweres Haupt auf die Rechte, seufzte dann und wann und redete nichts.

Laura ließ bald darauf ihren blassen Lippen ein leises, langes und inhaltvolles Ach entströmen. —

So saßen sie lange da und Keines redete zu dem Anderen ein Wort. Nur dann und wann hörte man einen tiefen Seufzer.

Endlich, nach langer, langer Pause, unterbrach Vitelius Erlbach das Schweigen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sprach er mit tiefbewegter Stimme, „so ich es wage, Sie zu belästigen, Sie so geradewegs anzusprechen!"

„Bitte, mein Herr, gar keine Entschuldigung!" erwiederte Laura sanft und theilnehmend.

„Ach, mein Fräulein," fuhr Erlbach sehr aufgeregt fort, „es ist oft schrecklich in der Welt! Wenn Sie wüßten, nur ahnen könnten, wie mir ist — im Herzen und im Kopf'! Verzeihen Sie, daß ich Sie so belästige! — Ach, ich bin fürwahr der Unglücklichste unter den Sternen!"

„Sie erschrecken mich, mein Herr! Wo fehlt's denn? Ach, reden Sie doch!" sprach Laura rasch und mit sichtbarem Erstaunen Herrn Vitelius Erlbach anblickend.

„Verzeihen Sie . . .! Ich bin seit zwei Tagen ein Mensch, der kaum mehr weiß, daß er ein Mensch ist, der nimmermehr leben kann, aber sich auch nicht zu sterben getraut. Ich wurde — verzeihen Sie — schändlich betrogen, verrathen . . .! O, wenn Sie wüßten . . . ahneten . . .! O, scheußlich, unerhört, sag' ich Ihnen!"

„Schrecklich, was Sie da sagen! — Aber . . . .?"

„Dieß Aber soll Ihnen bald klar, sehr klar werden, mein Fräulein, so Sie anders wissen, was wahre, aufrichtig heiße Liebe heißt, und so Sie ferners je Einen geliebt, der Ihrer Liebe nicht würdig war, der — verzeihen

Sie — Ihre Liebe mit Untreue belohnte, der Sie hintergangen, betrogen, verrathen, der Sie . . . Wenn Sie das je erfahren haben, mein Fräulein, so werden Sie begreifen, so werden Sie ahnen, so werden Sie aus dem tiefsten Grund alles Gründlichen heraus fühlen können, wie unendlich unglücklich der Mann ist, welcher jetzt auf diesem hölzernen Kanapee neben Ihnen sitzt."

„Hab' das erfahren, leider, leider auch erfahren, mein Herr!" sprach Laura ernst und wehmüthig und dabei sehr bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickend. „Doch, reden Sie! Sie sehen, ich nehme den innigsten Antheil an Ihrem traurigen Geschick."

„So hören Sie denn, mein Fräulein und verzeihen Sie! — Ich liebte — ja ich liebte mit aller Liebe, wie nur ein Mann lieben kann, ein Wesen, respektive ein Fräulein, das mir das Edelste und Höchste auf dieser Welt war, zu sein däuchte, zu sein schien. Ich schwor ihr Liebe, Treue und alles Mögliche, was je ein Liebender seiner Heißgeliebten schwören kann. Verzeihen Sie, mein Fräulein! Auch sie schwor, oder vielmehr heuchelte mir Liebe. Ich war der Glücklichste unter der Sonne, ja unter allen Centralsonnen; ich besuchte sie oft, so oft es nur immer sein konnte, um ihr die Hand zu küssen, in ihr holdes Aug zu schauen, das mich allmählig ganz und gar bis in's Unendliche bezauberte. Ich war — verzeihen Sie, Fräulein — ganz, rein in Wonne und Seligkeit, ganz in schwärmerischer Süssigkeit und unbegreiflicher Herzinnigkeit aufgelöst, verlor vor lauter Entzücken oft die Sprache, wenigstens diejenige, welche man gewöhnlich von vernünftigen Leuten hört. Ich machte über sechs Tausend Verse an sie, meistens Hexameter oder sonst im springenden

Versmaß, überhäufte sie mit kostbaren Geschenken, hielt sie, vermöge meines Amtes, Jahr ein, Jahr aus Schmalz und Butter frei und machte so in meinem Amte ein bedeutendes Defizit. Ich sprach im Delirium, deklamirte in meinen grenzenlos hoch poetischen Anwandlungen vom himmlischen Hochgenusse, vom Sterben, von Seligkeit und Verdammniß, von Sternen und Cometen, von Sonne und Mond, von Felsen und Bergschluchten, von dem Gesäusel des Zephirs, von dem Gesang der Nachtigallen und dem Quackern der Frösche, von den Düften in der Natur und dem brauslichen Getöse des Meersturms . . ."

„Weiter, weiter! Ich bin ganz Ohr! O, göttlich, himmlisch!"

„Verzeihen Sie, Fräulein! — Scheußlich, niederträchtig war's! — So sprach ich also oft, ja täglich zu ihr und sie war jedes Mal durch meine ungeheure und unwiderstehliche Schwärmerei ganz weg, ganz hingerissen, ganz Wonne, ganz Entzücken, lächelte hold und reichte mir dann sanft die liebliche Hand zum zauberischen Kuß. — Endlich, nach einiger Zeit, und als ich schon so nahe daran war, sie zum ewigen süßen Bund' vor den Altar führen zu wollen, hörte ich, daß sie auch noch einem Andern gestattet, sie in vertraulichen Stunden besuchen zu dürfen — hörte ich, daß ihr dieser Andere — ein reines Null gegen mich — Liebesanträge macht' — hörte ich, daß sie diese Liebesanträge freundlich und zärtlich erwiederte, daß sie mit diesem Null oft mehrere Stunden allein in ihrem Kämmerlein war u. s. w., u. s. w. Ach . . .!"

„Unerhört, schauderhaft!"

„Ich wollte, ich konnte es Anfangs nicht glauben, so lange nicht glauben, bis ich eines stillen Abends dieses

Null in den Armen der Ungetreuen überraschte und sehen mußte, wie sie seine Küsse zärtlich erwiederte, während sie mir nur erlaubte, ihre zärtliche Hand küssen zu dürfen. Verzeihen Sie! Ich wollte auf dieses Null losspringen, es erwürgen, zermalmen, es zum fürchterlichsten Zweikampf, den je die Welt gesehen, heraus fordern. Doch, ich besann mich eines Andern. Verzeihen Sie! Ich wollte zuerst dieses Null, dann sie, dann mich auf der Stelle ermorden. Doch, ich besann mich alsobald wieder eines Andern. Ich schleuderte diesem elenden Null und der elendiglich Ungetreuen meine tiefste Verachtung in's Gesicht, entfernte mich, rannte in meiner fürchterlichen Wuth wie ein angeschossener Eber, wie ein grimmiger Leu nach Hause, um mich ganz ungestört der wüthendsten Verzweiflung in die Arme zu werfen, mich in meiner noch nie da gewesenen Todesverachtung von ihr abwürgen zu lassen. Es geschah, ohne daß es der höchsten Potenz meiner Alles erschütternden Verzweiflung gelang, mein zerrissenes, durch und durch sturmbewegtes Herz erwürgen zu können — es geschah, wie es noch nie geschehen, und das war und geschah vor zwei Tagen und vor zwei Nächten. — Verzeihen Sie! Und was hab' ich während dieser sturmbewegten zwei Tage und zwei Nächte gelitten, geras't, getobt, geächzt, gekämpft. — Alle Furien im Schädel, die Qual der Hölle im Herzen! — — Heute kam ich hieher, um mich im Uebermaße meiner Verzweiflung in's Wasser zu stürzen. — Doch ich besann mich wieder eines Andern. Ich bleib' vor der Hand noch am Leben, und gedenk', gelegenheitlich erst später in's ewige Jenseits hinüber zu wandeln. — Verzeihen Sie! Aber Eines, Eines hab' ich gethan! Ich habe geschworen, bei dem Heiligthume meines Ichs und

meiner Ehre, bei den Gesetzen der Natur und Vernunft, nie mehr Eine zu lieben, nie mehr Einer ein Wort zu glauben, nie mehr von Einer mein Inneres in Feuer und Flammen setzen zu lassen. Das hab ich geschworen, und Vitelius Erasmus Erlbach ist auch der Mann, der seinen Schwur zu halten weiß. Verzeihen Sie . . .!"

„Recht, ganz recht so!" rief Laura ernst und voll Begeisterung aus. „Ich bin hier, in diesem Punkt, ganz Eins, vollkommen Eins mit Ihnen. Ich habe, wie Sie, in ähnlicher Sache nämlich, einen feierlichen Schwur gethan; denn ich habe leider, leider das Nämliche, ja noch viel mehr, als das Nämliche erlebt, was Sie erleben mußten. Wie Sie, habe auch ich geliebt, aber gewiß noch unendlich mehr. Wie Sie, ward auch ich betrogen und verrathen, aber gewiß noch tausendmal ärger. Wie Sie, habe auch ich gelitten, geweint, geächzt, getobt, aber gewiß noch hundert tausendmal mehr. Und wie Sie geschworen, nie mehr ein Weib zu lieben, so hab auch ich geschworen, nie mehr einen Mann zu lieben. — O, wenn ich meine Zunge lösen wollte, was könnte ich Ihnen Alles erzählen!?"

„O, reden Sie, lösen Sie Ihre Zunge, mein Fräulein und verzeihen Sie!" sprach Erlbach mit weicher Stimme und voll zärtlicher Theilnahme. „Vertrauen verdient wieder Vertrauen! Und ich bin ein Mann, der es zu schätzen und ewig in die Tiefe seiner Brust zu versenken weiß. Verzeihen Sie, edles Fräulein, und reden Sie, offen und aufrichtig, wie ich! Ich bin ein Mann . . . Sie sehen, es waltet über uns Beide ein sonderbares Schicksal, und fast möcht' ich um den ganzen Reichthum

meines poetischen Stoffbesitzes, ja um meine Seligkeit wetten, daß uns der allgewaltige Weltgeist auf solch seltsame, ja höchst wahrlich umgemein räthselhafte Weise zusammen geführt."

„Ja, es ist fürwahr sehr seltsam, fast mehr, denn räthselhaft!" lispelte Laura gerührt und sehr nachdenkend vor sich hin. „Gleiches Schicksal . . . gleiche Leiden . . . gleiche Schwüre . . .! Das kann nur Der da oben über den Sternen so gefügt, so gewollt haben . . . Es ist des Ewigen Fingerzeig . . ."

„Es ist des Ewigen Fingerzeig, theures Fräulein! Ja, verzeihen Sie, es ist so! Darum laßt uns diesen Fingerzeig erkennen, ihm willig folgen und unser gegenseitiges Schicksal in ein festes, antik tragisches, romantisch lyrisches Eins verketten, unser beides Vertrauen in ein psychologisch zärtliches Centralthum verschmelzen. — Verzeihen Sie! Ja, wir sollen, wir müssen uns in Eins zusammen würfeln, verschmelzen und wieder auflösen . . . Ja, wir sind schon Eins . . . Der allgewaltige Weltgeist will es so! — D'rum verzeihen Sie, Fräulein, und nähern Sie sich offen und im Vertrauen dem Manne, den Ihnen das Geschick auf dem Wege des Lebens so wunderbar und räthselhaft entgegen geführt und hier auf diesem hölzernen Kanapee an Ihre hold reizende Seite geweht, respektive gesetzt hat."

Nachdem Vitelius Erlbach diese inhaltsvollen Worte gesprochen hatte, sah ihm Laura mit einem bedeutungsvollen und sehr vielsagenden Blick in's Angesicht. Zwei heiße Thränen rollten über ihre blassen Wangen. Vitelius Erlbach verstand diese zwei heißen Thränen und diesen inhaltsvollen Blick, und erwiederte ihn mit so gerührtem

Herzen, daß ihm dabei ebenfalls die Thränen in die Augen kamen. Und nachdem sie sich so, mit Thränen in den Augen, eine Weile angesehen hatten, drückte Erlbach plötzlich einen heißen Kuß auf Laura's weiße Hand. Sanft und schüchtern zog sie, aber erst nach einer Weile und sehr langsam ihre Hand zurück. Im Innern Erlbach's regte sich eine gewisse überschwänglich zärtliche Hinneigung. Laura bemerkte sogleich diese überschwängliche Hinneigung und ließ dem Vitelius Erlbach ebenfalls bemerken, daß in ihrem Innern ein sehr zartfühlendes Herz verborgen sei. Und nachdem sie glaubte, daß Dieß Herr Erlbach hinlänglich bemerkt haben könnte, begann sie, ihr Herz ein wenig auszuschütten, nämlich zu erzählen, daß sie vor nicht gar langer Zeit Braut gewesen, daß sie während ihres Brautstandes entdeckt habe, daß ihr Bräutigam ein ganz gewöhnlicher und gefühlloser Mensch war und hinter ihrem Rücken mit einer Andern, ebenfalls sehr gefühllosen Person, einen heimlichen Liebeshandel trieb, und daß sie ihm, nachdem sie Dieß erfahren, auf der Stelle die Thür gewiesen habe. Zu dieser Brautstandsangelegenheit fügte Laura auch noch etwas Weniges von einer ähnlichen Geschichte, nämlich von einem Andern, der ebenfalls um ihre Hand geworben, dabei aber die Stirne gehabt hätte, sie hintergehen und betrügen zu wollen. Diesem habe sie eben so, wie dem Erstern, die Thüre gewiesen, und zwar mit einer Entrüstung, die sie jetzt unmöglich näher beschreiben könne.

Laura fand es also für gut, das Wenige, was sie von ihren Brautstandsgeschichten wissen lassen wollte, mit einigen Abänderungen zu erzählen. Daß sie aber schon öfters, als zweimal Braut gewesen, brachte sie aus guten

und sehr leicht begreiflichen Gründen nicht in Erwähnung. Ferners fand sie es für gut, bei ihrer Erzählung die größte Kürze zu beobachten, alle überflüssigen Worte und Hindeutungen in Betreff ihrer frühern Liebesangelegenheiten wegzulassen, dabei aber Alles recht umständlich und mit großer Zungenfertigkeit hervor zu heben, was sie etwa in den Augen ihres Zuhörers in dem angenehmsten Lichte erscheinen lassen könnte. Sie spielte dabei die ungemein Tiefverletzte, die Zartfühlende, die Reine und überschwänglich Edelsinnige und Tugendhafte.

Mit großem Erstaunen hörte ihr Erlbach zu; er glaubte ihr Alles auf's Haar, was sie sagte. Laura erschien ihm als ein seltenes Wesen, als ein Engel voll Tugend und Anmuth; er war von ihrer Holdseligkeit ganz hingerissen, entzückt, begeistert und konnte unmöglich begreifen, daß es je auf der Welt ein Mann hat wagen und über das Herz bringen können, ein so edles Frauenbild auch nur mit einem einzigen falschen Gedanken zu hintergehen, die süsse Liebe eines solch holdseligen Wesens mit Untreue zu belohnen. Vitelius Erlbach war in diesem Augenblicke ganz weg, ganz in Wonne und Begeisterung aufgelös't. Er vergaß Alles, seine Leiden und Verzweiflung, seine Schwüre und Vorsätze.

„Edles, himmlisches Fräulein," sprach er im feierlichen Tone und Laura zärtlich bei der Hand fassend, „ich habe zu dieser Stunde das Unerhörteste aus Ihrem schönen Mund vernommen und meine Seele ist tief, unendlich tief erschüttert von dem Schmerz, den nichtswürdige Buben in Ihr edles gefühlvolles Herz gepflanzet! — Doch, verzeihen Sie, davon Nichts mehr in dieser für uns noch nie da gewesenen Stunde! — Nun laßt uns von etwas Anderm

reden, von Etwas, das ich in diesem bei mir Alles erschütternden Augenblick nicht mehr länger in meiner tief bewegten Brust verbergen kann. — Holdes Fräulein, verzeihen Sie . . .! Sie sind ein Engel, ein göttliches Wesen! Ich fühle mich in diesem gewaltig feierlichen Augenblick ungemein gewaltig an Sie gefesselt, durch eine seltsame, ja unerklärbare Sympathie zu Ihnen unwiderstehlich hingezogen. Wir sind Eins — Eins in unserer Natur und Wesenheit! Eine tiefe, räthselhafte Seelenverwandtschaft hat uns hier zusammen geführt — zusammen geführt, damit ich Ihnen sagen kann, daß ich Sie unaussprechlich, unerhört unbegreiflich liebe und anbete, daß ich ohne Sie nimmer leben kann, nimmer leben will. Ach . . .!"

„Mein Herr, bedenken Sie!? . . . Diese Worte . . . zu mir . . . hier, in dieser Stunde . . .!" rief oder vielmehr flüsterte Laura, sich sehr erstaunt und überrascht stellend, indem sie mit affektirter Schüchternheit ihre Hand rasch zurück zog und sich ein Paar Thränen aus den Augen wischte, die sie noch nicht geweint hatte.

„Ja, hier, hier in dieser Stunde!" fuhr Vitelius Erlbach in seiner Begeisterung fort, dabei in einem Nu aufspringend und vor Laura auf beide Knie nieder fallend. „Verzeihen Sie — Sie Göttliche! Kein langes Zögern, keine störenden Formalitäten! Sehen Sie mich an — hier zu Ihren Füssen und lassen Sie mich ungestört, offen und bedeutungsvoll in Ihr holdes, himmlisches Engelsauge schauen! — Ach, verzeihen Sie! Ach, welch allgewaltiger, Alles sagender Flammenblick! Ein Himmel lacht mir aus diesem wonnigen, seligen, reizenden, zärtlichen, süßlichen, flammenden Blicke! Ha, wie bezaubernd, reizend, göttlich! Ach . . .!"

„O, zu viel! Bei allen Göttern, halten Sie ein! Zu viel! Bedenken Sie, daß ich . . . ein schwaches Mädchen . . . leicht mich vergessen könnte . . . Oh . . .!“

„Ha, vergessen Sie sich, Reizende! Sprechen Sie aus das verhängnißvolle Wort — das Wort, das mich entweder in den Himmel erhebt, oder in den tiefsten Abgrund der Hölle schmettert, das mich entweder auf den Triumphboden meines höchsten Idealismus hinauf schleudert, oder in das Pfui der größten Miserablität hinunter taucht. Verzeihen Sie . . . und lassen Sie feierlichst das himmlische Wort von Ihren unendlich hold überschwänglichen Engelslippen ertönen!“

„Ach, wie mir auf einmal wird . . .?! Meine Sinne . . . Ich . . . Stehen Sie auf! Bei allen Göttern, stehen Sie auf! Ich beschwör' Sie!“

„Ha, ich aufstehen? In solch feierlichen Momenten steh' ich nie auf! Ich steh' auch jetzt nicht auf, bis Sie das entzückende Wort . . . Ach, ich stehe nie auf! Verzeihen Sie!“ —

„Ach, was soll ich?! — — Doch, nein . . .! Weiß ich ja doch nicht, ob Sie . . . ob Ihre Worte wahr oder falsch . . . ob Ihre Liebe mich je beglücken . . . mich als Braut zum Traualtar . . .?!“

„Sie führt Sie hin, diese meine Liebe, so wahr ich hier bezaubert, bis weit über das Unendliche hinaus bezaubert zu Ihren Füssen liege, so wahr ich der Aktuarius Vitelius Erasmus Erlbach bin! Alle Furien sollen mich zerreissen, alle Qualen der Hölle mich zu Tod martern, all chemischen Prozesse in hundert Milliarden Theilchen auflösen, wenn ich Sie nicht hinführe, Sie nicht zur Frau, ja zur Glücklichsten aller Frauen mache! D'rum lassen

Sie Ihr himmlisches, honigsüsses Ja zu meinen Ohren bringen! Zögern Sie nicht mehr länger, göttliches, reizendes Wesen — Wesen aller Wesen! Verzeihen Sie! Ach!"

„Nun denn . . . wenn dem so ist . . . es sei! — Ach, wie mir auf einmal wird?! — Meine Sinne . . .!"

Laura konnte nicht mehr sprechen; sie that einen Schrei und fällt Anfangs etwas langsam, dann ziemlich rasch in Ohnmacht. —

„O Gott, o Himmel, o Erde!" rief Erlbach erschrocken und voll Begeisterung, während er rasch aufsprang, Laura umarmte und ihr einen sehr feurigen Kuß auf die Lippen drückte.

Zu seiner größten Freude erwachte Laura sehr bald wieder aus ihrer Ohnmacht. Sie war aber ungemein schwach und angegriffen. Doch diese Schwäche dauerte ebenfalls nicht sehr lange. Laura erholte sich bald wieder. Erlbach ward darüber so gerührt, so zärtlich fühlend gestimmt, daß er sich die Thränen aus den Augen wischen mußte.

Laura bemerkte Dieß und trocknete sich ebenfalls eine heiße Thräne aus dem Auge. Sie sprach sehr wenig, ließ aber sehr oft einen tiefen Seufzer vernehmen.

Vitelius Erlbach war voll von Entzücken und wiederholte immer wieder von Neuem seine Liebesbetheuerungen. Er bot Alles auf, um der Holden die Höhe seiner Verliebtheit zu zeigen, um durch sein überschwängliches Gethu über sie den Sieg zu erringen und am Küssen wollte er gar nicht satt werden. Laura wehrte ab und seufzte. Endlich ließ sie sich, aber nur mit großer Schüchternheit, diese Liebkosungen gefallen und seufzte wieder. —

Und wie sich denn der Vitelius Erlbach wieder anschickte, seiner „Göttlichen" einen recht gewaltig zärtlichen Kuß auf die holden Lippen zu drücken, fuhr er mit Einemmale erschrocken zurück und Laura rasch in die Höhe; denn es ließ sich plötzlich aus dem nahen Gebüsche eine dumpfe, geisterartige Stimme vernehmen.

Laura zitterte und bebte und Erlbach konnte vor lauter Schrecken kaum mehr athmen. —

„Niemehr," rief die dumpfe, geisterartige Stimme, „werde ich ein weibliches Wesen lieben! Nie, niemehr werde ich einem Manne meine Liebe schenken! Das schwöre ich bei meiner Ehr und Seligkeit! Das schwören wir bei unserer Ehr und Seligkeit!"

Dann folgte aus dem Gebüsche ein schauerlich dumpfes Gelächter und nach diesem eine lautlose Stille. Erlbach sah ganz verblüfft die Laura und diese eben so verblüfft den Erlbach an.

Nun vermochte sich Erlbach nicht mehr zu halten. Er fand es für gut, sein hasenfüßliches Naturel so viel, wie möglich zu vertuschen, scheinbar seinen großen Schrecken ein wenig abzuschütteln und den Muthvollen und Heroischen zu spielen, um bei der Holden nicht den Verdacht zu erregen, daß er große Anlagen zur Feigheit habe. Muthig wendete er sich gegen das Gebüsch, hob seinen Stock kühn und drohend in die Höhe und rief mit gewaltiger, aber doch etwas bebender Stimme in dasselbe hinein: „Wer da?! Donnerwetter! Wer wagt es, hier zu sprechen?!"

„Niemehr werde ich einen Mann lieben, niemehr werde ich ein weibliches Wesen lieben!

Das schwöre ich bei meiner Ehr und Seligkeit!" schallte es wieder schauerlich dumpf aus dem Gebüsche heraus und dann folgte abermals ein schallendes Gelächter.

Laura bebte und zitterte wieder. Erlbach aber, der ebenfalls wieder bebte und zitterte, aber sich dabei so stellte, daß es Laura nicht merken sollte, sprach ihr Muth zu, schwang seinen Stock zum Zweitenmale drohend in der Höhe und schickte sich an, muthig auf das Gebüsch los- und hinein zu stürmen. Ehe er aber den ersten Schritt in dasselbe setzte, besann er sich plötzlich eines Andern, kehrte wieder zu Laura zurück und bedeutete ihr mit kurzen, flüchtigen und sehr bebenden Worten, daß er seine guten und sehr gewichtigen Gründe habe, den dummen und frechen Schreier nicht nach Gebühr zu züchtigen.

Dann hielt es Erlbach für klug und räthlich, wie nicht minder für höchste Zeit, eiligst in die Stadt zurück zu kehren; denn die Sonne war schon längst untergegangen und die Nacht bereits herein gebrochen.

Laura hielt es ebenfalls für gerathen, nicht mehr länger auf dem hölzernen Kanapee zu verweilen und hing sich an Erlbach's dargebotenen Arm. Beide huschten nun in größter Eile davon.

Kaum hatten sie sich aber etliche Schritte von dem Gebüsche entfernt, so vernahmen sie abermals ein dumpf schallendes Gelächter und dann ein großes Gekrach.

Erlbach und Laura blickten erschrocken zurück und sahen, wie sich zwei Figuren, die Eine in dunkler, die Andere in weißer Form, aus dem Gebüsche heraus wanden.

Zu seinem größten Erstaunen glaubte Erlbach, in der weißlichen Figur seine vorige Braut zu erkennen, also

jenes ungetreue weibliche Wesen, dem er öfters die Hand hatte küssen dürfen, das er nach öfteren Handküssen mit einem „reinen Null" überrascht hatte und wegen dem er aus lauter Verzweiflung bald in die Gewässer gegangen wäre, und der Laura schien es fast mehr als sicher, daß die schwärzliche Figur ihr jüngstvergangener Bräutigam, nämlich der Schnackelberger, sein müsse, also jenes „gefühllose männliche Wesen," das, wie sie glaubte, mit einem andern ebenfalls sehr gefühllosen weiblichen Wesen durchgebrannt sei.

Laura that einen lauten Schrei und Erlbach einen halblauten Knurrer und dann setzten sie ihre Füsse so schnell in Bewegung, als es ihnen nur immer möglich war. Und während sie so, bald in schneller, bald wieder in schnellerer Bewegung dahin keuchten, sagte Erlbach der Laura nicht, für was er die weißliche Figur gehalten, und Laura sagte ebenfalls nicht, daß sie in der schwärzlichen Figur so viel wie sicher ihren Jüngstvergangenen, den gefühllosen Schnackelberger, erkannt habe. —

Vier Wochen darauf führte Vitelius Erlbach seine holde, auf dem hölzernen Kanapee im englischen Garten so seltsamer Weise eroberte Laura wirklich zum Altar. Laura war entzückt und Erlbach vor Freuden ganz ausser sich; denn Laura hatte endlich einen Mann bekommen und Erlbach einen „holden Engel."

„Du bist nun mein, ewig mein, holdliebliches, süsses, wonnigliches Laurchen!" rief Erlbach in der grenzenlosesten Ueberschwänglichkeit seines Entzückens aus. „O, welch ein

Glück, welch ein ungeheures, unaussprechliches, unbegreifliches Glück! O Sterne, o Mond, o Sonne, sehet auf uns herab und beneidet uns in unserer Alles übersteigenden und noch nie da gewesenen Glückseligkeit!

O, himmlisches Laurchen, voll Süsse und Milde,
O, laß mich Dich küssen, Du kostbar Gebilde!
O, laßt uns nun wandeln durch Rosen und Auen,
Mich täglich in's jungfräulich Auge Dir schauen!"

So sprach und verselte Erlbach am Hochzeitstage zu Laura und auch fort und fort in den nächsten Tagen. Laura sah ihren Erlbach mit einem schmachtenden, ihm unerklärlich scheinenden Blick an und erwiederte halblaut und mehr seufzend als sprechend: „O ja, Vitelius, Du hast recht! Wir sind . . . sind jetzt recht . . . recht glücklich. —"

Als die Vermählung des Vitelius Erlbach mit Fräulein Laura in der Stadt bekannt ward, fehlte es nicht an bösen Zungen und da und dort hieß es: „Seht doch, wie es oft geht! So hat dieses flatterhafte und gefallsüchtige Ding doch noch Einen erwischt und über das Eis geführt."

Nach einiger Zeit mußte Erlbach zu seinem größten Erstaunen die für ihn höchst unangenehme und bedeutend unpoetische Bemerkung machen, daß sein „holdes und liebenswürdiges Laurchen" immer weniger hold und liebenswürdiger wurde, und nach noch einiger Zeit fand er fast gar nichts Holdes und Liebenswürdiges mehr an ihr. Am Meisten mußte er aber Dieß bemerken, wenn er mit Laura Arm in Arm in den Strassen und auf öffentlichen Plätzen einen Spaziergang machte. Da kam ihm oft

Einer entgegen, der ihm fast ein wenig spöttisch und unhöflich in's Gesicht lächelte, während er seine Ehegesponsin sehr höflich und fast ein wenig mehr als freundlich grüßte und diese den Gruß eben so freundlich und fast ein wenig mehr, als zutraulich erwiederte. Und wenn Erlbach mit ihr wieder heimwärts ging, so griff er oft ganz unwillkührlich unter den Hut, um sich durch Betastung seiner Stirne zu überzeugen, ob ihm da nichts Widerwärtiges heraus wachse. —

Ueber diese, so wie überhaupt auch über alle seine sonstigen Bemerkungen ließ sich Erlbach aus Gründen, die mit seinem Hausregiment zusammen hingen, mit der holden Ehehälfte selten in ein näheres Zwiegespräch ein; denn er liebte den häuslichen Frieden und nahm sich fest vor, allmählig ein stiller Dulder zu werden, als solcher mit großer Resignation auszuhalten, alle poetischen Ergüssungen und Schwärmereien, also seine ganze Poeterei, an den Nagel zu hängen und seine ehelichen Angelegenheiten nicht mehr von rein poetisch zärtlichen, sondern vielmehr vom rein nüchtern, praktisch philosophischen Standpunkte aus aufzufassen, zu betrachten und zu behandeln.

Davon ließ er seiner Holden wieder sehr selten ein Wörtlein verlauten; aber um so öfter dachte er an seinen früher gethanen Schwur „niemehr ein weibliches Wesen zu lieben,“ und noch öfter bereute er es bitter, daß er diesen Schwur in jener unglückseligen Stunde auf dem verhängnißvollen, hölzernen Kanapee im englischen Garten so unüberlegt und leichtsinnig wieder gebrochen hatte. —

Laura machte sich aber wegen des Bruches ihres früher gemachten Eides durchaus keine Gewissensbisse, traktirte die Angelegenheiten und Pflichten ihres Ehestandes ganz unumschränkt und ungenirt nach ihrem Sinne, ließ ihren Erasmus Vitelius als stillen Dulder neben ihr geduldig einher wandeln und blieb dabei, was sie war, nämlich Eine von Denen, die dem weiblichen Geschlechte nie eine Ehre machen. —

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.

Inhalt.

Zagler, J. J.

Erzählungen

Bd.: 1

München 1862